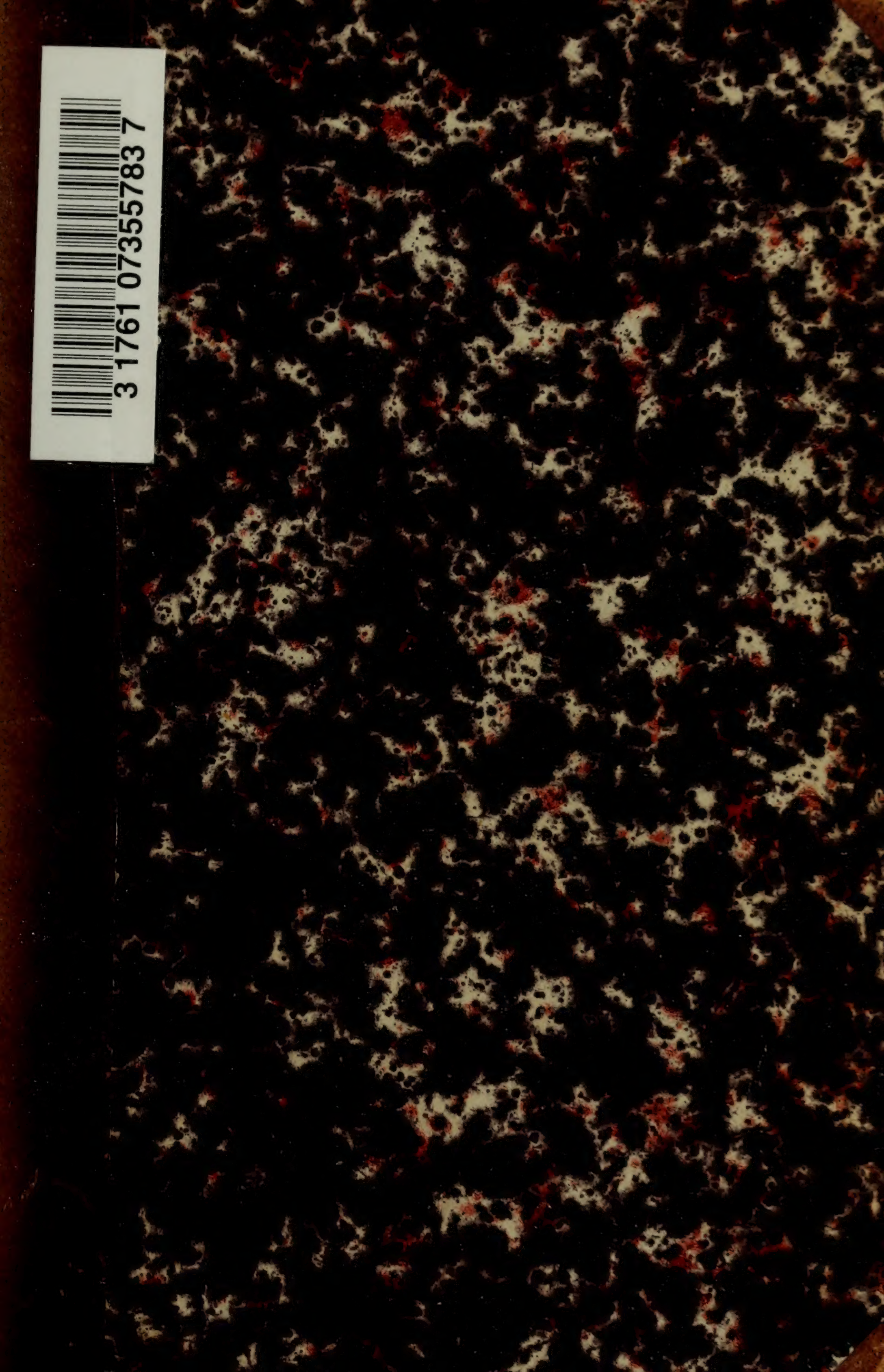


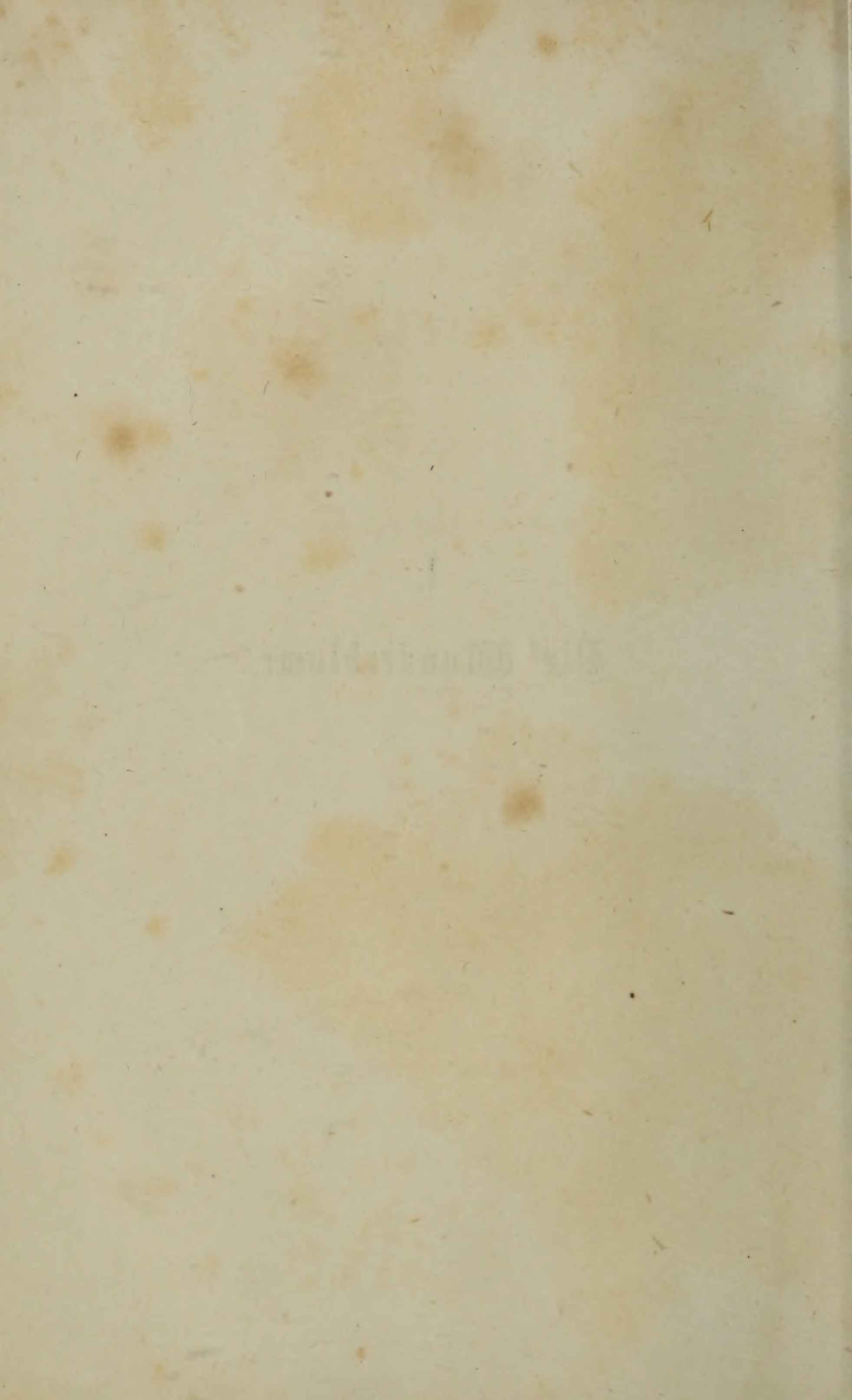






I.

Die Wunderblume.



Mozart.

Ein Künstlerleben.

Cultur-historischer Roman

von

Heribert Rau.

Erster Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.



Vorwort.

„Ich drücke meinen vollen, frohen Kranz
„Dem edlen Meister auf die hohe Stirne!“

sagt Göthe in seinem „Tasso,“ und mit diesen Worten unseres größten Dichters ist auch der erste und tiefste Beweggrund ausgedrückt, der dem vorliegenden Buche das Leben gab. Es entsprang einer Verehrung, einer innigen Begeisterung für Mozart, den liebenswürdigen Menschen, den erhabenen Meister der Töne.

Aber sind denn diesem Heros der Tonkunst nicht schon auf dem Gebiete der Literatur würdige Denkmale gesetzt? — Gewiß! — gab uns doch gerade die neuere und neueste Zeit: „Mozart's Leben“ von Alexander Oulibicheff und das ausgezeichnete Werk gleichen Titels von Herrn Professor Dr. Jahn. So vortrefflich nun aber auch diese Werke sind, namentlich das Letztere, so haben sie doch unstreitig einen ganz anderen Zweck, als das vorliegende Buch. Beide sind im strengsten Sinne des Wortes „musikalische Werke,“ die sich überwiegend mit der Analyse der Tonschöpfungen Mozarts befassen; die demnach aber auch nur für Leser geschrieben sind, welche, im höheren Sinne, zu den musikalisch Gebildeten zählen. Ihr Zweck ist also ein rein artistisch-wissenschaftlicher.

Die Aufgabe des vorliegenden Buches ist dagegen eine andere. Ohne alle Pretentionen auftretend, soll es — in der freundlichen, allgemein zugänglichen Form des Ro-

manes — der deutschen Nation im Allgemeinen einen ihrer größten und herrlichsten Söhne näher führen, und damit der Liebe, der Verehrung und der Begeisterung für Mozart und seine Werke neue Nahrung geben, so wie den Sinn für die Schönheiten seiner Schöpfungen schärfen. Für Diejenigen, die alsdann noch tiefer in die musikalische Analyse eindringen wollen, weist es stets auf die betreffenden Stellen in den Werken Oulibicheff's und Jahn's hin. Zugleich führt es aber auch, die höhere Aufgabe des historischen Romans festhaltend, in die Geschichte und in die Culturzustände der damaligen Zeiten ein, sich bemühend, ein treues Bild derselben vor den Augen des Lesers zu entrollen.

Das ist der Zweck des vorliegenden Werkes und die Aufgabe, die es sich gestellt hat. Vielleicht wird dabei auch ein wenig das Gewissen des deutschen Volkes erschüttert, das seinen Heroen, — seinen edelsten und herrlichsten Söhnen — so gerne Monumente setzt, wenn es sie erst... hat untergehen lassen.

Und so mögen denn recht Viele diese Blätter aufschlagen und mit Lust und Liebe lauschen, was sie erzählen, denn:

„Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand;
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland!"

Dies Zauberland aber ist das Reich der Töne, in welchem Mozart König war.

Frankfurt a/M.,
im März 1858.

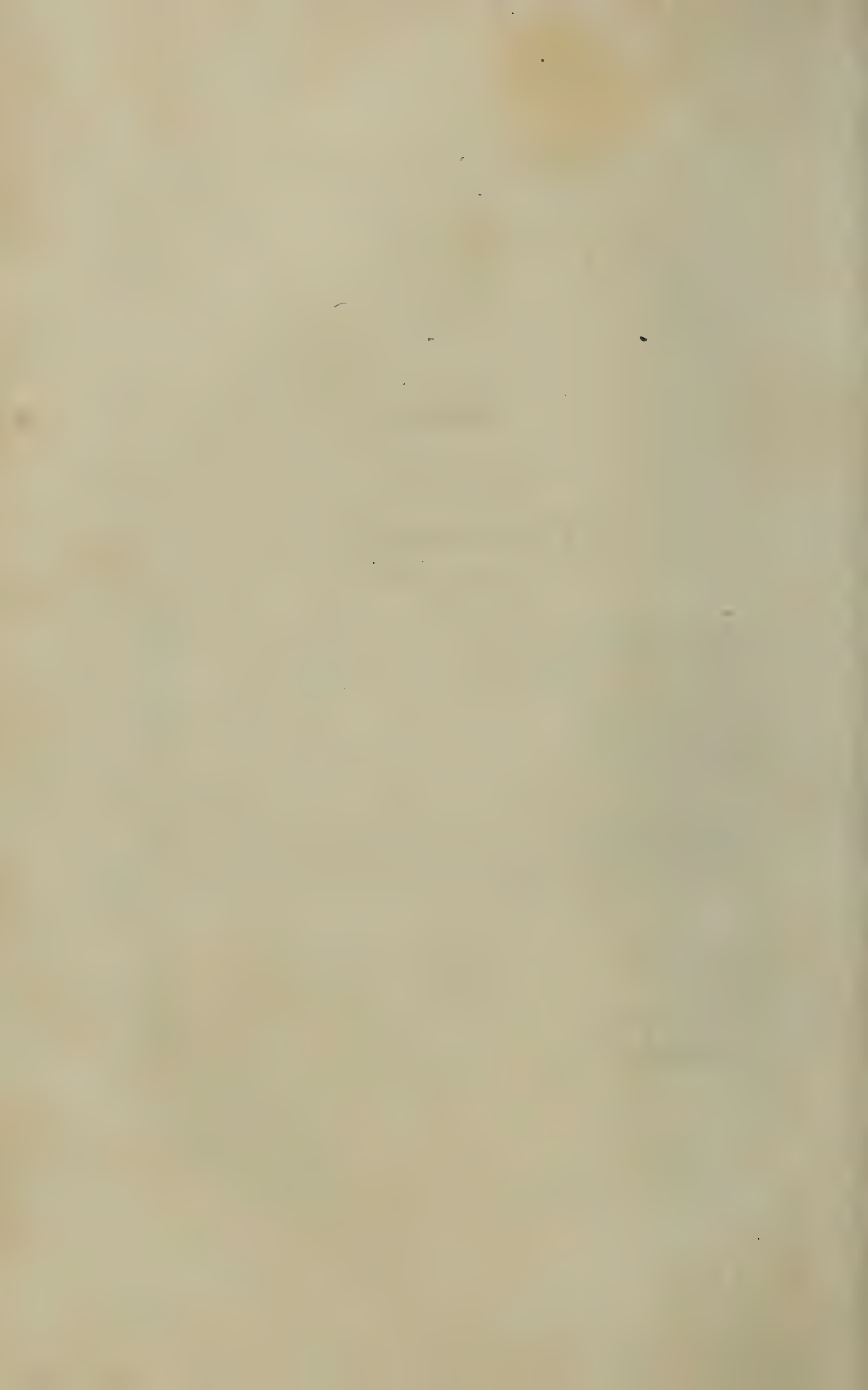
Der Verfasser.

Inhalt.

I. Die Wunderblume.

(Mozart's Kindheit.)

	Seite
Ein Geburtstag	1
Die Musikanten und die Musikantenkutsche	21
Hoffnungsvolle Tintenkleckse	34
Der kleine Virtuose	49
Ein neuer Amphion	65
Am Wiener Hof	71
Der kaiserliche Zahlmeister	90
Cavalier und Freier	103
Heimkehr und Ueberraschung	114
Die Encyklopädisten	127
Frau von Pompadour	161
Choisy-le-Roi	185
In Paris	213
Ein Abend am Hofe zu Versailles	225
Die ersten Werke	257



Ein Geburtstag.

„Wie du nun wieder aussiehst, Wolfgangerl!“ — rief die Frau Vice-Capellmeister Mozart ihrem dreijährigen Söhnchen zu, indem sie ihm mit mütterlicher Sorgfalt die Kleider abstaubte und den gefältelten Hemdkragen, der die offene Brust des Kindes sehen ließ, zurechtzupfte. „Wie, um aller Heiligen Willen, kommt denn nur der viele Sand in dein Haar? Deine Schwester hat dich doch erst so schön gekämmt, und heute ist Vaters Geburtstag!“

„Ja, Mama, ich und Schachtner's Andres haben Purzelbäume geschlagen!“ — sagte Wolfgang ernsthaft und schaute die Angeredete so offen und kindlich an, daß die leisen Falten, die sich auf der hohen Stirne der Frau Vice-Capellmeister zusammen gezogen, rasch verschwanden.

„Purzelbäume!“ — wiederholte mit mühsam unterdrücktem Lächeln die Mutter und gab dem Schelmengesichtchen einen scherzhaften Streich auf die Wange: — „Wie kann man nur Purzelbäume machen, wenn man seine schönen Sonntagskleider an hat. Weißt du nicht, daß diese dem Vater so viel Geld kosten, und er das Geld dafür mit Mühe und Sorgen verdienen muß?“

„Ja!“ — rief das Kind und seine Augen feuchteten sich, denn der Gedanke, den geliebten Eltern wehe gethan zu haben, berührte sein zartes, empfängliches Gemüth peinlich: — „der Kopf ist ja nur auf die Erde gekommen, die Beine waren immer in der Höhe.“

„Und daher ist das ganze Haar voll Schmutz und Sand und die Kleider sind bestaubt von unten bis oben.“

„Nun, so mach' mir den Sand aus den Haaren!“ — rief der kleine Wolfgang — „und ich will es nicht mehr thun. Aber“ — setzte er bittend hinzu und lehnte sich schmeichelnd an die volle, noch immer schöne Gestalt der Mutter — „du bist mir doch nicht mehr böse, Mamachen?“

„Wenn du brav bist, gewiß nicht!“ — entgegnete Frau Mozart und drückte einen Kuß auf die Lippen des Kindes. Wolfgang aber sprang fort und rief seinen kleinen Freund Andreas Schachtner wieder zu sich, der in der anstoßenden Stube geblieben war.

„Was machen wir jetzt?“ — frug er darauf diesen — „wir sollen keine Purzelbäume mehr schlagen.“

„Nun“ — entgegnete Andreas — „so spielen wir Schule.“

„Recht!" — versetzte Wolfgang — „aber im andern Zimmer. Drüben ist's wärmer. Ich bin der Schulmeister und du gehst in die Schule. Nimm die kleine Bank, ich nehme die Tafel und die Kreide."

Andreas gehorchte. Als er aber in das andere Zimmer gehen wollte, hielt ihn Wolfgang am Arme fest und rief:

„Das geht nicht so! Stelle dich hinter mich! So — — und nun marschiren wir erst rings in dem Zimmer herum und dann hinüber, und ich singe den Marsch dazu."

Und der kleine Mann sang mit leuchtenden Blicken und kindlichem Stimmchen einen Marsch, den er erfand, und beide tappten im Takte mit den Füßen auf, daß der Staub in Wolken emporwirbelte.*)

Glücklicherweise war die Mutter in der Küche beschäftigt und Nannerl, die siebenjährige Schwester, half ihr; denn auf des Vaters Geburtstag sollte einmal eine Ausnahme in der sonst so streng geregelten und höchst bescheidenen Haushaltung gemacht werden. In der That verbreitete denn auch ein am Feuer stehender Braten seine Düfte durch das Haus, und eben jetzt schob die Frau Vice-Capellmeister seiner Erzbischöflichen Gnaden zu Salzburg einen prächtigen Kuchen in den Ofen.

Während dieser luxuriösen Vorbereitungen aber hatten sich die beiden Knaben in dem warmen Zimmer eingerichtet.

---

*) G. N. von Nissen: Biographie W. A. Mozarts S. 17. Otto Jahn: I. Thl. S. 29.

Andreas saß auf der Erde und hatte eine Fußbank vor sich über seine ausgestreckten Beine gestellt, auf der die Schiefertafel lag. Wolfgang aber, als Lehrer, hatte bereits den ganzen Fußboden, die Stühle und Wände mit der Kreide bearbeitet und unförmliche Zahlen, die mehr Kratzfüße denn eigentliche Zahlen waren, in Masse auf denselben angebracht.*) Eben wollte er auch den alten mit Leder überzogenen Sessel im heiligen Eifer als Grundlage seiner Vorschriften benutzen, als die Schwester, das Tischzeug auf dem Arme, eintrat. Aber Messer und Gabeln und Tischtuch wären ihr bei dem Anblick des Zimmers beinahe aus den Händen gefallen. Sie stand im ersten Augenblicke wie versteinert, dann aber rief sie:

„Jesus Maria! Wolfgangerl, was hast du denn da wieder gemacht?"

Der Bruder sah sie erstaunt an und frug mit der vollsten Unschuld:

„Was denn, Nannerl?"

„Je nun, die Kreide!"

„Ich bin Schullehrer!" — entgegnete der Kleine mit komischer Würde — „und da muß ich vorschreiben und Zahlen machen."

„Aber doch nicht auf Fußboden, Stühle und Wände!" — rief die Schwester verzweifelt: — „Mama und ich haben

---

*) Jahn: I. Thl. 31. Andreas Schachtner: Brief vom 24. April 1792 aus Salzburg. Nissen. Oulibicheff u. s. w.

gestern fast die halbe Nacht durch gefegt, damit alles recht blank und schön heute sei, und nun ....."

„Nun, ich will's wieder wegwischen!" — sagte Wolfgang; aber die Schwester warf nun wirklich das Tischzeug auf den Sessel und sprang herbei, denn der kleine Schulmeister machte Miene, die Stühle mit dem Aermel seines Sonntag-Kleides zu reinigen. Glücklicherweise kam ihm Nannerl noch zuvor, und indem sie ihn zurückschob, tilgte sie mit ihrer Schürze und einem herbeigeholten Schwamme die Spuren der kindlichen Schulweisheit.

Wolfgang, der jetzt erst überlegte, was er gethan, stand beschämt da und sah der Schwester schweigend zu. Aber es schmerzte ihn auch, daß er Nannerl betrübt und ihr doppelte Arbeit gemacht hatte.

Als diese daher mit dem Abwischen fertig war, trat er leise zu ihr hin, zupfte sie am Kleide und frug, wie er seiner Gewohnheit nach wohl zwanzigmal im Tage zu thun pflegte:

„Nannerl, hast du mich lieb?"

Aber die Schwester war in der That ärgerlich und sagte:

„Nein, wenn du solche Sachen machst, habe ich dich nicht lieb!"

Doch das war zu viel für das gefühlvolle Herz des Kindes. Rasch drehte es sich um, die Thräne nicht sehen zu lassen, die in seinem Auge glänzte, und indem es sich in eine Ecke des Zimmers setzte, brütete es schweigend und traurig vor sich hin. Da zerriß die Wolkendecke, die bis jetzt den winterlichen Himmel verdunkelt. Ein Sonnen-

strahl fiel in das kleine Zimmer, und wie er den Käfig mit dem Canarienvogel traf, reckte dieser vergnügt das Köpfchen, hüpfte einigemal munter von einem Stängchen auf das andere und fing dann plötzlich an, aus voller Kehle zu schmettern.

Aber was ist das? Warum verklären sich die Züge des kleinen Wolfgang mit einemmal so wunderbar? Seine Augen strahlen, seine Wangen röthen sich; — ein, weit über sein kindliches Alter hinausgehender Ausdruck von Begeisterung gibt seinen jugendlichen Zügen etwas ganz Eigenthümliches, fast möchte man sagen „Ueberirdisches!"

Wolfgang, — der kleine, dreijährige Wolfgang ist jetzt nur Ohr. Er lauscht dem Schmettern seines gefiederten Lieblings und vergessen ist sein kleiner Kummer, vergessen sind Schwester und Spielgefährte, — vergessen ist Alles um ihn her!

Es ist ein Kind, das hier den süßen Tönen lauscht; — aber das innerste Wesen dieses Kindes ist so wunderbar organisirt, daß Musik jede Faser seiner Nerven, seines Gehirnes, freudig erbeben macht, daß seine Seele gleichsam selbst Musik ist — die dunkle, noch verschwimmende Ahnung einer das Weltall durchziehenden ewigen, göttlichen Harmonie!

Der kleine Wolfgang weiß noch nicht was Musik ist; aber wo und wie sie sein Ohr trifft, elektrisirt sie ihn. Er singt sich einen Marsch, wenn er sein Spielzeug trägt; — er schwimmt in Entzücken, wenn sein Canarienvogel sich, wie jetzt, hören läßt.

Aber der Vogel hat längst zu schlagen aufgehört; sein kleiner Spielgenosse Andreas hat sich nach Hause geschlichen; — — Wolfgang indessen sitzt noch unbeweglich in der Ecke des Zimmers und sieht und hört nicht; aber . . . , . er denkt, er träumt im wachen Zustande. Es klingt so etwas wie Märchen in ihm nach, — wie Märchen, die die gute Mutter ihm Abends vor dem Schlafengehen schon erzählt hat. Wolfgang träumt sich: er sei ein König, und sein Königreich heiße „Rücken," — und seine Einbildungskraft gebärt ihm ganz eigene Geschöpfe und Städte und Berge und Seen, welchen er phantastische Namen gibt.*) Auf seinem Haupte aber sitzt eine Krone und von ihr aus geht ein Glanz, der weit, weithin seine Strahlen wirft.

Lange sinnt und träumt der Knabe auf diese Weise, — und lange würde er noch still weiter geträumt haben, hätte ihn jetzt nicht ein Kuß aufgeschreckt. Erstaunt blickt er empor. Es ist die Schwester, mit dem treuen, lieben, freundlichen Gesicht. Rasch umschlingt er ihren Hals und seine erste Frage ist: „Hast du mich auch lieb?"

„Ja!" — entgegnet jene herzlich, und beide halten sich innig umschlossen.

Es war eine schöne, liebliche Gruppe; aber der kleine unruhige, für alle Sinneneindrücke so zart organisirte Mensch, vermochte jetzt plötzlich einem andern Einflusse,

*) Carl Gollmick „W. A. Mozart." Nach biographischen Quellen bearbeitet.

als dem der Geschwisterliebe, nicht zu widerstehen. Es war in der That komisch, wie sich — noch in den Armen der Schwester und von ihren Küssen glühend — das Köpfchen hob, und die weit geöffneten Nasenflügel bekundeten, daß Wolfgangerl auf dem Wege der Geruchsnerven die gastronomische Thätigkeit der Mutter entdeckt. Freude leuchtete aus seinen Zügen, und auf dem Schiffe des Columbus konnte man nach der langen, gefährlichen und mühseligen Fahrt das Wort „Land!“ nicht so begeistert und triumphirend ausrufen, als der kleine Mozart jetzt rief: „Es gibt Kuchen!“

„Ja,“ — sagte die Schwester lachend, — „und zwar einen Geburtstagskuchen, denn wie du weißt, ist Papa heute 49 Jahre alt.“

„Freilich weiß ich es!“ — entgegnete Wolfgang, — „ich habe ja ein Gedichtchen dazu auswendig gelernt.“

„Kannst du es denn noch?“

„Warum nicht.“

„So sage es einmal.“

„Ja!“ — sagt der Kleine schlau lächelnd und mit verlangenden Blicken — „wenn du mir zuvor den Kuchen gezeigt hast!“

„Du bist ein kleines Leckermäulchen!“ — rief die Schwester; aber sie nahm ihn doch bei der Hand und führte ihn in das anstoßende Zimmer, woselbst mitten auf dem reinlich gedeckten Tische ein prächtiger Kuchen stand.

Wolfgang, der so klein war, daß er kaum auf den Tisch sehen konnte, postirte sich dicht vor denselben, erhob

sich auf die Zehen und betrachtete das gastronomische Kunstwerk seiner Mutter mit einer Mischung von Ehrfurcht und Lüsternheit. Noch aber zog er die süßen Düfte mit tiefen Zügen ein, als sich die Thüre öffnete und beide Eltern in derselben erschienen.

Der Vice-Capellmeister war ein schöner Mann, nicht groß, aber von edlen Formen. Seine Kleidung war sehr einfach, fast konnte man sagen ärmlich; aber dennoch war sein Erscheinen ein stattliches, wozu der würdevolle Ernst seiner wahrhaft edlen und schönen Züge, die hohe, gedankenvolle, den Musiker auf den ersten Blick verrathende Stirne, der kleine, fein geschlossene Mund und der sinnige Blick der Augen nicht wenig beitragen mochten. Dabei war in ihm der Deutsche von ächtem Schrot und Korn nicht zu verkennen. Auch seine Gattin trug die Spuren großer Schönheit, und bildete sich noch immer viel darauf ein, daß sie beide einstens allgemein als das schönste Ehepaar in ganz Salzburg gegolten. Freilich hatten seitdem viele und schwere Sorgen, harte und häufige Schicksalschläge kleine Furchen in beider Antlitz gezogen, aber die Liebe wenigstens — auf gegenseitige Achtung gegründet — hatte nichts dadurch gelitten. Im Gegentheil, sie war doppelt erstarkt im Feuer des Schicksals, inniger geworden durch so manche trübe Stunden, die man gemeinsam durchgekämpft.

Darum war auch die Feier des heutigen Tages, so still und einfach er begangen wurde, keine gekünstelte. Sie ging vom Herzen und drang zum Herzen, und so gerade liebte es Herr Leopold Mozart und er hielt viel auf solche

kleine Familienfeste, die dem häuslichen Leben, wie er sagte, so nöthig seien, wie dem öffentlichen die Sonn- und Festtage, und ihm Farbe, Licht und Wärme gäben. —

Mit sichtlicher Rührung nahm daher auch der im Leben so kalte und berechnende Mann die Glückwünsche der Seinen hin. Wolfgangerl aber ward auf einen Stuhl gestellt und sprach, den offenen Blick mit kindlicher Liebe auf den Vater gerichtet:

Was schlägt mein Herz, so froh und laut
Dem Tag, der freundlich niederthaut,
Dem jungen Tag entgegen?
Er grüßet mich in Gluth und Schein
Und jubelt mir in's Herz hinein:
„Ich bringe Glück und Segen!"

Ja, Glück und Segen bringst du mir,
Denn, schöner Tag, ich danke dir
Des treuen Vaters Leben!
Durch ihn ward mir ja Licht und Luft,
Und Alles, was in Herz und Brust
Mir Göttliches gegeben!

Wie treu und lieb sein Auge spricht:
„Vergiß des rechten Pfades nicht,
„Laß Tugend uns verbinden!"
Ja, Vater, ewig bleib ich dein,
Und immer sollst du brav und rein
Mein Herz im Leben finden!

Der kindliche Ton, mit welchem der Kleine dies schlichte Gedichtchen gesprochen, der Ausdruck des theilweisen Verständnisses der aus der Art des Vortrages hervorging und

weit über die Jahre des Kindes hinausreichte, ergriffen Vater und Mutter so sehr, daß sie Wolfgang mit Thränen im Auge an ihr Herz drückten.

Eine außerordentliche Frühreife war hier nicht zu verkennen, und vielleicht hätte, gerade durch diese Erkenntniß geweckt, ein peinliches, beängstigendes Gefühl in dem Herzen der Eltern jetzt Platz gegriffen, wäre diese Stimmung nicht rasch durch eine ebenso kindliche als naive Aeußerung des Knaben verscheucht worden.

Noch auf dem Stuhle stehend, die kleinen Aermchen um den Nacken des Vaters geschlungen, die großen Augen auf diesen gerichtet, sagte er langsam: „Väterchen, ich hab' dich lieb, sehr lieb! und wißt ihr was, gleich nach dem lieben Gott kommt der Papa!" *)

Der Vater umarmte ihn; aber er konnte nichts sagen, als: „Behalte beide im Herzen und es wird dir wohlgehen!"

In diesem Augenblicke traten die Hofmusiker Adlgasser und Lipp — beide Freunde des alten Mozarts — ein. Die Mutter hatte sie zu Tisch gebeten, und, so wenig es sonst im Mozartischen Hause üblich war, Gäste zu sehen, so sehr trug diese Einladung heute zur allgemeinen Heiterkeit bei. Man scherzte, man sprach von Diesem und Jenem, und kam endlich auch auf die Verhältnisse zu reden, die alle Anwesenden berührten und die nichts weniger als angenehm erschienen.

---

*) Historisch.

Die anwesenden Männer waren ja sämmtlich in der Capelle des Fürst-Erzbischofs von Salzburg angestellt, von diesem aber unglaublich schlecht besoldet*) und in einer Weise behandelt, die es kaum begreifen läßt, warum sie den Erzbischöflichen Dienst nicht aufgaben. Aber es waren sämmtlich höchst bescheidene Naturen, und was sie anzog und hielt, war die Aussicht auf Versorgung der Wittwen, die Umgebung des Hofes und das behagliche und wohlfeile Leben in dem gemüthlichen, so romantisch gelegenen, von den herrlichsten Bergen umschlossenen Salzburg.

Freilich gehörte eine so unerschütterliche Ausdauer, ein so nie ermüdender Fleiß, eine so große Einfachheit und Sparsamkeit dazu, wie sie der alte Mozart besaß, um am Erzbischöflichen Hofe zu Salzburg auszuhalten. Nur die vielen und mühsamen Unterrichtstunden auf Violine und Clavier, die der Vice-Capellmeister, außer seinem Dienste bei dem Fürsten und in der Metropolitankirche, noch gab, und der kleine Verdienst, den ihm seine Compositionen abwarfen, machten ihm eine bescheidene Existenz möglich.

Davon war denn auch eben die Rede, als Adlgasser sagte:

„Wir müssen uns freilich alle schinden; aber Vater Mozart hat doch noch etwas Besonderes davon."

„Etwas Besonderes?" — wiederholte der Capellmeister — „daß ich nicht wüßte."

---

*) Nissen: Seite 7. — Oulibicheff: Mozart's Leben. I. Thl. S. 5. Otto Jahn: W. A. Mozart. I. Thl. S. 10.

„Ei, ei, wie bescheiden!“ — fuhr jener fort, — „ist denn der Ruhm und die Ehre nichts?“

„Und wo hätte ich die verdient?“ — rief Leopold Mozart die Gläser der Freunde auf's Neue füllend — „etwa mit meinen Violinstunden?“

„Nein!“ sagte Adlgasser — „die machen Euch zwar auch alle Ehre; was ich aber meine, das ist die Herausgabe Eurer trefflichen Violinschule, die so großes Aufsehen erregt.*)“

„Und bereits in's Französische und Holländische übersetzt ist!“ — fügte Lipp hinzu.

„Nun“ — versetzte Mozart, sich vergnügt die Hände reibend, — „ich würde lügen, wenn ich nicht eingestehen wollte, daß mich in der That der Erfolg dieses Unternehmens glücklich macht. Ich danke denn auch meinem Schöpfer alle Tage recht innig dafür, daß er mir so viel Sinn für Musik gegeben hat. Und meine Violine, o! über meine Violine geht mir — nach Frau und Kindern — nichts. Am reinsten spricht sich eben doch das Wesen der himmlischen Tonkunst in der Instrumentalmusik aus, da diese, jede fremde Beimischung verschmähend, der ungetrübteste Ausdruck der Seele ist. Kinder! wenn ich glücklich bin, so jauchze ich meine Lust auf der Violine aus; — will ich beten, so recht innig beten, so geschieht es in den Glockentönen meiner Violine; — drückt mich die Sorge

---

*) Otto Jahn: W. A. Mozart I. Thl. S. 14, 22. Marpurgs histor.-kritische Beiträge III. Thl. S. 160.

zu Boden, nun so weint sie mit mir oder sie tröstet mich, wie ein von Gott gesandter Engel! — Und ist denn die Musik nicht überhaupt die geheimnißvolle Sprache Gottes, die die Brust jedes, für sie empfänglichen Menschen mit wunderbarer Allgewalt berührt? Ist sie nicht die Sprache, in der der ewige göttliche Geist selbst in der Natur zu uns Allen spricht, wenn der Frühling jubelt und der Sturm heult, — wenn die Lerche schmettert und der tobende Ocean in furchtbar erhabenen Accorden brüllt?"

„Ja, ja!" — rief Adlgasser mit leuchtenden Augen — „es liegt ein wunderbarer Zauber in ihr. Orpheus Lyra öffnete die Thore des Orcus! Welch' tiefer Sinn ruht in dieser reizenden Sage der Griechen."

„Es liegt die hohe, beseligende Wahrheit darin" — sagte Lipp: — „die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt."

„Ja!" — rief Adlgasser — „eine Welt der höchsten Sehnsucht, der heiligsten Liebe, des reinsten Schmerzes, der göttlichsten Begeisterung!"

„So laßt uns dies Glas zu Ehren der holden Musika leeren!" — fiel hier Vater Mozart ein. — „Glücklich der, dem Gott Sinn und Empfänglichkeit für sie gegeben hat. Ist er auch sonst ein armer Teufel, wie wir es alle sind, nun, so gibt es doch Stunden, in welchen er sich, durch die Huld dieser Göttlichen als einen König, als einen Krösus träumen kann. Darum: Hoch lebe die edle Musika!" und die Gläser klangen und ein freudiges

„Hoch!“ erschallte und Alle, auch Wolfgangerl, stießen mit an, obgleich er nicht wußte, wovon die Rede war und der Kuchen seine volle ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Aber des Vaters Blicke ruhten mit Wohlgefallen und Zärtlichkeit auf ihm und der Schwester.

„Ihr zwei seit von sieben Kindern die einzigen, die der Herr mir gelassen,“ — sagte er dann fast wehmüthig — „ob wohl so ein Bischen musikalischer Sinn auf euch übergehen wird?“

„Warum nicht?“ — versetzte die Mutter — „Nannerl hat recht viel Sinn dafür. Es käme jetzt nur auf die Probe an. Du hast ihr ja lange schon versprochen, den Clavierunterricht mit ihr zu beginnen.“

„Ach ja, Papachen!“ — bat diese — „laß mich endlich Clavier lernen. Ich bin ja sieben Jahre alt und verspreche dir auch recht fleißig zu sein.“

„Gut denn“ — sagte der Vater — „und damit ihr seht, daß ich dankbar für die viele Liebe bin, die ihr mir heute entgegengebracht, so will ich auch heute noch, wenn wir aus der Nachmittagskirche nach Hause kommen, mit Nannerl die Lectionen beginnen.“

„Und ich?“ — rief hier Wolfgang — „soll ich nicht auch Musik lernen?“ — Alle lachten; der Vater aber sagte: „Du, Männchen, du mußt erst noch wachsen, damit du über das Clavier hinaussehen kannst. Aber ein Musiker wirst du doch auch gewiß werden?

„Ja!“ — rief der Kleine — „ich spiele schon.“

„Gewiß“ — versetzte die Mutter heiter — „mit Andres Purzelbäume schlagen!“

„Nein“ — rief Wolfgang erhitzt, denn sein leicht verletzbares Ehrgefühl war empfindlich berührt, — „ich habe ihm diesen Morgen erst einen Marsch vorgeblasen!“

Allgemeine Heiterkeit folgte dieser kindlichen Aeußerung, während sich die Gesellschaft erhob und zum Kirchgang anschickte, da Mozart, Adlgasser und Lipp auch den Nachmittag in der Metropole zu thun hatten.

Es war ein ziemlich trüber Dezembertag und die Nacht lag daher schon völlig über der Erde, als die Familie Mozart in ihre stille Behausung zurückkehrte. Noch glühten die Kohlen im Ofen, die warmen Winterkleider wurden abgelegt, wenige Holzstücke genügten, das Feuer wieder laut aufprasseln zu lassen, und bald war auch der Kaffee gekocht, der den Bescheidenen als Vesper- und Abendbrod zugleich diente.

Nachdem er eingenommen war, und sich alle genügend erwärmt hatten, schlug der Vater das Clavier auf und rief die Tochter herbei, um — seinem Versprechen getreu — mit ihr die erste Clavierstunde zu beginnen.

Nannerl zeigte vom ersten Augenblicke an viele Gelehrigkeit; der kleine Wolfgang aber stand, die Hände auf den Rücken gelegt, neben der Schwester und rührte sich nicht. Er nahm sich in der, von den Kerzen des Claviers auf ihn zurückfallenden Beleuchtung reizend aus. Die offene, nur von dem weißen gefältelten Hemdkragen halb bedeckte Brust, das zarte Gesichtchen mit den feinen Zügen,

die sich von Minute zu Minute bei den kindischen Uebungen der Schwester mehr und mehr verklärten, schufen ihn zu einem allerliebsten kleinen Bilde, an welchem denn auch das Auge der Mutter mit stillem Entzücken hing.

So verging die Stunde, ohne daß der sonst so lebhafte und auf kindische Spiele verlegene Knabe auch nur einen Augenblick seine Stellung verlassen hätte. Ganz neue Gedanken mußten in ihm erwacht sein, und während er doch sonst seinen Vater so oft hatte vortrefflich spielen hören, ohne seinem Spiele besondere Aufmerksamkeit zu schenken, fesselten ihn heute die ersten Griffe der Schwester mit wunderbarer Gewalt. Des Vaters vollendetes Spiel lag eben dem Kinde zu fern, die gewaltigen Melodien rauschten über ihn hinaus. Jetzt aber durchzuckte ihn plötzlich und zum erstenmale in seinem Leben der Gedanke: das kannst du auch!

Sein Auge wich daher nicht von Nannerls Fingern, sein Ohr erfaßte mit Leichtigkeit den harmonischen Zusammenklang verschiedener Töne, und als der Vater geendet und die Schwester das Clavier verlassen, schlich er sich leise zu demselben hin und fing an, mit seinen kleinen Händchen Terzen zu suchen.*) Wie aber strahlte sein Gesicht von Entzücken, wenn er nun einen übereinstimmenden Ton berührte.

Der Vater, der seine Pfeife angezündet und die Zeitung ergriffen hatte, bemerkte im Anfang diese Erstlings-

*) Oulibicheff: Mozart's Leben I. Thl. S. 7. Nissen: S. 15. Otto Jahn: I. Thl. S. 27.

versuche seines Söhnchens nicht; als ihn aber sein Weib am Aermel zupfte und auf Wolfgang deutete, ließ er allmälig die Zeitung und endlich auch die Pfeife sinken. Immer freudiger erstrahlten seine Blicke, immer lebhafter prägten sich die Zeichen des Staunens in seinen Zügen aus; aber er glaubte seinen Ohren und Augen kaum mehr trauen zu können, als Wolfgang, der dreijährige Wolfgang, nun die kleine Uebung, die der Vater eben der Schwester gezeigt, fehlerlos mit seinen niedlichen Fingerchen wiederholte. Die Zeitung lag auf der Erde, — die Pfeife war ausgegangen, — die weiße Zipfelmütze, von der linken Hand im Staunen gedankenlos zurückgeschoben, deckte nur noch den hintern Theil des ehrwürdigen Hauptes, während helle, dicke Freudenthränen die Augen des Vaters füllten. Endlich, endlich fand er Bewegung und Sprache wieder. Rasch eilte er zu dem Clavier, stürmisch hob er den Sohn empor und mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Wonne drängte sich der Ruf aus seiner Brust:

„Wolfgangerl! Blitzjunge! ja, du wirst ein Musiker!"

Und Vater und Mutter küßten das Kind, und sich die Freudenthränen aus den Augen wischend, rief Mozart mit dankbar zum Himmel gerichtetem Blick:

„Herr! sei gepriesen für dies Geschenk! Ich ahne es, deine Gnade hat mir eine Wunderblume erblühen lassen; aber ich gelobe dir auch, mein ganzes Leben und Sein an ihre Pflege zu setzen!"

Und er nahm das Kind und stellte es — wie er dies jeden Abend vor dem Schlafengehen zu thun pflegte — vor

sich hin auf einen Stuhl und faltete ihm die Händchen und sprach ihm sein kleines, einfaches Nachtgebet vor. Aber diesmal zitterte dem Vater die Stimme, als er aus dem tiefsten Grunde seiner Seele die Worte schöpfte:

„Lieber himmlischer Vater, ich danke dir für deine Güte . . .“

Und der kleine Wolfgang wiederholte mit seinem kindlichen Stimmchen:

„Lieber himmlischer Vater, ich danke dir für deine Güte . . .“

„Du hast mir ein herrliches Geschenk gegeben . . . .“

„Du hast mir ein herrliches Geschenk gegeben . . . .“

„Gib deinen Segen, daß ich es redlich gebrauche . . . .“

„Gib deinen Segen, daß ich es redlich gebrauche . . . .“

„Dir zur Ehre und mir zum Heil!“

„Dir zur Ehre und mir zum Heil!“

„Amen!“

„Amen!“

Aber die letzten Worte waren nur langsam und schwerfällig herausgekommen; denn der Schlaf machte plötzlich bei dem Kinde seine Rechte geltend und die Mutter hatte es noch nicht völlig in seinem Bette zugedeckt, — — als es schon schlief.

Aber bald spielte ein bunter Traum mit seiner Seele, und es war ihm als befinde er sich auf einer Wiese. Tausend und abertausend Blumen prangten um es her in wunderbarer Pracht, der Himmel war blau und die Sonne strahlte warm und rein. Wie wohl war es ihm da, wie

lauschte es dem Gesange der Vögel, dem Summen der Bienen. Und es sprang hin, die Blumen zu pflücken; aber wunderbar, — so oft es eine Blume berührte, fing sie an gar lieblich zu tönen, und je mehr es der Blumen pflückte, desto mehr Töne erklangen; aber sie mischten sich in unendlich süßen Harmonien, und wuchsen in seinen Händchen riesig groß empor, und mit ihnen wuchs die Gewalt der Töne, bis es wie Meereswogen brauste und die Blumen Sterne geworden waren. Da flammten sie oben am Himmel; — aber der Himmel war nicht mehr blau und licht, sondern schwarz und dunkel. Wolfgang weinte. Aber wie die Thränen über seine Wangen rollten, da zogen ihn die Töne, die nun zu gewaltigen ernsten Accorden angewachsen, zu den Sternen hinan, und, unwillkürlich dem Zuge folgend, entschwand er der Erde und verging in stillem Entzücken.

Die Musikanten und die Musikantenkutsche.

Der Winter war vorübergegangen; der Frühling hatte die Erde mit seinem grünen blumendurchwirkten Gewande geschmückt, die Auferstandene mit Lerchenjubel begrüßt, und nun lag ein heißer Sommer über den Fluren, deren reiche Fruchtfelder sich schon gelb färbten. Bienen summten jetzt geschäftig von Blume zu Blume und die Morgensonne lächelte freundlich vom blauen Himmel herab, als aus dem Thore der Stadt Salzburg eine alte, gebrechliche Kutsche ihren Weg nach dem Fürstbischöflichen Lustschlosse Hellebrunn nahm.

Man sah es diesem Fuhrwerke an, daß es der Jahre und mit den Jahren der Schicksale viel erlebt hatte, und seine Geschichte glich in der That derjenigen manches Menschen, der in seiner Jugend goldene Tage gesehen und im Alter Zeiten kennen gelernt hatte, von welchen er mit Recht sagen konnte: „Sie gefallen mir nicht.“

„Golden“ waren die Jugendtage dieses Fuhrwerkes allerdings, und zwar im strengsten Sinne des Wortes, gewesen; denn noch immer konnte man an einigen Stellen des seiner Zeit reichen — jetzt freilich nur noch in Trümmern vorhandenen — Schnitzwerkes Spuren von einstiger Vergoldung erkennen. Einem geübten Auge mußte selbst die Form und riesige Größe des Wagens auf den ersten Blick sagen, daß er einst den hohen Rang einer Fürst-bischöflich-Salzburgischen Hofequipage eingenommen; wenn gleich nur der tiefer Eingeweihte wissen konnte, daß er sogar bei Kaiser Karl VI. Krönung als Staatscarosse mit in Frankfurt gewesen war. Aber diese schönen Tage waren freilich längst vorüber. Vom herrschaftlichen Staatswagen, zur Equipage des Gefolges degradirt, sank der alternde Freund, all' seines Glanzes durch den Zahn der Zeit beraubt, endlich zur „Musikanten-Kutsche“ herab, das heißt, zu dem gefährlichen Fuhrwerke, mit welchem die Musiker der Hof-Capelle bei besonderen Gelegenheiten zum Dienste nach den fürstlichen Lustschlössern gebracht und wieder zurückgeliefert wurden. „Gefährlich“ war der Wagen aber deshalb, weil er — im höchsten Grade invalid — den guten Salzburgern bereits schon über ein halbes Jahrhundert als „Musikanten-Kutsche“ bekannt war.

Heute nun schleppte er, langsam und nach allen Seiten hin wackelnd, von zwei alten dürren Pferden gezogen, den Vice-Capellmeister Mozart, und die Hofmusiker Adlgasser, Lipp, Schneuzer und Regener durch die la-

chende und blühende Frühlingslandschaft. Aber welche Stöße er auch, im heimtückischen Zorne über sein Alter und im aristokratischen Gefühle seiner Herabwürdigung, den Künstlern versetzte, in eines vermochte er sie nicht zu versetzen — und das war, in eine üble Laune. Im Gegentheile, der Gesammtinhalt der „Musikanten-Kutsche" war heute besonders freudig angeregt, denn sie fühlten sich sämmtlich durch ein Ereigniß geehrt, welches ihren gemeinschaftlichen Freund, ihren allverehrten Vice-Capellmeister Mozart betraf.

Kurz vor ihrer Abfahrt hatte dieser nämlich einen Brief von Berlin erhalten, in welchem ihm eine Gesellschaft musikalischer Notabilitäten, anzeigte, daß sie gesonnen sei, eine Zeitschrift unter dem Titel: „Kritische Briefe über die Tonkunst" herauszugeben. Nun aber ward Vater Mozart nicht nur in diesem Schreiben aufgefordert bei diesem schönen und für die damalige Zeit höchst wichtigen Unternehmen mitzuwirken; — nein! die Gesellschaft sagte darin auch, daß sie gesonnen sei, jeden dieser Briefe an irgend eine hervorragende musikalische Persönlichkeit öffentlich zu richten, und daß sie sich daher erlauben werde, das erste Schreiben ihm zu dediciren. „Konnte" — heißt es in dem Briefe weiter — „die Gesellschaft bei diesem Vorsatze einen glücklicheren Anfang als mit Ihnen machen?"*)

Dieses Zeichen der Achtung aus so weiter Ferne mußte nun natürlich nicht nur den, den es betraf, sondern auch —

---

*) Geschichtlich.

in ihm — die ganze Hof=Capelle ehren und erfreuen und so kam es denn, daß sich die ganze Gesellschaft der „Musikanten=Kutsche“ heute in so heiterer Laune befand, wie der herrliche Frühlingstag, der die reizende Umgebung Salzburgs mit seinem schönsten Sonnengolde überzog.

Da lag es ja, das freundliche Salzburg, — das alte Jouani der Römer, die Haupt= und Residenzstadt des gleichnamigen, damals noch reichsunmittelbaren Erzbisthums; — da lag es, hingestreckt an beiden Ufern der Salza, auf drei Seiten umschlungen von den grünen Armen bewaldeter Berge, während sich gegen Norden der Blick in ein breites fruchtbares Thal öffnete, das sich, längs der Salza hinab, in eine unabsehbare Ebene gegen das angränzende Bayern verlor.

Auch das niedliche Schlößchen Emslieb winkte den Vorüberfahrenden und erinnerte sie, daß gerade dessen Besitzer, der Fürst Bischof zu Chiemsee, es sei, dessen Besuch am Salzburger Hofe die heutige Festlichkeit verursachte.

Und wie freundlich schimmerten durch die fruchtbeladenen Bäume der langen Obstallee, die die Hellebrunner Landstraße bildete, die Gebäude der Kaiserburg, des Christani=Schlosses und des mit wahrhaft fürstlicher Pracht von Erzbischof Max Gandolph erbauten Frohburger Majorats=Hofes. Die Weiher, welche den letzteren umgaben, blinkten aus der Ferne wie silberne Spiegel und zwischen den lichtgrünen Büschen warf hie und da eine Fontaine ihre blitzenden Wasserstrahlen empor.

Zu der Zeit nämlich, von welcher wir erzählen — der

Mitte des vorigen Jahrhunderts — war Salzburg, dies Alpenland voll erhabener Naturschönheiten, Gletschern, Wasserfällen, Engpässen und Höhlen, noch ein selbstständiges Fürsten- und Erzbisthum, und machte als solches einen Theil des hundertfach zerklüfteten deutschen Reiches aus. Aber so klein und unbedeutend im Ganzen auch dies Stückchen deutscher Erde war, seine regierenden priesterlichen Herren hielten so gut einen Hof, wie der benachbarte Churfürst von Bayern; und wie der Churfürst es dem Kaiser im Hofhalt gleichzuthun strebte, so war es für die kleineren Fürsten eine Ehrensache, — wenigstens in Aemtern, Hofchargen und Aufwand, den churfürstlichen Höfen nicht nachzustehen.

So war denn auch der Haushalt der Erzbischöfe von Salzburg ganz dem churfürstlichen nachgebildet,*) und obgleich das Ländchen fast unter Steuern und Abgaben erlag, und die Beamten Besoldungen bezogen, bei welchen sie — wie man zu sagen pflegt — weder leben noch sterben konnten — bestand doch der Hochfürstlich-Salzburgische Hofstaat aus folgenden Chargen:

Das Ministerium bildete der **Obersthofmeister**, Graf von Lodron, — der **Oberstkämmerer**, des heil. römischen Reiches, Graf von Lamberg, — der **Obersthofmarschall**, der **Oberststallmeister**, Reichsgraf von Künburg, — der **Oberstjägermeister**, Reichsgraf von

---

*) L. Hübner: Beschreibung der hochfürstlich erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg. 1794. S. 267.

Kinigl und der **Leibgardehauptmann**, als Kriegsminister. Ferner gab es hier sogar, wie am kaiserlichen Hofe, vier Erbämter: einen **Erblandmarschall**, einen **Erbschenk**, einen **Erbkämmerer** und einen **Erbtruchseß**, 30 **Kammerherrn**, von welchen die activen bei dem Lever, der hochfürstlichen Tafel u. s. w. den Dienst hatten und bei Kirchen- und Hoffesten, wie am Kaiserhofe zu Wien unter Maria Theresia, in spanischer Kleidung erscheinen mußten; gegen **zwanzig geheime Räthe**, einen **Leibmedicus**, **drei Hofcapelläne**, 14 **Truchsesse** und zahllose untergeordnete Aemter bei der Capelle, der Hofküche, der Silberkammer, der Confectstube, dem Marstall, — der allein über 60 Bedienstete in Anspruch nahm — der Oberstjägermeisterei und der Leibgarde.*)

So bildeten um jene Zeit alle die kleinen regierenden Reichsgrafen, Fürsten und Herren des heiligen römischen Reiches souveraine Höfe mit einem Alles erdrückenden Luxus; aber sie spielten auch — was das Schlimmste dabei war — die großen Souveraine selbst; und nirgends vielleicht war Ludwigs XIV. „L'état c'est moi!“ mehr im Gange, als gerade bei jenen kleineren deutschen Höfen. Daß dies aber bei dem jetzt regierenden Fürst-Erzbischof von Salzburg, Sigismund, auch der Fall sei, wußte Niemand besser als unsere kleine Gesellschaft, die jetzt von der „Musikanten-Kutsche“ dem Lustschlosse Helle-

---

*) Hübner: am angedeuteten Orte. — Dr. J. Th. Zauner: Chronik von Salzburg.

brunn immer näher gebracht wurden. Hatte doch die Capelle, obgleich sie zumeist aus ausgezeichneten Musikern bestand, unendlich unter der souverainen Verachtung seiner hochfürstlichen Gnaden zu leiden, der, selbst seine Capellmeister, wie die untergeordnetsten Diener zu behandeln pflegte.

Dies niederdrückende Bewußtsein dämpfte denn auch, mit der allmähligen Annäherung an den Ort ihrer Bestimmung, die bis dahin so ungetrübte Heiterkeit, des würdigen Vice-Capellmeisters Mozart und seiner Freunde, und als sich nun das aus Marmor aufgeführte Schloß mit seinen altmodischen Stirngiebeln, Altanen und Vorsprüngen zeigte, hatte sich bereits ein trüber Ernst über Alle gelagert.

Jetzt endlich hielt der morsche Hofwagen an einem Nebenflügel des Prachtbaues, und während die Mitglieder der fürstlichen Capelle vorsichtig ausstiegen, um nicht durch irgend einen allzufesten Tritt ein Stück des Fuhrwerks mitzunehmen, gewahrten sie auf der Terrasse vor dem Haupteingange zwei Männer, die in ein tiefes Gespräch versunken, die Hände auf den Rücken gelegt, auf- und abgingen.

„Ist das nicht Graf Herberstein?“ — frug jetzt der Vice-Capellmeister, indem er sich den Staub von den Kleidern klopfte — „der wackere Herberstein, der Freund ächter, classischer Musik und der freigebige Beschützer ihrer Jünger?“

„Allerdings ist er es!“ — entgegnete Adlgasser — „aber er ist in sauberer Gesellschaft.“

„Wieso?“ — frugen Mozart und Lipp zugleich.

„Nun“ — fuhr jener fort — „kennt ihr denn den neuen Günstling seiner hochfürstlichen Gnaden nicht?“

„Aman?“

„Den Kammerdirector Aman, ja!“

„Was Kammerdirector?“ — sagte Lipp spöttisch lachend — „Vorsteher der fürstlichen Canzlei. Ist dies etwa für einen ehemaligen Dorfschulmeister nicht genug?“

„Und doch ist dieser ehemalige Dorfschulmeister, der jetzt das Land tyrannisirt, seit vorgestern, was ich eben gesagt: Kammerdirector.“

„Unbegreiflich, unmöglich!“ — rief Lipp; aber Regenauer flüsterte ihm ein „Stille!“ zu, denn eben näherten sich die beiden Herren den Musikern, und wenn diese — außer Adlgasser — den gefürchteten neuen Günstling auch bis dahin noch nicht gesehen, so hatten sie doch schon so viel von ihm gehört, daß sie es für gut fanden, auf ihrer Hut zu sein. Sie folgten also einem Winke ihres Vice-Capellmeisters und traten in die große Halle, die dem unteren Dienstpersonale — also auch den Mitgliedern der Capelle — als Versammlungsort diente. Als sie hier aber Niemanden fanden und der alte Mozart sich vorsichtig überzeugt hatte, daß sie auch nicht belauscht würden, trat er wieder zu Adlgasser, und das begonnene Gespräch fortsetzend, frug er: „Was hat das eigentlich für eine Bewandtniß mit dem Aman?“

„Nun!“ — rief jener erstaunt — „weiß Gott, Mozart, man sieht, daß Ihr ein wahres Muster eines Ehemanns seid und nie ein Wirthshaus, einen Klupp oder ein Kaffeehaus besucht; denn sonst müßtet Ihr doch wahrlich schon erfahren haben, was das ganze Land in Aufregung setzt!“

„Ich komme allerdings außer meinem Dienst und meinen Unterrichtsstunden wenig mit andern Menschen zusammen!“ — versetzte der Vice-Capellmeister — „darum laßt hören, was Ihr wißt. Was das Land interessirt, interessirt auch mich.“

„Also hört,“ — sagte Adlgasser — „dieser Aman war noch vor Kurzem Dorfschulmeister.“

„Aber wie lernte ihn der Herr kennen?“

„Auf eine höchst sonderbare und räthselhafte Weise. So recht wurde die Sache nicht bekannt. Einige wollen wissen, er habe wegen einem Vergehen seiner Stelle entsetzt werden sollen, doch sei es den Vorstellungen und Bitten seiner Tochter — die ein gar hübsches und unschuldiges Wesen — gelungen, dem Vater die Gnade zu verschaffen, sich persönlich vor dem Herrn Erzbischof vertheidigen zu dürfen. Dies sei denn auch nicht nur der Fall gewesen, man habe auch an höchster Stelle seine außerordentlichen Fähigkeiten erkannt. So ward Aman Canzlist der Hofkammer, kurz darauf deren Vorsitzender und vorgestern — mit Ueberspringung aller Kammerräthe — sogar ihr Direktor.“

„Hm!“ — brummte hier der Vice-Capellmeister, mit dem Kopfe schüttelnd und eine Priese nehmend — „wer weiß, ob es so ist. Ich denke gern von meinen Nebenmenschen so lange das Gute, bis ich zum Gegentheil gezwungen werde. Und dann, unser allergnädigster Herr .... er ist ein frommer Mann .... ein Mann ....“

„Nach der Zeit!“ — ergänzte Lipp, der unterdessen seine Geige aus dem Kasten genommen hatte, sie jetzt ansetzte und leise zu spielen und zu singen begann:

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamsell und Madam,
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren ächt deutsch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthschaft kein widriger Kram;
Sie las nicht Romane, sie ging an den Herd,
Und ihr Kind war mehr als ein Schoßhund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief auch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
O gäbe den Deutschen ein holdes Geschick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück!

Aber Lipp hatte die letzte Zeile dieses, auf das Launigste vorgetragenen Liedes noch nicht beendet, als sich die Thüre des Gemaches rasch öffnete, und eine Gestalt unter ihr erschien, die ihm die Schlußworte auf den Lippen, die Töne auf dem Instrumente ersterben machte. Alle standen wie vom Donner gerührt, bleich und unbeweglich, denn es waren seine Hochfürstliche Gnaden selbst.

Der Kirchenfürst, ein angehender Sechziger, konnte noch immer ein schöner Mann genannt werden, um so mehr, als seine frische Gesichtsfarbe gegen das weiße Haar seines Hauptes vortheilhaft abstach. Nur kündeten seine Züge einen ungemeinen Stolz eine vernichtende Härte, und eine nicht weniger ominöse Strenge. Jedermann wußte, wieviel er auf Kirchenzucht, Ernst und vor allen Dingen auf unbedingte Unterwürfigkeit seiner Unterthanen und Staatsdiener verlegen war — mit welcher, in der That kleinlichen Eitelkeit und Strenge er eine Hofetiquette festhielt, wie sie kaum am kaiserlichen Hofe üblich war; obgleich sein ganzes Reich weniger Unterthanen zählte, als die einzige Stadt Wien.

Aber gerade diese Kleinheit seines Ländchens sollten Prachtentfaltung, Nachahmung der größeren Höfe und unumschränkter Despotismus vergessen machen. Und Despot war Sigismund um so mehr, als er, trotz seiner Jahre, noch im vollen Besitz aller geistigen Kräfte, und dabei höchst leidenschaftlicher Natur war. Seine ganze Umgebung zitterte daher vor ihm, und selbst in Wien und München war er so wenig beliebt, als bei dem benachbarten reichsunmittelbaren Adel und seinem eigenen Domkapitel.

Es läßt sich daher denken, in welchen Schrecken Lipp und die Freunde versetzt wurden, als seine hochfürstlichen Gnaden so unerwartet und zur ungelegenen Zeit, — gefolgt von mehreren Herren und Dienern, dem Hauscapellan und einigen Geheimeräthen — eintraten. In der That

glühte denn auch das Antlitz des Fürsten vor Zorn, denn das Aufspielen eines so unkirchlichen Liedes in einem der erzbischöflichen Schlösser, deuchte ihm eine große Beleidigung seiner Würde, und da er gewohnt war, die Künstler seiner Hofkapelle mit seinen Stabstrompetern und den ordinärsten Dorfmusikanten auf gleiche Linie zu stellen, so behandelte er auch Lipp und seine Genossen nach diesem Maßstabe.

Eine fulminante Strafpredigt, in welcher von „liederlichem Gesindel", „leichtsinnigem Volk", „nichtsnutzigen, unmoralischen Menschen" und dergleichen mehr die Rede war, ergoß sich über die Armen, und tönte noch lange in ihren Ohren wieder, als der gestrenge Herr mit dem Gefolge schon lange das Gemach verlassen hatte.

Uebrigens waren Adlgasser, Lipp und die Anderen schon zusehr an solche Scenen gewöhnt, um sich viel daraus zu machen. Nur der alte Mozart fühlte das Entwürdigende dieses Auftrittes in seiner ganzen Schärfe, und zwar um so mehr und um so tiefer, als er einmal gar keine Veranlassung dazu gegeben, und dann im Gefühle seines sittlichen und künstlerischen Werthes, über dessen Anerkennung, selbst aus der Ferne, er erst vor wenigen Stunden so glücklich gewesen.

Indessen war es gut, daß Niemand Zeit blieb, lange über das Geschehene nachzugrübeln. Die Stunde für das Morgenconcert zu Ehren des hohen Besuches war angebrochen und ein Lakei rief die Musiker in den großen Saal.

Es war eine recht gelungene Composition des Vice-Capellmeisters, die hier vor einer glänzenden Gesellschaft sehr tüchtig ausgeführt wurde. Nur kann man sich denken, mit welchen Gefühlen dies von Seiten der Künstler geschah, die denn auch — da jede Beifallsbezeigung gegen die Etiquette des Hofes verstoßen haben würde — eben so kalt und unbeachtet entlassen wurden, als man sie empfangen.

Dennoch war der Dienst nicht zu Ende, da ja höchsten Ortes auch noch später eine Musik befohlen werden konnte, und so begaben sich die Freunde wieder in das Gesindezimmer, wo sie mit den übrigen Dienern speisten, und ihre Ohren von deren albernen und gemeinen Späßen beleidigen lassen mußten. Ein namenlos niederdrückendes Gefühl, eine gränzenlose Langweile bemächtigte sich ihrer dabei, bis endlich gegen Abend der Herr Kammerdirector Aman herabsagen ließ: „die Musikanten seien entlassen!"

Hoffnungsvolle Tintenkleckse.

„Die Musikanten sind entlassen!“ tönte es noch immer in des Vice-Capellmeisters Ohren wieder, als die Freunde schon längst von Schloß Hellebrunn in dem alten, gebrechlichen Wagen abgefahren waren.

Er selbst hatte vorgezogen nach Hause zu gehen, da der Abend sehr schön zu werden versprach, und es ihm außerdem seine Stimmung unmöglich machte, noch viel mit den Freunden zu sprechen.

Der alte Mozart war nichts weniger als sentimental. Er war ein ernster, überlegter, methodischer Mann. Ruhig in allem was er that, einfach und schlicht, streng rechtlich und arbeitsam. Dabei hielt er mit fester Hand die Zügel des Hausregimentes. Vor allen Dingen aber charakterisirte ihn eine praktische Auffassung des Lebens, die auch für ihn um so nöthiger war, als er sich, ohne alles Ver-

mögen, bei zahlreicher Familie — es waren ihm ja schon fünf Kinder gestorben — und einem armseligen Gehalte von vierhundert Gulden, nur mit der größten Anstrengung und bei der erstaunlichsten Sparsamkeit durchschlagen konnte.

Aber trotz seinem fast trockenen, nur auf das Praktische gerichteten Wesen, war Leopold Mozart doch auch ein ächter, für seine Kunst begeisterter Musiker, und als solcher ein Mann von tiefem Gefühl. Wie verschieden war dieses aber an dem heutigen Tage in ihm angeregt worden. Wie hatte ihn der Brief der Berliner Musikfreunde so hoch erhoben, so freudig berührt, und wie entsetzlich demüthigte ihn dann wieder das Benehmen seines Fürsten und der Gedanke an seine Stellung an diesem Hofe, die wahrlich eher die eines Lakeien als eines tüchtigen Clavierspielers, Violinisten, Organisten, Compositeur und Vice-Capellmeisters war. Dennoch sah er recht gut ein, daß seine Verhältnisse ein Ausharren in dieser Stellung gebieterisch verlangten, zumal in jenen Zeiten an allen Höfen sowohl die Stellen der Sänger und Sängerinnen, als namentlich auch die der Capellmeister und ersten Orchestermitglieder fast durchweg mit Italienern besetzt waren. Eine „deutsche Oper" gab es ja damals noch nicht, und für die deutsche Musik im Allgemeinen war kaum mit Johann Sebastian Bach, dem „Fürsten aller Clavier und Orgelspieler" ein junger Morgen aufgegangen, während der um jene Zeit erst sechsundzwanzigjährige Hayden gerade anfing, der Instrumentalmusik neue Bahnen zu brechen, und

Gluck die Musik von den italienischen Schnörkeleien zu deutscher Einfachheit und Gediegenheit zurückzuführen strebte. An den Höfen aber herrschten in diesem Gebiete, wie eben erwähnt, fast nur Italiener und Kastraden und zwar mit einer Despotie, die keinen Deutschen aufkommen ließ.

Unser kluger und praktischer Vice-Capellmeister sah also wohl ein, daß hier ein geduldiges Ausharren das einzig Vernünftige sei; aber diese Ansicht vermochte ihn eben doch nicht unempfänglich für Mißhandlungen zu machen, und ebenso wenig konnte sie ihn heute über seine gedrückte Stimmung erheben.

Er ging daher eben mißmuthig und gesenkten Hauptes durch den hintern Theil der Parkanlagen von Hellebrunn, um auf einem einsamen Feldwege zur Stadt zurückzukehren, als ihn plötzlich eine bekannte Stimme anrief.

Mozart wandte sich um und sah mit freudiger Ueberraschung den Grafen Herberstein auf sich zu kommen. „Nehmt mich mit, Herr Vice-Capellmeister!" — rief ihm dieser freundlich zu. — „Ich sehe, Ihr geht zur Stadt zurück und das will ich auch; denn der Abend ist zu schön, um zu fahren, und so sandte ich meinen Wagen voraus."

Vater Mozart empfing den Grafen mit Ehrerbietung und doch mit einer würdigen Haltung; denn so bescheiden er gegen die Großen zu sein pflegte, so vergab er sich, ihnen gegenüber, doch nie etwas.

Wenn Eure Gnaden mir die Ehre Ihrer Begleitung

schenken wollen" — versetzte er daher freundlich — „so kann mich dies nur glücklich machen."

„Und das scheint mein guter Mozart im Augenblick eben nicht zu sein!" — sagte jener.

„Nein, gräfliche Gnaden!" — rief Mozart hier mit Offenheit — „nein! glücklich fühle ich mich in der That heute nicht."

„Und warum?" — frug Herberstein — „Sagt es mir ehrlich, Mozart; — Ihr wißt ja, daß ich herzlichen Antheil an Euch nehme."

„Das weiß ich allerdings, Herr Graf, so wie ich Sie als einen vortrefflichen Menschen, einen wahren Kunstkenner und edlen Beschützer der Musik verehre. Aber was hülfe es mir, wenn ich Ihnen auch sagen wollte, wo mich der Schuh drückt; Sie würden doch nicht helfen können."

„Weil es in eurer Stellung liegt," — versetzte der Graf, der, obgleich nur als Besuch am Salzburger Hofe, dennoch die dort herrschenden Verhältnisse genau kannte. — „Man müßte wahrlich wenig Scharfblick besitzen, wollte man dies nicht auf den ersten Blick erkennen. Ich gestehe Euch, Herr Vice-Capellmeister, auch mich hat die Behandlung schmerzlich berührt, die hier so wackeren Musikern zu Theil wird. Aber was ist zu machen? Der Fürst-Erzbischof hat doch wenigstens das Gute, daß er die Musik schätzt, nur Deutsche anstellt und bei deren Tode für die Wittwen sorgt."

„Das sehe ich auch wohl ein!" — entgegnete Mozart — „und darum trage ich mein Kreuz in Geduld; aber, Herr Graf, es drückt darum nicht weniger."

„Und gebe es für einen so tüchtigen Musiker, wie Ihr seid, denn nichts, diese unvermeidliche Last zu erleichtern? Wer Künste liebt und übt, hat, wie der, der Wissenschaften pflegt, einen Sinn weiter als Andere. Er kennt Genüsse und Freuden, die Tausenden ewig unbekannt bleiben, und nicht umsonst sagt man: Was Blumen unseren Gärten sind, sind Künste unserem Leben!"

„Gewiß!" — versetzte Mozart — „die Kunst ist etwas Herrliches, Hohes, Heiliges, sie erhebt uns über so manche Erbärmlichkeit des Lebens! Der Zauber der Kunst trägt den Menschen über die Alltäglichkeit empor; und ich gestehe es, ohne diese Zauberkraft, die in meinen Instrumenten ruht, möchte ich nicht leben."

„So dankt denn Eurem Schöpfer für diese schöne Gabe!" — rief Herberstein. — „Was würde ich darum geben, sie zu besitzen. Ich kenne nichts Höheres, als Musik: Die Musik wirkt auf das Herz, Malerei und Sculptur nehmen dagegen nur die Phantasie in Anspruch. Zu welcher Seligkeit kann uns eine schöne Musik erheben, wie läutert und veredelt sie uns, wie allgewaltig vermag sie uns zu lichteren Höhen empor zu tragen, zu großen und guten Vorsätzen zu begeistern. O, lieber Mozart, ich bin fest überzeugt: Ihr habt durch Eure Kunst schon Stunden der Wonne verlebt, wie sie weder seine Hochfürstlichen Gnaden noch ich je gesehen."

„Das mag sein," — sagte Mozart lächelnd — „wenn nur der trüben und sorgenvollen Stunden nicht so viele dabei stünden, die den Begeisterten mit Bleigewicht wieder in den Staub zurückziehen."

„Und wäre diesem Uebel denn gar nicht abzuhelfen?" — frug hier der Graf theilnehmend — „habt Ihr noch nicht den Versuch gemacht zu einer höheren Besoldung zu gelangen?"

„Geht nicht!"

„Ich selbst will ihn bei dem Fürsten befürworten.

„Wäre dennoch umsonst."

„Und warum?"

„Weil, mit Verlaub vor Eurer Gnaden gesagt, die Kassen immer leer sind!"

„Ich kann es nicht glauben. An keinem der umliegenden Höfe herrscht solcher Reichthum."

„Und die Kassen sind doch leer!"

„Aber Salzburg ist doch ein so wohlhabendes Ländchen."

„Das . . . ." — aber der Vice-Capellmeister hielt inne; dann sagte er — „Vergebung, Herr Graf, es will sich für unser einen nicht schicken, in die Angelegenheiten der Großen zu sprechen."

„Bei mir, lieber Mozart" — rief Herberstein — „ist diese, sonst zu lobende Bescheidenheit nicht nöthig. Ich spreche, wie Ihr wißt, wie ein Freund zum Freunde, und zwar, weil ich euch helfen möchte. Darum nur

heraus mit der Sprache: wie kommt es, daß bei den vielen Mitteln, die Salzburg besitzt, die Kassen immer leer sind."

„Nun" — versetzte Mozart — „wenn es eure gräflichen Gnaden verlangen, will ich es sagen: Weil der Aufwand des Hofes und die Besoldungen all der zahllosen Hofcharchen und Beamten Alles in Anspruch nehmen. Der gewöhnliche Mann, der Bürger, kann sich dabei vor Abgaben, Kopfsteuer, Nothsteuer, Accise u. s. w. kaum aufrecht erhalten."

„Das ist freilich schlimm!" — meinte der Graf — „und so werden die Kräfte doppelt in Anspruch genommen. Ihr müßt wohl auch deshalb viel Unterricht geben."

„Ich schulmeistere allerdings tüchtig zwischen meinem Dienste;" — versetzte Mozart. — „Aber es geschieht gern, denn ich thue es für meine Familie."

„Da hat der Herr Vice-Capellmeister am Ende gar nicht einmal Zeit, der Bitte nachzukommen, die ich an ihn richten wollte?"

„Und die wäre?"

„Mir eine recht hübsche Kammermusik zu componiren. Ich habe fünfundzwanzig Dukaten dafür zurecht gelegt. Könnt Ihr, lieber Mozart?"

„O, Herr Graf" — sagte Mozart freudig lächelnd, denn er verstand den Grafen recht wohl, — „warum sollte ich dies nicht können. Für was hat der liebe Gott denn die Nächte geschaffen, als daß ein Mensch, der was thun will, sie zur Arbeit benütze."

„So ist die Sache abgemacht!" — versetzte Herberstein und reichte Vater Mozart die Hand, in welche dieser gerne einschlug.

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung, indem sich der Graf nach der Familie seines Begleiters erkundigte; worauf der glückliche Vater nicht genug von seinem kleinen, jetzt vierjährigen Wolfgang Amadeus erzählen konnte.

„Sie sollten ihn nur sehen," — rief der Alte mit einer, an ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit — „wenn er, der kaum über das Clavier reicht, vor demselben auf einem kleinen Stuhle sitzt und seine Uebungen macht. Werden Sie es glauben, daß das Kind schon recht artig Clavier spielt?"

„Unmöglich!"

„Ja" — fuhr der Vater entzückt fort — „daß Wolfgangerl immer die brillantesten Solostellen der Concerte im Gedächtniß behält?"*)

„Unmöglich!"

„Und daß er, eine Menuet zu lernen, eine halbe, zu größeren Stücken eine Stunde braucht?"

„Und dann spielt das Kind die Stücke?"

„Mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Takte!**) Ja, er hat schon eine Ahnung vom Componiren, und wenn ich nicht aus Vorsicht die eminen-

*) Nissen: Seite 15. Oulibicheff I. Thl. Seite 7.
**) Nissen: eben daselbst. Oulibicheff I. Thl. Seite 8.

ten und überraschenden Fortschritte des Knaben eher zurückhielte, als beförderte, so hätte ich schon angefangen, ihm die Regeln der Composition beizubringen."

„Aber, mein Gott!" — rief hier der Graf, vor Erstaunen stehen bleibend, — „das ist ja ein Wunderkind! — Mozart, lieber Mozart, nehmen Sie mich mit nach Hause, ich muß diesen Blitzjungen sehen!"

„Mit Freuden!" — entgegnete der Vice-Capellmeister, und da beide unterdessen die Stadt erreicht hatten, schritten sie gemeinsam, der bescheidenen Wohnung des Hofmusikus zu.

Während der Zeit aber, in welcher die beiden Männer von Hellebrunn nach Salzburg zurückgekehrt waren, hatte sich im Mozart'schen Hause eine ganz eigene Scene zugetragen.

Die Abendsonne warf gerade ihre freundlichen Strahlen vergoldend in die reinlichen und auf das sorgsamste geordneten Zimmer, als sich der kleine Wolfgang an den Schreibtisch seines Vaters schlich. Mutter und Schwester arbeiteten im anstoßenden Raume und alles war still und friedlich; nur der Canarienvogel schmetterte von Zeit zu Zeit der scheidenden Sonne seinen lauten Abschiedsgruß zu.

Aber waren es die abendlichen Streiflichter, war es eine innere Erregung, was die Züge des Knaben jetzt so verklärte? — Auf einem Stuhle knieend, das eine Aermchen auf den Schreibtisch des Vaters gelehnt, das Köpfchen auf die Hand gestützt, blickte er starr und sinnend vor sich hin. Und doch mußte ein kühner Gedanke dies kleine

menschliche Gehirn in Thätigkeit setzen, denn aus den aufleuchtenden und wieder in sich selbst versinkenden Blicken sprach unwiderleglich eine angestrengte geistige Thätigkeit. Dabei bewegten sich leise die Lippen, und von Zeit zu Zeit verkündete der Ton einer gar zarten kindlichen Stimme ein Suchen nach geahnten, dem geistigen Ohre vorschwebenden Melodien.

Jetzt plötzlich flammte es in allen Zügen des Kindes wie ein Wetterleuchten auf. Rasch ergriff der Kleine einen auf dem Tische liegenden Bogen Notenpapier, nahm eine Feder, tauchte sie ein und fing an Noten zu schreiben.

Aber, o Noth und Unglück, er hatte in seiner heiligen Begeisterung die Feder bis auf den Boden des Tintenfasses gestoßen und schon die dritte Note verschwand unter einem gewaltigen Tintenkleckse.

Indeß Wolfgangerl schien wenig Werth darauf zu legen. Ohne sich stören zu lassen, fuhr er mit der flachen Hand darüber hin, daß es einen großen mattgrauen, langgezogenen Flecken gab, — in seinen Gedanken aber ließ er sich nicht stören. Noten auf Noten deckten bald das Papier; aber, da der Eifer des Kindes stieg, auch Tintenkleckse auf Tintenkleckse, und da diese alle, wie ihr erstgeborner Bruder, mit der flachen, jetzt auch noch tintenschwarzen Hand ausgewischt wurden, so kann man sich denken, wie das Notenblatt bald aussah. Es konnte figürlich das schwarze Meer recht gut vorstellen.

Und doch, — doch, — der kleine, vor Zorn über die Kleckse jetzt bitter weinende Mensch, läßt sich noch immer

nicht stören. Die salzigen Tropfen mischen sich mit den schwarzen. Es hilft nichts, die kleine unerbittliche Hand verwischt auch sie und immer mehr Noten, die in der That oft fast unleserlich, erscheinen; aber sie stehen doch da — und . . . . jetzt öffnet sich die Thüre und der Vice-Capellmeister, den Grafen Herberstein an der Seite, tritt ein.

Der kleine Schreiber hört sie nicht; er summt eine Melodie — er schreibt, — streicht aus, — schreibt wieder — macht einen neuen Klecks — wischt — schreibt — und jetzt — jetzt stößt er einen Freudenschrei aus und wirft die Feder aus den bis oben hin schwarzen Fingern.

Da tönt es auf einmal:

„Was machst du denn da, Wolfgangerl?" — Wolfgang schaut sich um, und, den Vater mit dem fremden Herrn gewahrend, die Tintenfinger weit auseinandergespreizt, sagt er freudig und mit strahlendem Auge:

„Papa! ein Clavier-Concert; — der erste Theil steht schon da!"

Der alte Mozart und Herberstein sehen sich lachend an; der Vater aber ruft scherzend:

„Laß sehen, das muß was Schönes sein!"

Doch der Junge zieht das Papier zurück und entgegnet eifrig:

„Nein, nein! es ist noch nicht fertig!" — Auf des Vaters Bitten gibt er indessen endlich das Blatt doch her, und nun erfüllt ein lautes Lachen der beiden Männer das Zimmer, denn das Blatt sah wirklich, in seiner jetzigen Fär-

bung, mit all den Flecken und Kratzfüßen, wunderlich genug aus.

Doch wie? warum verstummt denn Papachen so plötzlich, und schaut mit den Zügen wachsenden Staunens die Noten an? Warum denn füllen seine Augen mit einemmale Thränen? Thränen der Freude, der Bewunderung und des Entzückens?

Warum?

„Sehen Sie nur! sehen Sie nur, lieber Graf!“ — ruft er jetzt dem Freunde zu und das Blatt zittert in seiner Hand, — „sehen Sie nur, wie Alles richtig und nach den Regeln gesetzt ist; nur kann man es nicht brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist.“

„Dafür ist es auch ein Concert!“ — rief hier in freudigem Selbstbewußtsein der kleine Componist. — „Man muß es so lange üben, bis man es herausbringt. Sehen Sie, so muß es gehen!“

Und Wolfgang sprang zum Clavier und fing an zu spielen. Wohl glückten die schweren Stellen nicht gleich; aber er brachte doch wenigstens soviel heraus, daß seine Zuhörer, zu welchen sich unterdessen auch Mutter und Schwester gesellt hatten, ersehen konnten, was er damit gewollt.

Das Concert war correkt und für ein ganzes Orchester geschrieben. *)

---

*) Historisch. Nissen: Seite 18 und 19. Oulibicheff: I. Thl. Seite 8—10. Jahn: I. Thl. Seite 31.

Alle standen lange sprachlos vor Staunen; dann zog Vater Mozart sein Kind an sich, drückte es an seine Brust, küßte es und rief:

„Wolfgang! du wirst einst ein großer Mann!“

Und der Graf wiederholte:

„Ja, Der wird ein großer Mann, und Deutschland wird einst mit Stolz auf ihn blicken.“

Und zu dem Vater gewandt, setzte er leise hinzu:

„Wer ist jetzt reicher, seine Hochfürstlichen Gnaden oder Ihr?“

„Ich!“ — rief der Alte strahlenden Auges — „und diese Stunde gebe ich für kein Königreich hin!“

Der kleine Virtuos.

Und was der Vater prophezeiht, schien sich immer mehr und mehr verwirklichen zu wollen. Wolfgang machte von nun an so ganz außerordentliche Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre schon kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und von diesem kunstgerecht zu Papier bringen ließ.*)

Der Vater erkannte denn auch alsobald, daß er der Welt in seinem Kinde ein Genie geschenkt, und so setzte er Alles daran, die Ausbildung seines Sohnes auf das sorgsamste zu leiten.

Wenn der berühmte Claude Lorrain als Kind von den Meistern der Schneider-, Maurer- und Pastetenbäcker-

*) Herr von Nissen hat uns mehrere dieser Erstlings-Compositionen des großen Meisters aufbewahrt und führt sie uns Seite 14 seiner „Biographie W. A. Mozart's“ vor.

zunft entlassen worden war, weil er keines dieser Handwerke fassen konnte und allen seinen Meistern zu ungeschickt erschien, zu Rom aber, in dem Palaste eines Cardinals, bei dem Anblicke der großen Werke der Kunst, eine Kohle ergriff und eine so tüchtige Zeichnung entwarf, daß ihn der Cardinal auf der Stelle in eine Zeichenschule schickte, — so waren des kleinen Mozart's musikalische Anlagen und die Entwicklung und Aeußerung seines Genie's wahrlich nicht minder überraschend.

In der That war die außerordentliche Fertigkeit, die er auf dem Claviere besaß, und die tiefe Einsicht in die Kunst, in einem Alter, wo Kinder sonst noch gewöhnlich keinen Kunsttrieb äußern, erstaunend und über alle Begriffe. Was man ihm lehren wollte, davon schien sein Geist schon eine dunkle Ahnung gehabt zu haben, die zur völligen Deutlichkeit nur einer Erinnerung bedurfte.

Aber nicht allein in der Musik, — nein! in Allem, was man den kleinen Wolfgang-Amadeus lehrte, zeichnete er sich aus. Ein ganz besonderes Talent zeigte er zum Beispiel auch für Mathematik, die dem musikalischen Genius so nahe verwandte Wissenschaft, so daß er in kurzer Zeit ein ungemein gewandter Rechner ward, und die verwickeltsten arithmetischen Aufgaben mit Leichtigkeit im Kopfe löste.

Wunderbare Erscheinung! — zwei Jahre rauschten noch an dir vorüber, und dem sechsjährigen Claviervirtuosen öffnete sich die Welt!

Es war am Feste des heiligen Franziskus, als sich mit der Frühe des Morgens eine ansehnliche Gesellschaft aus allen Ständen auf dem Schiffe zusammenfand, welches damals Jahr aus, Jahr ein, die regelmäßige Fahrt von Linz nach Wien machte.

Das Stück der Donau, das man zwischen Linz und Wien befährt, ist ohne Zweifel der herrlichste Theil des ganzen großen Flusses, denn es haben sich hier Natur und menschliche Cultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Umgebungen reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen, vierhundert Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Und all das Schöne und Große, all das Anmuthige und Interessante, all diese geschichtlichen Denkmäler und die von der Natur geschmückten Landschaften an unseren geistigen und leiblichen Augen vorübergehen zu lassen, scheint ein zauberischer Traum und versetzt den empfänglichen Geist in einen entzückenden Rausch.

Die Römer, als sie hier noch haus'ten, haben wohl freilich nichts von diesem Rausch gekannt, und ihnen erschien sicher ein Aufenthalt an den damals noch so furchtbar wilden Donauufern nicht anders, als eine schwere und drückende Verbannung von ihrem sonnigen Vaterlande. Und doch! — gerade an dieser schönsten Strecke der Donau hin bis nach Vindobona (Wien) hatten sie ihre vorzüglichsten Kampfplätze und Schlachtfelder mit den Germanen. Das linke Ufer der Donau nannten sie Frons Germaniae (die Stirne Deutschland's) und das rechte, das sie besetzt

hielten, die Supercilia Isthri (die Augenbrauen der Donau).*) Und wie mochten ihre Erzählungen wohl klingen, wenn sie von dieser äußersten, kalten Nordgrenze ihres schönen Reiches Nachricht sandten an die Ihrigen im fernen lieblichen Italien, und ihnen Schilderungen machten von den Runzeln, Auswüchsen, Zacken, Felsen und Hörnern der rauhen Stirne der gewaltigen Germania, oder von den dichten, wilden und finsteren Waldungen und den Schilfsümpfen ihrer eigenen Lagerstätten.

Wahrlich, wenn irgendwo, so ist hier ein Fleckchen Erde, um die Wandlung der Dinge und den Umschwung der Begebenheiten zu bewundern. Die finsteren Augenbrauen der Donau sind gelichtet, unter dem Beile und dem Pfluge — diesen Scheermessern der Cultur. — Die Häupter der unbändigen Auerochsen, die einst hier gehaus't, fängt man nun, versteinert, wie zahme Fische, aus dem Grunde des Flusses. Die Gefilde sind mit dem reichsten und schönsten Anbau bedeckt, und von den Waldungen blieb nur so viel, als der Maler gern hat zur Würze und Hebung des milderen Ausdruckes der Wiesen und Aecker. Die Stirne Deutschland's und das, was sonst äußerste Grenze war, bilden nun den innersten Kern eines großen Reiches, und der verworfene Baustein ist zum Eck- und Grundstein geworden, denn hier liegt das Fundament und die Wiege der österreichischen Monarchie!

An dieser Stirne Deutschland's hin, den schönen,

*) Kohl: „Hundert Tage".

prächtigen Donaustrom von Linz nach Wien hinabzufahren, hatte sich also eine beträchtliche Gesellschaft auf dem „Wochenschiff" eingefunden. Es waren reisende Kaufleute und Geistliche, Holzhändler und jüdische Speculanten, Bauern und Bäuerinnen, Männer, Weiber und Kinder. Auch eine ganze Familie, — aus Vater, Mutter, einer elfjährigen Tochter und einem sechsjährigen zarten Knaben bestehend — war darunter. Alle aber hatten sich so gut als möglich in Ueberwürfe, Mäntel oder Tücher eingehüllt; denn wenn man auch erst Mitte October stand, so war es diesen Morgen doch recht unangenehm kalt.

Ein dicker Nebel hing nicht nur wie ein undurchdringlicher Schleier über die Berge herab, — nein! — er verhüllte selbst die schwarzen, mit goldnen Arabesken so hübsch verzierten Thurmspitzen der Stadt Linz. Aus dem Nebel aber entwickelte sich allmälich ein feiner durchdringender Regen, der allgemach stärker und stärker wurde, und es schien daher, als wolle es einen jener unausstehlichen trüben und traurigen Herbsttage geben, wie wir deren in Deutschland so viele zählen.

Ganz natürlicherweise spiegelte sich aber das Wetter auch auf den Gesichtern der Reisenden ab, die sämmtlich finster und verstimmt in den nebligen Morgen hinausschauten und fröstelnd oder gähnend nach einem Plätzchen in dem einzigen verdeckten Raume suchten, den das Fahrzeug aufzuweisen hatte.

Nur auf eine Person der ganzen Gesellschaft schienen Nebel, Regen und Frost keinen Eindruck zu machen, und

diese einzige Person war jener sechsjährige Knabe, der mit der ganzen sorglosen Freudigkeit, die Kinder gewöhnlich auf Reisen erfüllt, alles um sich her beobachtete, weil ihm ja alles eine neue Erscheinung war.

Der Junge sah drollig genug aus, denn über seine sonst nette und sehr reinliche Kleidung hatte mütterliche Vorsicht und Liebe heute Morgen, wahrscheinlich aus Mangel eines Mantels — an den man, bei der vorher so schönen Witterung gar nicht gedacht hatte — einen jener Teppiche geschlagen, wie sie noch bis in die letzten Jahrzehnte von den Tyrolern auch bei uns auf Messen und Jahrmärkten feilgeboten wurden. Da aber der so Eingehüllte klein und schmächtig war, so hing der also improvisirte Mantel ihm von den Schultern bis zu den Sohlen herab, und gab ihm, benebst dem breitgekrämpten Hute, das Aussehen eines kleinen Slawaken.

Aber wie lebendig und feurig blitzten die Augen unter dem Hute hervor; welch' kluges, sinniges Lächeln umspielte den feinen Mund, als er nun die verschiedenen Gruppen beobachtete, die sich indessen in der engen, schmutzigen und dunklen Cajüte gebildet hatten.

Dort in der Ecke saß ein dicker geistlicher Herr, in einen schweren, bis zur Erde reichenden schwarzen Tuchüberrock gehüllt, den dreigespitzten Hut tief in den Kopf gedrückt, die Hände auf dem Bauche gefaltet, — und vollendete unter lautem Schnarchen seinen unterbrochenen Morgenschlaf.

Nicht weit von ihm — und mit dem frommen Schläfer

stark contrastirend — hatten sich zwei wohlhabende Bauern postirt, deren dicke, bläulichrothe Nasen ganz zu dem Geschäfte paßten, mit welchem sie den unbehaglichen Herbstmorgen zu überwinden strebten und das unserem kleinen Beobachter viel Freude zu machen schien. Denn so oft einer der Bauern ein Gläschen Branntwein ansetzte und den Inhalt unter Kopfschütteln und Gesichterschneiden hinuntergoß drehte sich der Kleine lachend nach den Eltern um, als wolle er sagen: „Habt ihr die drolligen Kerls gesehen, wie sie sich mühen das wüste Zeug zu schlucken und doch immer wieder neu eingießen?"

War es aber Ueberdruß an diesem Anblicke oder der starke Geruch des Getränkes, der Knabe wandte sich bald von den Bauern ab, und da fiel denn freilich sein Blick auf ein anziehenderes Bild.

Den Bauern gegenüber saß ein nettes, junges Weib in der malerischen Tracht der schönen Linzerinnen. Sie hatte ein eng anschließendes Mieder von dunkler Farbe an und um ihr schlicht gescheiteltes Haar trug sie ein schwarzes „Tüchl," das — nicht ohne eine gewisse coquette Weise geknüpft — die langen Enden zur Seite herabfallen ließ. Ihr blühendes Gesicht mit den frischen, rothen Wangen und den glänzenden Augen strahlte vor Gutmüthigkeit und Mutterfreuden: denn sie hielt zwischen den Knieen ein allerliebstes Kind, das den zwanzig Tauben, die sich vor ihm in einem großen Korbe befanden, Brodkrumen zuwarf und laut aufjauchzte, sobald eine derselben flügelschlagend und aufflatternd, die hingeworfene Speise glücklich erwischte.

Doch wer tritt jetzt zwischen den Knaben und die hübsche Mutter mit dem blondlockigen Kinde, alle Aussicht versperrend? Es ist ein Handelsjude mit seinem Krame von hundert und aber hunderterlei Dingen. Er bietet dem kleinen Mozart — denn wer anders sollte der kleine Mann sein — Bürsten und Kämme, Taschenmesser und Seife, Spielzeug und Hosenträger, Schuhschnallen und Bilder, alles durcheinander an. Wolfgang zuckte mit der Hand nach der Tasche, er hätte für sein Leben gern das Eine oder das Andere erhandelt, aber die Tasche war leer und ein Blick nach dem Vater vertrieb ihm alle Lust; denn die strengen und ernsten Züge des Herrn Vice-Capellmeisters sagten: „Junge! die Reise kostet schon Geld genug!"

Aller weiteren Verführung zu entgehen, bat Wolfgang daher um die Erlaubniß auf das Verdeck steigen zu dürfen, da der Regen nachgelassen habe. Sie ward ihm ertheilt, doch begleitete ihn der Vater, dem es ohnehin schon lange in dem unteren Raume bei den vielen Menschen und verschiedenen Gerüchen zu eng geworden war.

Es fielen jetzt nur noch einzelne Tropfen, ja der Nebel schien sich verziehen zu wollen. Wenigstens war er in einem sichtbaren Kampfe begriffen: bald steigend, bald fallend, — bald sich wie ein Schleier verdichtend und dann wieder zerreißend. Da ließ sich ein leichter Wind verspüren und plötzlich — wie auf einen Zauberschlag — war er verschwunden! Das war ein Jubel! Man hatte einen abscheulichen Tag gefürchtet und nun strahlte die liebe

Sonne so hell und prachtvoll vom rein blauen Himmel herab, wie kaum am schönsten Sommertage; die Erde lachte so frisch und heiter, prangte so wundervoll in dem bunten Farbengemisch des Herbstes, als wäre sie eben neugeboren aus dem Meere der Unendlichkeit hervorgestiegen.

Natürlich kam jetzt auch Alles auf das Verdeck, und zwar mit welch' anderen Gesichtern. Der geistliche Herr rieb sich vergnügt den Schlaf aus den Augen; die Bauern vergaßen ihr Frühstück und dehnten sich unflätig, als wollten sie sich vorbereiten die frische Luft zu durchschwimmen. Die Mutter tänzelte mit seligen Blicken ihr Kind auf dem Arme und zeigte ihm die vorüberziehenden Bäume und Häuser. Zwei Minoriten und ein Benedictiner theilten, aus Dankbarkeit für den glücklichen Wechsel in der Witterung, Heiligenbilder aus, nur der Jude ließ sich nicht beirren und ging mit seinem Krame und dem ewig gleichförmigen und gleichtönenden: „Nichts zu handeln?" von einem Passagiere zum andern.

Wolfgangerl aber war seelenvergnügt. Von seiner Decke befreit, sprang er bald dort und bald dahin und zeigte sich mit allen Anwesenden so vertraulich, als wenn er sie schon seine ganze Lebenszeit hindurch gekannt hätte. Besonders gefiel ihm der Benedictiner, der seinen vielen Fragen am freundlichsten antwortete, und in dem auch der Vater einen recht gebildeten Mann erkannte. Er führte ihn daher zu Frau und Tochter, und bald war das Gespräch allgemein.

„Und wie ist denn der Lauf der Donau von Linz

an?“ — frug jetzt Wolfgang Amadeus den Bruder Benedictiner.

„Die Donau“ — versetzte dieser — „fließt hier bei Linz, wie du siehst, von Bergen eingeengt, in einem ungetheilten Strome. Bald aber fängt sie an, sich auszubreiten, viele große und kleine Inseln zu umfassen und sich in viele Arme zu spalten, von denen indeß gewöhnlich einer als die Hauptader betrachtet werden kann. Dies geht so fort bis in die Gegend des berühmten Strudels bei Grein, wo dann wieder alle Gewässer vereinigt in demselben Canale zehn Meilen weit fortpulsiren, bis sie bei der Stadt Krems sich durch die Gebirge und Engpässe durchgearbeitet haben, ebneres Land betreten und ihre Insel- und Armbildung wieder beginnen, was sie dann bis über Wien hinaus fortsetzen!“

Und in der That, welche Abwechslung bot sich nun den Blicken der Reisenden dar. Wolfgang und seine Schwester waren außer sich vor Freude und Entzücken!

Diese Auen mit Espen, Erlen, Linden, Pappeln, Ahorn, Weiden und Gebüschen aller Art; diese Buchten und kleine Seen mit Tausenden von wilden Enten, Reihern, Kranichen und Möven bevölkert. Hier Fischer, die ihre Netze auswerfen, dort Jäger, die die Höhlen und Wohnungen der Biber suchen. Dann wieder ein Floß mit singenden Ruderschlägern oder am Ufer hin 30 bis 40 Pferde — ein Schiff den Strom hinaufziehend — jedes mit einem „Stangenreiter“ besetzt und aus allen 30 oder 40 Kehlen das „Ho! Ho!“ — „Kasse ha!“ — und das Knallen von

ebensoviel Peitschen und das in Bewegungsetzen von viermal vierzig Pferdefüßen! Und alle die Burgen und Ruinen und Schlösser: Steyeregg, das Schloß der alten Kuhenringer, — Lichtenberg, die Burg der „von Starhemberge,“ — Tillysburg, die alte Festung der Volkersdorfe, welche Kaiser Ferdinand seinem Feldhauptmann „Tilly“ schenkte, — Spielberg, der Sitz der Ritter von Spielberg — und die Schlösser im Schilfe versteckt, und die zahllosen Dörfer und Klöster und Abteien!

Es war eine Pracht, — es war hinreißend!

„Ja! ja!“ — sagte jetzt der Bruder Benedictiner, als er gewahrte, wie Kinder und Mutter staunten, und selbst der Vater, der doch die Gegend kannte, vor Entzücken verstummt war, — „Ja! ja! die Donau, dieser mächtige, schiffbare Fluß, ist der große elektrische Leiter für alle die Völker gewesen, die von dem Wirbel der Ereignisse in seine Gebiete geführt wurden. Daher diese vielen baulichen Denkmäler aller Zeiten. Die Völker hielten an der Donau, als an der Hauptpulsader ihres Lebens, fest und griffen von ihren Ufern aus, an beiden Seiten, so weit um sich, als es die Verhältnisse gestatteten.“

„Und wer that dies?“ — frug hier Wolfgang.

„So breiteten sich die Ungarn auf beiden Seiten der Donau aus!“ — erwiderte der Mönch — „so griffen die alten Oesterreicher rechts und links derselben um sich, — so schrieben die Bayern auf beiden Ufern das Land sich zu, und ebenso fanden sich die Schwaben zur Rechten und Linken der Donau ein. Alle Länder, Würtemberg, Bayern,

das Land ob und das Land unter der Ens, Ungarn, liegen allesammt an beiden Seiten der Donau, die mitten durch sie hindurchgeht, sie sind daher, so zu sagen wie Perlen auf diesen großen, gewaltigen Silberfaden angereiht."*)

So ging es weiter, bald in belehrendem Gespräche, bald im Anstaunen der ewig wechselnden Bilder.

Wolfgang war selig! Er konnte nicht genug sehen, — er konnte nicht genug fragen.

Und wie hundert, ja tausenderlei hübsche Täuschungen führte der vielgewundene Lauf des Stromes herbei; — wie hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen machte er rege.

Zuweilen zog er sich langgestreckt vor den Blicken hin, wie eine große, in Silberglanz schimmernde Chaussee, die in nebliger Ferne viel Schönes in Aussicht stellt. Die Reisenden erblickten dann undeutliche Punkte, schwache Schattirungen und matte Umrisse.

Was mag es sein? — Was wird sich zeigen?

Nur Geduld! — Jene Zeit kannte noch nicht den Zauber des Dampfes; aber ihre Kinder waren auch noch nicht, wie wir, verwöhnt, Tausende von Schönheiten mit einem Blick und in einer Minute zu verschlingen, um dann — ungeduldig, ungesättigt und unbefriedigt — nach neuen, massenhaft auf die Sinne losstürmenden Eindrücken zu haschen. Jene Zeit war weit entfernt, ihre Söhne durch die Kraft des Dampfes und die Macht des elektrischen

*) Kohl: Hundert Tage. S. 95 u. f.

Stromes über Zeit und Raum zu erheben; aber .... sie ließ sie die Poesie des Lebens ruhig und mit vollen Zügen genießen; sie gesellte zu dem Genuß ... die Gemüthlichkeit, die für uns, Kinder der Gegenwart, fast nur noch ein Gegenstand der Sage ist.

Geduld also, auch auf unserer jetzigen Reise! Wahrlich diese schöne Tugend lohnt sich reichlich.

Seht nur, wie die Punkte, die wir erst als matte Umrisse sahen, nach und nach wie Samenkörner zu vollständigen, prächtigen Blumen aufgehen, zu Blumen, die sich — näher kommend — in herrliche Ansichten, in weite prächtige Landschaften verwandeln.

Seht nur, wie sie wachsen an Farbe und Form, bis ihr Zauberkelch sich voll und duftig vor uns erschlossen hat und ein reizendes paradiesisches Bild vor Auge und Seele führt.

Aber auch dieses Bild verschwindet wieder, und jetzt ist es plötzlich, als ob der Lauf des Stromes in Stücke zerhackt sei. Berge schließen ihn von allen Seiten ein, und das Schiff gleitet sanft und ruhig dahin, wie in dem engen Kreise eines Bergsees. Es dreht sich .... und abermals trifft der Blick eine solche abgeschlossene Wassermasse, so daß es scheint, als reihe sich eine Kette von Seen aneinander.

Und alle diese Ruinen — Schlösser — Paläste — Klöster — friedliche Dörfer — nahen Thürme — dunkle Schluchten — offene Thäler — schroffe Abhänge —

lachende Auen — — welch' ein Kaleidoskop voll Pracht und Schönheit!

Und wenn sich deinem sinnlichen Auge nun auch noch das Auge der Seele beigesellt; wenn die Blitze der Gedanken funkensprühend in dir aufleuchten; — wenn die Vergangenheit ihr ungeheures Buch vor deinem Geiste entrollt, welche wunderbaren Klänge aus der Tiefe längst versunkener Jahrtausende, welche poetische Gestalten, welche großartigen, gewaltigen Schatten gleiten dann vorüber.

„Da ziehen die Nibelungenhelden an den Ufern der Donau herab. König Etzel zieht herauf, ihnen entgegen; — eine gewaltige, urkräftige, mächtige Gestalt, wie sie nur die poetischen Sagen eines Heldenvolkes zu bilden vermag. Wie Gewitterwolken stoßen sie an einander, und die Blitze und Klänge der Hunnenschlachten leuchten und tönen im Donauthale wieder. Und seht! — wer ist jene gewaltige Erscheinung? ... Es ist Karl der Große, der siegreich herabdringt und triumphirend heimkehrt. Da kauern sogar noch die Geister der römischen Centurionen in zahllosen Schaaren am Ufer, und die Schatten ihrer Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei; die Gräber der Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten trauernd zu umkreisen. Dann wieder ziehen deutsche Bebauer: Franken, Bayern, Schwaben singend den Fluß herunter. Auf ihren Schiffen haben sie der Ceres Altäre errichtet, um sie und ihre Mysterien in fremde Lande zu tragen. Aber der Ungarn wilde Schaaren

stürzen über das Alles herein, über das Alles hinaus, und, durch die Donauschluchten brechend, bringen sie Trauer und Verwüstung wie eine mächtige Fluth über die entferntesten Völker. Zwölf Könige der Ungarn reiten herauf ... zwölf Kaiser der Deutschen ziehen hinab und spielen durch Jahrhunderte hindurch das blutige Spiel mit den eisernen Würfeln des Krieges. Aber wie? — tönt es jetzt nicht wie frommer Sang aus den dahinrauschenden Wogen empor? — Gestalten auf Gestalten heben sich.... Hunderttausend und Aberhunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen, wallen den Strom hinab, — pilgern nach fernen Zonen, des Erlösers Grab mit Thränen und Blut zu netzen. Wie reich, wie herrlich diese Fahrten der Kreuzheere nach dem Osten! aber wie furchtbar die Antwort des Orients, die er der Donau hinübersendet! Die Janitschaaren überbringen sie nach Wien. Blut röthet aufs Neue die Wellen des Stroms — Blut! — Blut! — Blut! — bis der Sturm der Jahrhunderte auch diese Blätter der Geschichte gewendet und die Sonne einer friedlicheren Zeit über der Erde aufgegangen, — bis der Halbmond vertrieben und Deutschland siegreich seinen Scepter ausreckt, bis zu der Mündung des edlen Stroms!" —

So ungefähr hatte der Mann in der einfachen Kutte der Benedictiner gesprochen, der Mann mit dem edlen, bleichen Gesichte und den tiefliegenden, wunderbaren Augen. So hatte er gesprochen, mehr zu sich selbst, als zu den Umstehenden, die ihm staunend zugehört, zumal

Wolfgang, der ihn allerdings am wenigsten verstanden, dem aber seine Sprache wie Musik geklungen, wie eine wunderbare, seltsame Musik, bald aufrauschend im Wogengebrause, bald wehmüthig — wie Schmerzenstöne, bald gewaltig, wie Triumphgesang.

Es waren die Flügelschläge der Poesie, die des Knaben Haupt umschwirrten, die ihn unwillkürlich selbst emportrugen zu noch nicht geahnten Sphären, und ihn von jenen Höhen einen Blick werfen ließen in ein fernes gelobtes Land! — — —

Sie waren zu Ips, einem kleinen Städtchen, angekommen, und da die Minoriten und der Benedictiner in dem dortigen Kloster Messen lesen wollten, nahmen sie die ihnen liebgewordene Familie mit. Wolfgang erschien ungewöhnlich in sich gekehrt und sinnend. Erst als ihm der Vater in der schönen Klosterkirche die Orgel zeigte, thaute er wieder auf.

Es war still und lautlos in dem weiten Raume rings umher, denn die Brüder saßen mit einigen Gästen an der Mittagstafel.

Wolfgang aber schaute die Orgel mit Ehrfurcht an. Was für Töne mußten in diesen gewaltigen Pfeifen ruhen? Töne, wie er sie eben noch bei der Erzählung des heiligen Mannes geahnt! .... Melodien, wie sie ihn dort umrauscht — Melodien, von der Weltgeschichte componirt, von den Völkern im Laufe der Jahrtausende ausgeführt.

Plötzlich sagte der Knabe: — „Papa, erkläre mir das Pedal!“ —

Der Vater willfahrte mit Freuden. Da rückte der Kleine den Schemel hinweg, und als der Alte die Blasebälge in Bewegung gesetzt, präludirte Wolfgang stehend und trat das Pedal, als wenn er es Monate geübt.*)

Wie brausten da die Töne durch die Hallen der Kirche, — wie riefen sie schlafende Geister wach, wie blitzten Römer- und Hunnenschwerdter, wie fromm und innig tönten der Kreuzfahrer Lieder.

Den Mönchen aber im Refectorium entfielen Messer und Gabeln. Der Bruder Organist war unter ihnen; auch hatte er nie so gewaltig gespielt. Sie lauschten und lauschten; — ja man sah welche unter ihnen erbleichen, Andere bekreuzten sich, bis der Prior aufstand, — Muth faßte und nach der Kirche eilte. Alle folgten — aber — o Entsetzen! — es war kein Organist zu sehen, und doch rauschten und brausten die Töne fort und fort.

„Es ist der leibhafte Satan!" — riefen Einige.

„Es ist ein Wunder!" — stammelten die Anderen. Als aber die Kühnsten nun die Orgel erstiegen, blieben sie wie versteinert stehen.

Da stand ein Kind, — ein sechsjähriger Knabe und spielte. Aber das Kind hörte nichts und sah nichts; dennoch leuchteten seine Augen wie Sterne und seine Stirne glänzte von Begeisterung.

*) Geschichtlich wahr. Nissen: Seite 22 u. 37. Jahn: I. Thl. S. 35.

Und immer kühner und immer glühender steigerten sich die Töne, und wälzten sich fort in gewaltigen Strömen, bis sie endlich zu einem sonnigen Ruhepunkte gelangten, dessen letzter Halt das Schiff der Kirche wie ein ersterbendes Lispeln der Aeolsharfe lange, lange durchzitterte!

Ein neuer Amphion.

Die schönen Tage der Reise waren vorüber — für Wolfgang und seine Schwester nur zu schnell vorübergegangen; denn wenn auch das Fahrzeug, das sie gebracht, mit der ganzen Gemüthlichkeit der damaligen Reiseart den schönen Strom herabgeschwommen, so hätten doch die Kinder in ihrer Glückseligkeit gerne noch acht Tage zugegeben. Es war so recht das Wehen der vollen Freiheit in Gottes großer Natur, das sie beseligend anhauchte. Sie athmeten die köstliche reine Luft, sie schauten so viel Prächtiges und Neues; Pater Hermann, der bleiche Benedictiner — der den Knaben seit seinem Orgelspiel in dem Kloster zu Ips fast wie einen Heiligen verehrte — erzählte so manch' Belehrendes, daß Wolfgang, der zu Hause fast nur mit Gewalt vom Claviere gerissen werden konnte, jetzt in der ihm so neuen Freiheit und Ungebundenheit wie ein Seliger schwelgte.

Er war eben immer noch — bei all' seiner fast übernatürlichen Begabung für Musik — ein Kind, und, als solches, hier so recht in seinem Elemente. Wie hatten er und Nannerl gestaunt, als sie, dem Städtchen Grein vorüber, sich dem bekannten Strudel nahten.

Freundlich grüßend spiegelt hier noch einmal der Strom die Bilder des hübschen Schlosses Greinsburg und des Städtchens selbst zurück, bevor er, melancholisch von den Fichtenwaldungen gefärbt, seine Wellen auf die Folterbank des „Strudels" wirft.

Und als sie nun das Inselchen Wörth — das noch als alter Rest eines vor Jahrtausenden von der Gewalt der Wasser durchbrochenen Felsendammes wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels daliegt — erreicht, wie fingen da ihre Herzen an höher zu klopfen, nicht aus Furcht, sondern in Erwartung und höherer Erregung.

Auf der Krone des Felsens prangte ein großes Kreuz. Der bleiche Benedictiner sagte: „Wie der Glaube mitten im Strudel des Lebens!" Auch Heiligenbilder waren hier auf den verschiedenen Stufen des Felsen errichtet, von den häufig passirenden Schiffern mit Votivgeschenken geschmückt. Wie, dicht vor der gefährlichen Stelle — jetzt schießen die Dämpfer mit der Schnelle und Sicherheit eines wohlgezielten Pfeiles hindurch — kleine Boote an das „Wochenschiff" heranruderten und anlegten, um den Reisenden schützende Heiligenbilder und Amulete zu verkaufen. Und in der That erhielt jedes der Kinder von dem

streng religiösen Vater einen geweihten Rosenkranz, mit dem Bedeuten, ihn bis über die gefährliche Stelle hinaus zu beten.

Wolfgang gehorchte wie immer, nur daß ihm bei den Kugeln seine runden Notenköpfe einfielen, und er, während dem leisen Hersagen der Gebete — den Blick auf die schauerlich-schöne Passage gerichtet — ein musikalisches Gemälde in Gedanken componirte, das die emporstarrenden Felsen, die anbrandenden Wogen, die hinabziehenden Wasser darstellte.

Von Sarblingstein, das Kaiser Ferdinand baute, um die Donau gegen die Türken zu befestigen, — von Freinstein, in dessen Nähe Karl der Große den Herzog Tassilo geschlagen, — von Mölk, der schönsten Abtei des ganzen heiligen römisch-deutschen Reiches, mit seinen Palästen und Kathedralen, Bibliotheken und Sammlungen, von den Ruinen der Burg Dürrenstein, auf welcher Richard Löwenherz so lange gefangen gesessen — Orte an welchen man allen vorüberkam — wußte Bruder Hermann viel zu erzählen, und nur mit Thränen trennte man sich in dem Städtchen Stein, — wo man das letztemal übernachtete, — von ihm.

Aber wir Sterblichen müssen ja alle schon als Kinder den Schmerz der Trennung kennen lernen; denn er ist der, der am häufigsten im Leben unser Herz zerreißt, bis dieses die letzte Trennung .... von allen Schmerzen heilt!

Auch von der herrlichen Donau mußte geschieden sein, aber hier überwogen die Erwartungen alles dessen, was Wien — die stolze Kaiserstadt — bieten würde, jede Wehmuth. Außerdem ließ auch die Mauth keine Zeit zu weiteren Betrachtungen; denn da die Familie Mozart darauf vorgesehen war, längere Zeit in Wien zu bleiben, so fehlte es ihr an Koffern, Kasten und Schachteln nicht.

Auf der Schanzel-Mauth*) war indessen viel zu thun, und der Herr Vice-Capellmeister hätte wohl, wie so manch anderer Reisende, Stunden lange warten können, wäre ihm nicht in seinem Söhnchen ein Deus ex machina erschienen.

Mit der ihm eigenen Vertraulichkeit hatte sich nämlich Wolfgangerl dem Mauthner genähert, und da dieser, als gemüthlicher Oesterreicher, ein Freund der Kinder war, gefiel ihm das offene und heitere Wesen des hübschen Knaben sehr.

So frug ihn Wolfgang, nach Art der Kinder, warum er denn allen Leuten die Kisten und Kasten aufmache und hineinschaue?

Lachend erklärte der Mauthner sein Geschäft; stellte dann aber auch an den kleinen Mann die Gegenfrage: „Was denn er in der Kaiserstadt thun wolle?"

„Clavier spielen!" — entgegnete Wolfgang mit Stolz.

---

*) Nissen: 22. Jahn: I. Thl. 35.

„Ja, Clavier spielen!“ — rief jener lachend — „wird was sauberes Clavier spielen können mit seinen kleinen Pratzerln!“ *)

Aber dieser Zweifel an seiner Kunst ärgerte Amadeus sehr. Glücklicherweise bildete des Vaters Clavier — welches man, der Uebung wegen, und weil solche Instrumente damals noch wenig zu haben waren, mitgenommen hatte — einen Theil des Mozart'schen Passagier-Gutes. Ohne ein Wort zu sagen, ging Wolfgang daher hin, rief einen Arbeiter herbei, ließ den Deckel der Kiste, die das Clavier einschloß, aufmachen, und fing an, so lustige Tänze zu spielen, daß der Mauthner ein über das anderemal vor Entzücken in die Hände schlug. Ja die ganze Mauth ward rebellisch, und es fehlte wahrlich nicht viel und der Raum, der sonst meistens nur harte Worte, grobe Redensarten, Seufzer und Flüche zu hören bekam, hätte sich in einen Concert- und Tanzsaal umgewandelt.

Jedenfalls wirkte Wolfgang's Spiel mit ähnlicher Zauberkraft, wie die Musik großer Meister es schon im Alterthume gethan haben soll. Orpheus belebte durch den Klang seiner Lyra Bäume und Felsen; — Amphion setzte durch seine Melodien Bausteine in Bewegung, so daß sie sich selbst zu Theben's Mauern aufrichteten; — Arion bezauberte durch seine Lieder einen Delphin so sehr, daß er ihn auf seinem Rücken von Tarent nach Tänaros

*) Händchen.

durch's Meer trug; — und der kleine Mozart spielte so lieblich, daß sein Herr Vater sofort auf das freundlichste und schnellste abgefertigt und von der Hauptmauth ganz dispensirt wurde.*)

---

*) Nissen: S. 22. Jahn: I. Thl. S. 35.

Am Wiener Hofe.

Der Ankunft des jungen Künstlerpaares in Wien war ein großer Ruf vorausgegangen. Graf Palffy nämlich hatte die Mozart'schen Kinder zu Linz in einem Concerte gehört, und mit Enthusiasmus dem Erzherzog Joseph davon, erzählt, ihm auch mitgetheilt, daß beide Wunderkinder in kurzer Zeit in der Hauptstadt eintreffen würden. So war die Nachricht an die Kaiserin und durch diese an den gesammten hohen Adel gelangt.

Ein Clavier-Virtuose von sechs Jahren, das war noch nicht dagewesen, mithin ein glückliches „Evénement" in dem verbrauchten, ausgebeuteten Leben der ganzen Wiener Haute volée.

Das Neue, das Ungewohnte allein reizt ja die blasirte Menge und bringt Färbung in ihr — mitten in allen Genüssen — so ödes Leben.

Kaum hatte daher der Vater seine Empfehlungsschreiben an die Gräfin Sinzendorff, eine höchst liebenswürdige und freundliche Dame, abgegeben, als für ihn und die Kinder die Einladungen regneten, und zwar um so mehr, als die Protection einer so hohen Dame der Schlüssel zu allen Salons war; denn das reichsgräfliche Geschlecht der Sinzendorff galt als eines der ältesten der Monarchie Leitete es doch seinen Ursprung von den alten Grafen von Altorf, welfischen Stammes, ab; — ruhte doch seit 1625 das Obrist-Erbmundschenken-Amt in Oesterreich ob der Ens, und das Obrist-Erb-Land-Vorschneider-Erbschildträger- und Kampfrichter-Amt in Oesterreich ob und über der Ens auf ihm.

Trotz aller dieser hohen Würden und — nur in Deutschland möglichen — Titel, war indessen die Gräfin eine so liebenswürdige Erscheinung, so herablassend und herzig, daß sich Wolfgang schon beim ersten Besuche mit der gleichen Offenheit und Ungenirtheit an sie anschloß, wie er es bei dem Benedictiner und dem Mauthner gethan. Da das Wesen des Kindes demohnerachtet aber bei aller Zuthulichkeit und Schalkheit weit entfernt von Zudringlichkeit war, so eroberte Wolfgang schon dadurch die Zuneigung der hohen Frau, die sein eminentes Talent ihm dann doppelt sicherte.

In der That trat denn auch die Gräfin Sinzendorff fast wie eine zweite Mutter des kleinen Mozart auf; so daß sich die Künstlerfamilie bald von den Grafen Collalto, Wilschegg, dem Reichs-Vicekanzler Grafen von

Colloredo, dem ungarischen Kanzler, Grafen Palffy, dem böhmischen Kanzler, Grafen Choteck, dem Bischof Esterhazy, dem Baron Schell, dem Prinzen von Hildburghausen u. s. w. zu musikalischen Productionen eingeladen sah.*)

Aber nun erfolgte auch noch, zur großen Freude des guten Vice-Capellmeisters, eine Einladung an den kaiserlichen Hof selbst.

Wolfgangerln schien sich weniger daraus zu machen. Ein Kind, wie er, legt noch keinen so hohen Werth auf fürstliche Auszeichnung, wie Erwachsene; von dem pecuniären Vortheil hatte er noch gar keinen Begriff, und was sein Spiel anlangte, so ließ er sich weit lieber vor Leuten hören, die Musik verstanden, als vor solchen, die nur das Wunderkind in ihm anstaunten. Und seltsamer Weise verrieth er in dieser Beziehung einen ganz ungemeinen Tact und Scharfblick, und Niemand vermochte den Kleinen hierin so leicht zu täuschen.**)

Dennoch regte auch ihn die Einladung vor Oesterreichs Kaiserin zu erscheinen und Proben seines Talentes abzulegen, etwas auf, als der dazu bestimmte Tag herankam; wenn auch die Neugierde den überwiegensten Theil an dieser Erregung hatte.

Endlich erschien die anberaumte Stunde, und auf den Glockenschlag drei Uhr rollte eine kaiserliche Hofequipage

---

*) Nissen: Seite 22 u. 23.

**) Oulibicheff: I. Thl. Seite 12.

mit reichgalonnirten Dienern vor. Der geheime Zahlmeister ihrer Majestät in großer Gala holte Vater und Kinder ab. Die Pferde brausten davon, und ehe eine halbe Stunde vergangen, stand die Familie Mozart in dem Vorzimmer der Kaiserin.

Es ist etwas eigenes — eine Audienz erwartend — in dem Vorzimmer eines Großen zu stehen.

Freilich kommt sehr viel darauf an, was wir unter „Großen" verstehen.

„Voulez vous être grand homme? oubliez que vous êtes prince!"*) sagt ein berühmter Franzose (und mit ihm der unvergleichliche lachende Philosoph). Aber dies kann nur in einem gewissen Sinne gelten; gerade der Mann, der nicht bloß „groß" heißen, sondern es auch sein will, wird es nur dann sein, wenn er jeden Morgen in Geist und Herz erwägt, was es heißt, Fürst sein (das ist the first, der Erste), das Oberhaupt von Millionen Menschen, deren Wohl und Wehe von ihm abhängt. Es ist in der That etwas „Großes" um die wahren „Großen", als Regierer ganzer Staaten. Ihr Beruf ist heilig und schwer .... denn ... auch sie sind Menschen, und gerade auf dem wichtigsten Posten — auf dem Throne — lernen sie, verhindert durch ihre Lage und Umgebung, die Menschen am wenigsten kennen. Ihr Beruf ist so schwer, daß ein ängstlicher Mann, der seinen Beruf ganz

*) „Wollt ihr ein großer Mann sein, vergeßt, daß ihr Fürst seid!"

übersieht, vielleicht sich weigern würde, einen Thron zu besteigen.

Das höchste menschliche Ideal ist das eines Königs, wie er sein soll, um „groß“ zu sein. Können wir uns da wundern, wenn so wenig Könige, nachdem mit ihrem Hingang die Schmeichler abgetreten sind, diesem Ideale sich nähern?

Die Geschichte kann übrigens Maria Theresia „Größe“ nicht absprechen.

Unter welchen unendlich schwierigen Umständen hatte sie den Thron bestiegen, — welche Gefahren wußte sie zu überwinden, — welche Quellen der Macht eröffnete sie ihren so ganz gesunkenen Staaten, — welche Begeisterung und Liebe für sich entflammte sie in den Herzen ihrer Völker?

Fast gegen die ganze Welt im Kampfe, erhielt sie nicht nur ihre weiten Reiche, die Spanien, Frankreich, Baiern, Sardinien, Sachsen und Preußen schon in Gedanken unter sich getheilt hatten, nein — sie ging auch in denselben den Weg der Reformation, und nahm, bei allen dort nothwendigen Rücksichten diejenigen inneren Verbesserungen vor, die sich mit dem ihr angeborenen Verstande und guten Willen machen ließen.

Sie mußte den hohen Adel, dem sie Dank schuldig war, schonen; aber sie suchte denselben, da ihm der alleinige Zutritt zu den höheren Stellen nicht entzogen werden konnte, durch Errichtung von Ritter-Akademien zu nöthigen, daß er sich Kenntnisse erwerbe.

Sie konnte die Pedanterie und das Perrückenthum der alten Staatsmänner ihres Reiches nicht auf einmal beseitigen, und ließ deshalb lange das bisherige Ministerium Uhlefeldt-Bartenstein bestehen, über dessen Mitglieder sie sich selbst zuweilen spottend äußerte; aber sie schenkte ihr eigentliches Vertrauen nur einem genialen Manne: dem Grafen Kaunitz, der später mit ihr ein „neues" Oesterreich anbahnte.

Und welche Verbesserungen sah ihre Regierung im Verwaltungswesen.

Während sich die kleinen deutschen Höfe und Höfchen, — wie jener des Fürst-Erzbischofs von Salzburg — durch unsinnigen Aufwand und kindische Ueberhebung ruinirten, beschränkte man in Wien die Mißbräuche, die in der Hofhaltung eingerissen waren, und entließ den größten Theil der „vierzigtausend" Kammeralisten, die unter dem Vater Maria-Theresiens, Kaiser Karl VI., vom Hofe gelebt und jährlich zehnthalb Millionen gekostet hatten.*) Dann reformirte sie — durch ihren Gemahl — die Art, wie die Abgaben erhoben wurden; denn die Zahl der mit der Erhebung beschäftigten Personen betrug damals nicht weniger als „sechzigtausend," und von diesen entließ man so viele, daß dadurch jährlich abermals „zwölf Millionen" erspart wurden.**) Auch die anderen Zweige der Staatsverwaltung wurden

---

*) Schlossers Weltgeschichte: 16. Theil S. 208 u. 263.

**) Ebendaselbst.

unter Maria Theresiens Regierung völlig, und im Sinn und im Geiste eines gemäßigten Fortschrittes umgestaltet. So trennte man schon 1749 Justiz-, Polizei- und Kammer-Angelegenheiten von den eigentlichen Staatsgeschäften und Ministerien, und übertrug sie besondern Behörden; — so verminderte man die Zahl der Feiertage und beschränkte die politische Gewalt der Geistlichkeit; so hob Maria Theresia, gleich Friedrich dem Großen, die Tortur auf — so verbannte sie die Hexenprocesse, das Zufluchtsrecht der Kirchen und die Inquisition.*) Auch die Frohndienste wurden gemildert, und in allen diesen Reformen zeigte die Kaiserin ebensoviel Muth, Unternehmungsgeist und Entschlossenheit, als Ruhe, Scharfblick und Klugheit.

Dies in Wahrheit „große Streben" erwarb ihr denn auch die ungetheilteste Liebe des Volkes, während ihre Privattugenden und ihre Herzensgüte die Achtung, die man ihr als Fürstin zollte, auch auf das Weib übertrugen.

So stand Maria Theresia „groß" da, und hoch durften wohl die Herzen derer schlagen, die ihr persönlich entgegentreten sollten.

Flüchtig hatten denn diese Gedanken auch des Vice-Capellmeisters Hirn durchkreuzt, als sich jetzt die Flügelthüren geräuschlos öffneten und der erste Kammerherr ihrer Majestät die Harrenden zum Eintritt aufforderte.

---

*) Mailand.

Es war ein prachtvolles Gemach, in welches sie traten, ein großes regelmäßiges Achteck bildend, von dessen acht Seitenflächen viere mit ungeheuren, in breite Goldrahmen gefaßten venetianischen Spiegeln bedeckt waren. Zwei der andern zeigten ebenso riesige Fenster, von schwerseidenen Vorhängen halb verhüllt, während die übrigen zwei Seiten durch Flügelthüren nach den Vorzimmern und den inneren Gemächern der Kaiserin führten. Ein großer massiv silberner, durchaus vergoldeter Kronleuchter, dessen acht Arme wunderbare Schnörkel bildeten, hing an einer schweren Kette von gleichem Metall von der gemalten Decke herab. Die Wände bedeckte eine Tapete von weißem Seidenzeug mit eingewirkten vielfarbigen Blumenbouquets, während sämmtliche Möbel mit demselben Stoffe überzogen und in ihrem Holzwerk durchaus vergoldet waren. Ein glänzend parquetirter Fußboden, — einer bräunlichen Alles wiederspiegelnden Eisfläche nicht unähnlich — und zwei schöne Augsburger Claviere vollendeten das Ganze, das in seiner einfachen Pracht imponirend wirkte, und doch auch wieder einen ganz eigenen Hauch von Gemüthlichkeit verbreitete.

Maria Theresia saß, fast in der Mitte dieses Gemaches, auf einem hohen, von einer goldenen Krone überragten Sessel, umgeben von den Prinzen und Prinzessinen und ihrem Hofstaate, während ihr Gemahl, Franz I., an einem der Instrumente lehnte.

Es war ein hübsches Bild, das auf diese Weise die eben angeführte Gruppe hervorrief. Denn die Kaiserin

selbst, war, obgleich damals schon 45 Jahre alt und sehr stark, doch noch immer schön zu nennen. Die gebogene Nase, der fein geschnittene Mund, die großen blauen Augen, die kühngeschwungenen Augenbrauen und die hohe Stirne, gaben ihrem Gesichte einen Ausdruck von Hoheit und stiller Würde, während der Blick und ein gewisser Zug um den Mund, Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit verriethen.

Man mußte sich unwillkürlich von ihr hingezogen fühlen und leicht war es jetzt dem Vice-Capellmeister begreiflich, wie Maria Theresia's Schönheit und Liebenswürdigkeit einstens ganz Ungarn hinreißen und bezaubern konnte.

Um aber das Reizende der Gruppe zu vollenden, stand neben der Mutter ein Theil der jungen Erzherzöge und Erzherzoginnen, von welch' letzteren eine, ein engelgleiches siebenjähriges Kind, sein Lockenköpfchen auf den Arm der Kaiserin gelegt hatte. Es war Maria Antoinette, die nachmals so unglückliche Königin von Frankreich.

Wer hätte damals ahnen können, daß dies holde Wesen, — den ganzen Zauber der Kindlichkeit und Unschuld in den Zügen, — einst auf dem Blutgerüste sein Leben aushauchen werde? — Doch . . . . warum den Schleier der Zukunft heben, mit dem die Güte des Allmächtigen so weise die kommenden Zeiten den Augen der Sterblichen verhüllt hat.

Blicken wir lieber noch einmal auf das vorgeführte Bild, dessen Hintergrund sich fast komisch von den Haupt-

figuren abhob, da er von den steifen hochadeligen Gesichtern alter Hofdamen und den, von langen und mächtigen Perücken beschatteten Häuptern ergrauter Cavaliere, die sich in ihren goldstrotzenden Kleidern kaum zu bewegen vermochten, gebildet wurde.

Von allem dem sah indessen unser guter Wolfgangerl nichts, als die freundlich zu ihm hinblickende Kaiserin und das Lockenköpfchen Maria Antoinettens, das ihm besser gefiel, als alles, was er bisher gesehen. Indessen blieb ihm auch keine Zeit Beobachtungen zu machen, denn Franz I. war bereits zu ihm hingetreten und hatte ihn der Kaiserin zugeführt, die ihm, wie eine Mutter, beide Hände mit den Worten entgegenstreckte:

„Das ist also der kleine Clavier-Virtuose von dem man Uns so viel erzählt?"

„Ja, Majestät!" — antwortete Wolfgang so unbefangen und heiter, als spreche er zu seiner eigenen Mutter — „klein bin ich, das ist wahr; daß ich aber dennoch etwas auf dem Clavier leisten kann, das möchte ich Euch, Frau Kaiserin, gern beweisen!"

Ein panischer Schrecken zuckte bei diesen ungenirten Worten des Kindes wie ein elektrischer Schlag durch das ganze kaiserliche Gefolge, und nur die riesigen Coiffüren der Hofdamen und die lockenschweren Perrücken der Hofcavaliere verhinderten sämmtliche hochadelige Hauptthaare, sich wegen dieses Frevels gegen die Hof-Etiquette bergeshoch zu streuben.

Der Kaiser und die Kaiserin aber lachten, und letztere, die ein augenscheinliches Gefallen an dem offenen Wesen des Knaben fand, frug:

„Bist du denn auch deiner Sache so gewiß? dahinten bei den Herren sind viele, die Musik meisterhaft verstehen, sie werden dich scharf beurtheilen."

Wolfgang bog sich bei diesen Worten der Kaiserin zur Seite und schaute mit seinen großen klugen Augen nach dem Gefolge; dann schüttelte er mit verächtlicher Miene den Kopf und sagte:

„Nu! von denen scheint mir Keiner was von Musik zu verstehen!"

„Und warum?" — frug Maria Theresia.

„Ich seh' es ihnen an: sie sind viel zu steif!"

Jetzt mußte die Kaiserin aber laut auflachen, und so lachte denn in Gottes Namen — nolens volens — der ganze, sich eben nicht geschmeichelt fühlende Hofstaat mit, wenn auch die sauersüßen Mienen so manchen hochadeligen Gesichts bewiesen, wie schwer ihm dies Lachen wurde.

Maria Theresia aber streichelte Wolfgangs Wangen, und mit jener gewinnenden seelenvollen Freundlichkeit, die sie stets im Kreise ihrer Familie zu entfalten wußte, nach ihrem Gatten blickend, sagte sie:

„Franzerl, das ist ein Goldbue, der sollte Staatsmann werden; zu déschiffriren versteht er wenigstens vortrefflich!"

Der Kaiser nickte beifällig indem er beifügte: „Und an Muth gebricht es ihm auch nicht.“

„So wollen wir ihn hier behalten!“ — rief jetzt die kleine Maria Antoinette, ihr Lockenköpfchen erhebend und die Mutter mit leuchtenden Augen anblickend. — „Er gefällt mir auch.“

„O!“ — meinte die Mutter, — „das wäre so übel nicht; ihr alle würdet an ihm wenigstens ein Beispiel haben, wie man Clavier spielen soll.“

„Spielt er denn so gut?“ —

„Vortrefflich, sagt man.“

„Nun so soll er sich einmal hören lassen.“

Wolfgangs Köpfchen glühte von den eigenthümlichen Gefühlen, die die Worte der kleinen reizenden Erzherzogin in ihm hervorgerufen. Sein Ehrgeiz war erwacht und vielleicht auch die Ahnung eines anderen noch tieferen Gefühles, das später sein empfängliches Herz noch oft berühren sollte. Rasch wandte er sich daher dem Instrumente zu, fest entschlossen, sein Bestes zu thun, um der schönen kleinen kaiserlichen Hoheit zu zeigen, daß man nicht zu viel von ihm gesagt. Aber der Kaiser trat ihm mit den Worten entgegen:

„Halt, kleiner Mann! Wenn du die Herren und Damen da nicht ebenbürtig in der Kunst hältst, und nicht glaubst, daß sie ein Urtheil über dein Spiel zu fällen im Stande sind, wer soll dann Richter sein?“

Aber der Knabe besann sich nicht lange:

„Ist Herr Wagenseil nicht hier?“ — rief er so laut,

daß es alle hören konnten, — „der soll kommen, der versteht es!“ *)

Der Kaiser, den die Naivetät des Knaben immer mehr entzückte, gab ein Zeichen, daß man Wagenseil rufe. Unterdessen aber hatte Wolfgang ohne alle Complimente seine Schwester herbeigeholt und sie der Kaiserin mit den Worten vorgestellt:

„Das ist die Nannerl, meine Schwester, die so gut spielt, wie ich!“

Maria Theresia kam über diese drollige Vorstellung gar nicht aus dem Lachen. Sie winkte jetzt Vater Mozart selbst herbei, und unterhielt sich längere Zeit sehr freundlich und herablassend mit demselben über die beiden Kinder und deren wunderbare Begabung.

Unterdessen hatten aber auch die Erzherzoginnen sich Nannerln genaht, während Maria Antoinette ihre kindlichen Fragen an Wolfgang richtete, dessen Wangen immer mehr zu glühen begannen.

Bald lauschte auch die Kaiserin diesem Gespräch, und da Wolfgang eben zu ihrer Freude so ganz ohne allen Neid das Spiel seiner Schwester lobte, frug sie:

„Hast du denn deine Nannerl auch recht lieb?“

„Gewiß!“ — rief der Knabe, mit strahlenden Blicken die Kaiserin anschauend, und ihre beiden dargebotenen

---

*) Wagenseil war früher Musiklehrer der Kaiserin und als Componist damals allseits bekannt. Jahn: I. Thl. 38 u. s. w. Nissen. Oulibicheff.

Hände abermals fassend, — „aber dich hab' ich auch lieb, denn du gefällst mir sehr!" *)

„Außerordentlich schmeichelhaft!" — sagte heiter die Herrscherin — „und wie willst du mir das beweisen?"

„Daß ich dir ein Schmatzerl gebe!" — rief der Knabe, und ehe noch die Hofdamen Zeit hatten, über diese ganz unerhörte Kühnheit ohnmächtig zu werden, und die Herren nicht wußten, ob sie den Degen ziehen oder in die Erde sinken sollten, war Wolfgangerl der Kaiserin auf den Schooß gesprungen, hatte sie um den Hals genommen und recht tüchtig abgeküßt. **)

Maria Theresia, der Kaiser und die älteren Erzherzoginnen lachten, wie vielleicht niemals wieder in ihrem Leben, so daß sie sich die Thränen aus den Augen wischen mußten; da dies aber der Hof hörte, erholte er sich rasch von dem neuen Schrecken, und lachte in Corpore ganz „hofwidrig" mit.

Indessen war Wagenseil eingetreten, und der Kaiser lud Wolfgang nun zum Spiele ein.

Wie der Blitz war denn auch dieser am Clavier, und sich zu dem Musiklehrer der Kaiserin wendend, rief er:

„Es ist mir sehr lieb, daß Sie da sind. Ich spiele ein Concert von Ihnen. Sie müssen mir umwenden." ***)

---

*) Des Kindes eigene Worte. Nissen: S. 30. Oulibicheff: I. Thl. S. 12.

**) Geschichtlich: Nissen: S. 24.

***) Mozarts eigene Worte. Oulibicheff: I. Thl. S. 12. Jahn: I. Thl. S. 38.

Und nun flogen die kleinen Finger über die Tasten, daß Alle staunten. Und wie der kleine Mozart weiter und weiter spielte, da ward es — still und stiller, — — und bald hörte man keinen Athemzug mehr.

O welche wunderbare Bewandniß hat es doch um die Musik! Die Töne erwecken jede schlummernde Empfindung, wirken erheiternd, belebend — und doch auch wieder schmerzlich anregend und schmerzstillend, begeisternd und doch auch wieder besänftigend! Die aufjauchzenden öffnen dem Blick eine Zukunft voll Sonnenglanz und Licht; die dahin sterbenden erinnern uns an Vergänglichkeit und Tod! — Ja es giebt schmelzende, entzückende Töne, die wie aus einer anderen Welt zu uns herüberklingen und aus dem Reiche der Lüfte die Geister der Harmonie wach rufen, daß sie Herz und Seele uns entführen, und wir schon hienieden den Zusammenklang der himmlischen Sphären, die Harmonie der Engelschöre zu hören glauben.

Einen solchen Eindruck machte denn auch des Knaben Spiel auf die Anwesenden, namentlich als er über ein Thema Wagenseils noch lange fortphantasirte.

Als er geendet, war Alles entzückt, und das „herrlich! herrlich!" aus dem Munde Wagenseils und der Majestäten hallte in hundertfachem Echo und endloser Steigerung in dem ganzen Kreise des Hofes wieder.

Auch Nannerls Spiel gefiel ungemein; doch ward die Schwester durch des Bruders Jugend und geniale Art der Auffassung und des Vortrages weit verdunkelt. Die Kaiserin aber, ganz ergriffen, rief ein über das anderemal:

„Lieber Vice=Capellmeister, was wünsche ich ihm Glück zu diesen Kindern. Da hat ihm der liebe Gott ein großes Geschenk gegeben, aber auch schwere Pflichten auferlegt; denn unverzeihlich wäre es, würden diese herrlichen Naturanlagen nicht auch entsprechend ausgebildet.“

„Majestät!“ — entgegnete Mozart, als die Kaiserin hier schwieg, mit ungezwungener Bescheidenheit, — „ich fühle diese große Gnade Gottes vollkommen; aber ebenso sehr bin ich auch über die Aufgabe meines Lebens klar, und wenn es dem Himmel nur gefallen wird, mir die nöthigen Mittel an die Hand zu geben, die Ausbildung meiner Kinder zu vollenden, so soll es dabei an mir gewiß nicht fehlen.“

„Die Mittel werden nicht ausbleiben,“ — versetzte Maria Theresia — „und wären Wir nicht augenblicklich wieder in diesen unseligen Krieg mit Preußen verwickelt, der alle finanziellen Kräfte des Landes in Anspruch nimmt und verschlingt, so würden Wir selbst die ganze weitere Ausbildung der beiden Kinder übernehmen. Doch auch so soll gethan werden, was der Augenblick zu thun erlaubt. Ihr bleibt doch noch einige Zeit in Wien?“

„Schon diese gnädige Frage kaiserlicher Majestät würde mir Befehl sein,“ — entgegnete der Vice=Capellmeister geschmeichelt, — „selbst, wenn er mit unserem Vorhaben nicht übereinstimmte. Wien ist die Stadt der Clavierspieler, — seit Maria Theresia, die erhabene Beschützerin alles Edlen und Schönen, die Kaiserkrone trägt,

— die Metropole der Künste, wo könnten meine Kinder ihre Laufbahn besser beginnen als hier?“

„Das ist recht!“ — versetzte beifällig die Kaiserin — „und wie seid ihr mit Unserem Adel zufrieden? Wir wollen hoffen, er interessirt sich für die angehenden Künstler.“

„Gewiß!“ — entgegnete Vater Mozart; aber es spielte bei diesem „Gewiß“ ein so eigenthümliches Lächeln um den Mund des Vice-Capellmeisters, daß Maria Theresia nach dessen Ursache frug.

„Je nun, kaiserliche Frau“ — versetzte der Angeredete — „über die freundliche Aufnahme dürfen wir nicht klagen, wenn nur der Werth der Kunstleistung nicht über das „Wunderkind“ übersehen würde.“

„Es geht eben hier“ — sagte die Herrscherin tröstend — „wie in allen großen Städten. Die blasirte Welt will „Wunder“ haben, die sie durch ihr Unerhörtes aus der Indolenz aufrütteln. Ueberall finden sich Menschen, die nur aus Eitelkeit und der Mode wegen Concerte geben und besuchen und dann oberflächlich über die Musik raisonniren, oder besser gesagt déraisonniren! Wir sind indessen überzeugt, daß das Urtheil weniger Kenner bei euch, Herr Vice-Capellmeister, das Geschwätz aller Nichtkenner hundertmal überwiegt.“

Ein lautes Gelächter, das von der Seite her schallte, auf welcher sich der Kaiser mit Wolfgang seither unterhalten, unterbrach hier das Gespräch. Maria Theresia sah sich erstaunt um, und es blitzte etwas wie Zorn in

ihrem Auge auf. Aber sie selbst mußte lächeln, als der Kaiser nun herantrat und ihr berichtete, daß er den Knaben eben gefragt: Wen er für den größten Musiker der Vorzeit halte? und dieser ihm geantwortet habe: „Den Trompeter, der die Mauern Jericho's umblies!“

„Ich fange ihn indessen doch noch!“ — sagte Franz I. jetzt, und sich zu dem kleinen Mozart wendend, fuhr er fort:

„Höre einmal, Wolfgang, es ist keine große Kunst mit allen Fingern zu spielen; aber nur mit einem Finger oder auf einem verdeckten Claviere zu spielen, das würde Bewunderung verdienen!“

Wolfgang schwieg; aber statt aller Antwort trat er neuerdings an das Instrument und führte mehrere sehr schwierige Passagen mit einem Finger aus; dann ließ er sich auch die Claviatur bedecken und spielte dennoch so gut, daß seine Zuhörer hätten glauben können, er habe sich durch lange Uebungen auf diese Art von Prüfung vorbereitet. Und doch war es das erste Mal, daß er es versucht hatte.*)

Der Kaiser aber stand hinter ihm und rief ein über das anderemal: „Hexenmeister!“ — „Verteufelter kleiner Hexenmeister!“

So war längere Zeit vergangen, als Maria Theresia, nach zahllosen Beweisen ihrer Huld, das Zeichen zur Entlassung gab. — „Wir sehen uns wieder!“ — sagte sie

---

*) Thatsache: Nissen. Oulibicheff.

dabei — „denn ich danke den Kindern einige glückliche Stunden und möchte ihnen auf diese Weise noch mehr verpflichtet sein!“

Noch einmal hob sie hierauf den Knaben empor, küßte ihn herzhaft, reichte Nannerl die Hand und entfernte sich dann, von ihrem Gemahl geleitet mit dem Hofe.

Wolfgang und Nannerl aber hielten jedes einen schönen Diamantring in der Hand und der Vater strahlte in Seligkeit.

Der kaiserliche Zahlmeister.

So war also der Empfang bei Hofe ein höchst ehrenvoller und freundlicher gewesen; aber der nach allen Seiten hin praktische Vice-Capellmeister sah doch sehnlichst auch noch der durch die Kaiserin angedeuteten klingenden Anerkennung der Talente seiner Kinder entgegen; nicht aus Habsucht oder Geiz, wohl aber, weil er, wie wir wissen, nur dadurch in den Stand gesetzt werden konnte, den herrlichen Naturanlagen seiner Kinder die nöthige Ausbildung zu geben.

Er war — wie schon gesagt — ein sehr lebenskluger Mann. Niemand hatte einen würdigeren Begriff von der Kunst und dem hohen Berufe eines Künstlers, wie er; nichts desto weniger setzte er einen größeren Werth auf eine klingende Kundgebung des Enthusiasmus von Seiten des Publikums, als jede andere Art von Anerkennung,

womit dasselbe ihn an den Tag zu legen pflegt. Ebenso beschäftigte ihn das Positive und Gegenwärtige mehr, als das Ungewisse der Zukunft und namentlich der Gedanke: wie die Nachwelt urtheilen würde. Dies alles gab dem alten Mozart allerdings etwas spießbürgerliches; während der kleine Wolfgang schon jetzt Genialität verrieth.

In der That entwickelte sich denn auch später die Individualität des Sohnes im schneidendsten Gegensatze zu der des Vaters, indem beiden nichts mit einander gemein blieb, als jene Offenheit und Rechtschaffenheit, die sie — den Einen wie den Andern — so ehrenvoll durch ihr ganzes Leben auszeichnete. Allein diese Contraste, sowohl nach Gemüthsart als Temperament, zwischen zwei Wesen, deren Fähigkeiten so verschieden ausfielen, während doch ihre gegenseitige Verbindung unumgänglich nothwendig war, zeigten eigentlich doch nichts Anderes, als die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen den Mitteln und dem Zwecke.

Blicken wir jetzt — in unsern Tagen — auf beide zurück, so stellt die Summe der Fähigkeiten des Einen den reinen Genius dar, ... die Mensch gewordene musikalische Kunst, das Fleisch gewordene Vermögen übersinnlicher Begriffe. Dagegen bildete die Summe der Fähigkeiten des Anderen — des Vaters — gerade alles das, was durchaus nothwendig war, um diesen Genius auf den äußersten Punkt der Möglichkeit des Vollbringens zu erheben, ... um diese übersinnlichen Begriffe praktisch in eine Menge Meisterwerke zu verwandeln. Einen geeigneteren Vater

hätte die Vorsehung diesem Sohne gar nicht geben können.*)

Was aber die Hauptsache ist, Vater Mozart erkannte und durchschaute diese gegenseitige Stellung schon gleich vom dritten Jahre seines Kindes an. Da er aber damit auch zu der Ueberzeugung kam, daß die Vorsehung ihn zum Werkzeuge einer außerordentlichen Erscheinung erkoren habe, so weihte er sein ganzes „Ich" der Pflege dieser „**Wunderblume**", welche Gottes Gnade ihm hatte erblühen lassen. Indem nun aber zu einer entsprechenden Ausbildung der Kinder — und namentlich des Sohnes — die eigenen Mittel nicht reichten, mußte der Vater natürlich auf weitere Hilfsquellen bedacht sein.

Man kann sich daher denken, welch' freundliches Gesicht Herr Leopold machte, als einige Tage später der ihm schon bekannte Hofwagen wieder vor seiner Wohnung hielt, und der kaiserliche Zahlmeister ausstieg. Nach wenigen Minuten traten seine Excellenz, Baron Stauffen, ein.

Baron Stauffen war ein treues Abbild des damaligen alten österreichischen hohen Adels, der eigentlich in der ganzen Schöpfung nichts anerkannte, als: sich selbst, den Kaiser, die alleinseligmachende Kirche und . . . . . im höchsten Falle noch . . . unseren Herrgott. Seinen Stammbaum zählte Stauffen bis zu 32 Ahnen hinab, stimmte auch mit allen diesen 32 Hochedlen in der Ueberzeugung überein,

---

*) Oulibicheff: „Mozarts Leben." I. Thl. S. 5.

daß der Adel der Zweck der Schöpfung sei, das Volk aber, mit allem übrigen Daseienden, nur als Mittel, jenen zu heben und ihm zu dienen betrachtet werden könne.

Dabei war Baron Stauffen ein vollkommener Hofmann, und, als solcher, eine Erscheinung, an der — was Toilette, Etiquette und feinen Ton betraf — nichts auszusetzen war. Nur schade, daß ihn die Natur schlecht bedacht und ein durchstürmtes Leben seinen hinfälligen Körper noch hinfälliger gemacht hatte.

Jetzt glich er — obgleich erst ein Vierziger — durch die Dürre seiner Gestalt, die gelbe und lederartige Haut seines Gesichtes und die hohlliegenden Augen, eher einer Mumie, als einem lebenden Menschen; zumal der trübe erloschene Blick, die vertrockneten bleichen Lippen und die vorn an der Stirn und zu beiden Seiten mit reichen Locken, hinten aber mit einem breiten Haarbeutel versehene Perrücke, — benebst dem Ausdruck unbegränzten Stolzes — ihm ganz das Ansehen eines einbalsamirten und mumisirten Pharaonen gab. Ein breitschößiger Rock von weißem Sammet mit immensen Goldstickereien, kurze Hosen von gleicher Farbe und gleichem Stoff, eine weißseidene Weste, auf welche Flora den ganzen Reichthum ihres Füllhornes ausgegossen zu haben schien, weißseidene Strümpfe, Halskrause, Chapeau und Manschetten von Alenconner Spitzen und Schuhe mit großen Diamantschnallen vollendeten seinen Anzug. Charakteristisch war dabei sein trippelnder Gang, während er fast unaufhörlich — den betreßten Hut unter dem Arme und einen venetianischen Zierdegen an der

Seite — das goldne Bisamfläschchen an die Nase führte, auf daß dessen Inhalt den Geruch der plebeischen Welt bei seinen hochadeligen Geruchsnerven übertäube.

Man kann sich denken, wie peinlich dem hohen Herrn der Auftrag war, mit diesem bürgerlichen Musikantenvolke zu verhandeln. Aber Majestät hatten befohlen und an den Befehlen Maria Theresiens war kein Härchen breit zu mäkeln. Schon einmal hatte der kaiserliche Zahlmeister in den saueren Apfel beißen müssen, diese „Musikmacher“ in eigener hoher Person in kaiserlicher Equipage zu Hofe abzuholen, und jetzt war er gar verpflichtet auszusteigen, sich in deren Wohnung zu begeben und mehreres im Namen der Monarchin mit ihnen zu verhandeln.

Es galt daher, als der Wagen hielt, für den Herrn Baron einen großartigen Entschluß, seinen sauren Gang anzutreten, doch ward derselbe einigermaßen dadurch versüßt, daß diese Menschen eine freundliche Aufnahme im Hotel der Gräfin Sinzendorff gefunden hatten. So war es doch der Nebenflügel eines gräflichen Hauses, an dem der Wagen seiner Hochgeboren hielt und Baron Stauffen war wenigstens nicht genöthigt in eine bürgerliche Spelunke zu treten.

„Odiense! Odiense!“ — murmelte er jetzt, als er die Treppe hinaufstieg. — „Wie kann Majestät einen alten Edelmann von 32 Ahnen so herabwürdigen, zu diesem Bürgervolke zu gehen. Aber . . . aber . . .! das ist wieder eine von den unseligen Neuerungen und Verletzungen des Hergebrachten, die seit dem Auftreten des Grafen Kaunitz

alles Alte über den Haufen zu werfen drohen, und die, zum Verderben Oesterreichs, auch schon in dem Kopfe des Erzherzogs Joseph — des zukünftigen Kaisers — spuken. Ich will nur sehen —" fuhr er dann, einen Augenblick im Treppensteigen anhaltend, fort, indem sich ein tiefer Seufzer seiner Brust entwand — „ich will nur sehen, wohin das noch führen soll. O! ich fürchte, ich fürchte!" ... Aber er unterbrach sich hier selbst, denn die zwei reichgalonirten Hofdiener, die hinten auf der Equipage gestanden, kamen ihm jetzt ehrerbietig nach, indem jeder von ihnen einen ziemlich großen in weißes Tuch eingeschlagenen Pack trug, den sie soeben aus dem Wagen genommen.

An dem oberen Theile der Treppe empfing der Vice-Capellmeister seinen hohen Besuch, dessen aristokratische Hoheit und spanische Grandeza er und die Kinder schon von der ersten Fahrt nach Hofe kannten. Wolfgangerl hatte schon oft, zur Heiterkeit der Seinen, über ihn gewitzelt und gespottet, heute aber mußte er, als Abgesandter der Majestät, mit möglichstem Ernst empfangen werden.

„Welche Gnade" — sagte daher Vater Mozart, sich tief verbeugend, — „welche Gnade, daß sich der Herr Baron selbst zu uns herauf bemühen."

„Baron?" — wiederholte der Angeredete, indem er sein perrückenschweres Haupt vornehm und stolz im Nacken wog — „Baron und Obrist-Zahlmeister ihrer kaiserlichen Majestät, wenn's beliebt."

Vater Mozart lächelte — „Vergebung!" — sagte er dann in ironischem Tone — „Herr Baron von Stauf-

fen, ich lege mich seiner Excellenz, dem Obrist-Zahlmeister ihrer kaiserlichen Majestät zu Füßen. Treten indessen Hochdieselben hier ein."

Der Baron that es, und — das goldene Bisamfläschchen an die Nase haltend — grüßte er Mutter und Kinder mit einer kaum merkbaren Kopfbewegung. Die beiden Diener aber stellten sich in ehrfurchtsvoller Haltung einige Schritte hinter ihm auf. Kaum vermochten bei diesem Bilde des lächerlichsten, dünkelhaftesten Stolzes und der vollendetsten Pedanterie Wolfgang und Nannerl das Lachen zu verbeißen. Aber ein Blick des Vaters verhalf ihnen zu dem nöthigen Ernste. „Was kann ein verständiger Mensch" — sagte er später zu seinen Kindern — „abgeschmacktem Stolze gegenüber, besseres thun, als mitleidig lächeln. Kaiser Antonin ließ den Philosophen Appollonius zur Erziehung Marc Aurels von Athen nach Rom rufen; der stolze Philosoph kam, ließ seine Ankunft melden, und sagen: „daß es Pflicht des Schülers sei, zum Lehrer zu kommen." Der Kaiser lächelte über den Pedanten, sandte zwar Marc Aurel, ließ dem eingebildeten Philosophen aber doch zurücksagen: „Wenn er von Griechenland nach Rom gekommen sei, so hätte er wohl auch noch nach dem kaiserlichen Palaste kommen können." — — Das war indessen immer noch ein Philosoph, der sich auf sein Wissen etwas einbildete; Baron Stauffen würde sich geschämt haben, etwas zu wissen. Denn „lernen" und „wissen" war — wenigstens seiner Ueberzeugung nach — nur für die gemeinen Leute."

Diese Bemerkung machte — wie eben gesagt — Vater Mozart indessen erst als der Baron schon weggegangen war; jetzt gebot ihm die Klugheit, es nicht mit einem so gewichtigen Hofbeamten zu verderben. War doch der größte Theil der Umgebung der Kaiserin um kein Haar besser, und machten es die kleinen Herren zu Salzburg nicht oft noch schlimmer?

Der Vice=Capellmeister wappnete sich also im Stillen mit Geduld, und der Arroganz des Höflings den würdigen Ernst eines verdienstvollen Mannes entgegensetzend, frug er — nachdem er dem Herrn Abgesandten einen Stuhl angeboten, den dieser aber naserümpfend zurückgewiesen — bescheiden, aber ohne sich wegzuwerfen, nach den Befehlen Ihrer Majestät.

„Ist Er" — versetzte hierauf in gestrengem Tone und mit von oben herabblinzelnden Augen der Baron — „ist Er der hochfürstlich Salzburgische Vice=Capellmeister Mozart?"

„Der bin ich!" — entgegnete der Angeredete — „und glaube von Eurer Excellenz sammt meinen Kindern gekannt zu sein, da ich erst vor wenigen Tagen die Ehre hatte, von dem Herrn Obrist=Zahlmeister Ihrer Majestät zu Hofe abgeholt worden zu sein.

„Ach ja, ja, ja!" — versetzte Baron Stauffen, indem er that, als entsinne er sich jetzt dieser unbedeutenden Sache — „Er hat ja die Ehre gehabt, Musik vor unserer erhabenen Herrscherin machen zu dürfen."

„Gewiß" — rief hier der kleine Wolfgang vortretend,

denn er konnte sich nicht mehr halten — „ich sah ja, als mich die gute Kaiserin in den Armen hielt, den Herrn Zahlmeister unter den alten Herren und Damen über die sie so lachte, als ich sagte, sie verstünden nichts von Musik!“

Vater und Mutter erblaßten bei diesen Worten des Knaben, der Baron aber biß sich auf die dürren Lippen, roch dreimal an dem goldenen Bisambüchschen und sagte:

„Musik? . . . , wir treiben keine Allotria!“

„Gefällt aber beiden Majestäten recht gut!“ — fuhr der Knabe ganz unbefangen fort — „und der Herr Zahlmeister haben ja auch in die Hände geklatscht und „herrlich!“ gerufen, als Nannerl spielte und die gute Frau Kaiserin zuerst klatschte und „herrlich“ rief.“

„Allerdings!“ — versetzte der Zahlmeister verlegen — „wie es die Etiquette erfordert. Aber da versteht Er, junger Mensch, nichts davon. Unser Auftrag geht indessen zuvörderst auch nur an Ihn, Herr Vice-Capellmeister.“

„So sprechen, Ew. Excellenz“ — fiel Vater Mozart ein, und warf einen strengen, Schweigen gebietenden Blick, auf den Sohn.

Der Baron griff hierauf in die Tasche seiner bis nahe an die Kniee reichenden Weste, holte eine Geldrolle hervor, legte sie auf den Tisch und sagte mit einem Tone tiefer Verachtung:

„Hier die Bezahlung für die Musik. Sie ist wahrhaft kaiserlich in diesen schlimmen Kriegszeiten, denn es sind 100 Ducaten.“

„Die große Maria Theresia kann und wird nie anders als kaiserlich handeln!" — entgegnete der Vice-Capellmeister, — „das weiß bereits die ganze Welt. Haben Ew. Gnaden die Gewogenheit Ihrer Majestät unseren innigsten Dank für diesen freundlichen Beweis ihrer Theilnahme und Anerkennung auszusprechen."

Baron von Stauffen machte mit dem Kopfe eine bejahende Bewegung: „dann" — fuhr er fort — „haben Majestät befohlen, daß Er und die Kinder heute wieder erscheinen soll. Sechs Uhr ist Galatafel. Nun werden zwar, — wie es sich geziemt und wie es die Hofetiquette erfordert, — niemals Bürgerliche bei solchen Gelegenheiten unter den Zuschauern eingelassen; dennoch haben unser allergnädigster Kaiser in seiner Herzensgüte geruht, Ihm und den Kindern den Zutritt für heute zu gestatten, wozu seine Majestät diese Karten schickt. Nach der Tafel hat Er höchsten Befehles gewärtig zu sein. Wir sind beordert, Ihn und die Kinder abzuholen."

Vater Mozart blickte hier freudestrahlend Frau und Kinder an, die ebenfalls, trotz der brutalen Art des Ueberbringers, von so viel Güte des Herrscherpaares freudig überrascht waren. Er wollte daher neuerdings seinen Dank aussprechen, aber der gestrenge Herr Obrist-Zahlmeister winkten gebieterisch zu schweigen und setze sich zu weiterem Sprechen in Position. Was er nun zu sagen hatte, mußte ihm aber sehr schwer werden; denn nicht nur daß die gelbe Lederhaut seiner Stirne, wie Wolfgang der Nannerl in die Ohren raunte, wie ein altes mit tau-

send Linien bedecktes Notenblatt aussah, er preßte auch die schmalen Streifen seiner welken Lippen mit Gewalt aufeinander, während die dürre mit weißen Handschuhen bedeckte Hand das goldene Bisambüchschen gar nicht von der Nase brachte.

Endlich schien der innere Kampf überwunden, und mit einer raschen gebieterischen Bewegung die hinter ihm stehenden Diener herbei winkend sagte er:

„Zuletzt noch lassen Majestäten, der Kaiser und die Kaiserin, den Kindern bescheiden: daß sie denselben als Zeichen höchst ihrer besonderen Affection, ein Geschenk übersenden, um an heutigem Galatage hofmäßig erscheinen zu können."

„Majestät Franz I. haben den Buben gewürdigt, ein, soeben für seine kaiserliche Hoheit den Erzherzog Maximilian fertig gewordenes Kleid, zu schicken, und Majestät Kaiserin, fügen ein solches für Seine Tochter von ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin Elisabetha bei!" *)

Bei diesen Worten legten beide Diener, auf einen Wink des Barons, ihre Päcke vor den Augen der erstaunten Familie auf den Tisch; dann flogen sie auf einen zweiten Wink des Zahlmeisters, zur Thüre, dieselbe weit aufzureißen, und ehe Vater Mozart und die Kinder nur im Stande waren, ihren Dank auszusprechen, hatte der hochadelige

*) Geschichtlich. Nissen: S. 25. Oulibicheff: I. Thl. S. 11. Jahn: I. Thl. S. 39.

Herr, mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung, das Zimmer verlassen. Noch auf der Treppe aber murmelte er von „Bürgerpack," „Musikantenvolk" und „Entwürdigung des hohen Adels durch ungeziemende Aufträge."

Die Familie Mozart aber hörte von allem dem nichts, sie war überglücklich und Mutter und Sohn und Tochter eilten, die fürstlichen Kleider zu entfalten.

Cavalier und Freier.

Die Anzüge waren in der That prächtig, und das Kleid von schwerem weiß-brochirtem Taffet, mit den reichen geschmackvollen Verzierungen und Garnirungen stand Nannerln allerliebst.

Vater und Mutter bewunderten sie noch, als die Thüre aufging und Herr Baron von Stauffen en miniature hereintrat. Alle brachen in ein lautes nicht endenwollendes Gelächter aus.

Wolfgangerl hatte nämlich in seiner Freude einen der Sinzendorff'schen Kammerdiener, der dem Knaben sehr zugethan war und oft mit ihm scherzte oder Ball spielte, herbeigerufen, damit er das kaiserliche Geschenk bewundere und ihm helfe, es anzulegen. Das war denn nun auch im Nebenzimmer geschehen und Wolfgang trat nun, alle Bewegungen des kaiserlichen Zahlmeisters auf das treuste und komischste copirend, in das Zimmer.

Man konnte aber auch wirklich nichts drolligeres sehen! Der sechsjährige ziemlich schmächtige Knabe stack in einem, ihm übrigens vollkommen passenden „Gala-Rock“ vom feinsten lillafarbenen Tuche nach neuestem französischem Schnitt. Das heißt: in einem Rock mit breiten, weit und steif nach hinten abstehenden Schößen und einer, bis auf die Kniee herabfallenden Weste von lillafarbigem Moir. Rock und Weste waren dabei mit doppelten breiten Goldborden reich besetzt, während die ebenfalls gallonirten Aufschläge der Aermel allein so groß waren, als Wolfgangs ganzer Kopf.

Die ziemlich dürren Beine umschlossen kurze, nur bis zu den Knieen reichende Hosen, die mit dem Rock von der gleichen Farbe und dem gleichen Stoffe waren, auf der Seite besetzt mit großen goldenen Knöpfen und gehalten von goldenen Knieschnallen über den weiß-seidenen Strümpfen. Auch die Spitzen-Manschetten und der Chapeau waren nicht vergessen, nebst Gala-Degen und Tressenhut; der Kammerdiener aber hatte das Haupt des kleinen Cavaliers kunstgerecht gepudert und die hübschen Haare in einem hoffähigen Beutel zusammengefaßt.

So trippelte und tänzelte nun der kleine sechsjährige Cavalier, den Kopf mit stolzer Miene weit nach hinten geneigt, mit vornehm zwickernden Augen, die rechte Hand in die Brust gesteckt, die Linke mit einem Riechfläschchen zur Nase führend durch das Zimmer, indem er — während die Anderen Thränen lachten — mit näselnder Stimme ausrief:

„Ist Er der hochfürstlich Salzburgische Vice-Capellmeister Mozart?“ — „Ach ja, ja, ja ja! Er hat ja die Ehre gehabt, Musik vor unserer erhabenen Herrscherin machen zu dürfen!“ — und so ging es fort, und der kleine Witzbold stellte die ganze Scene von vorhin trotz dem besten Schauspieler noch einmal dar.

Es war eine köstliche, heitere Stunde, die man so verbrachte, bis auch die Uebrigen im Ernste an ihre Toilette denken mußten, da der Wagen kurz vor sechs Uhr kommen sollte.

Baron von Stauffen ließ denn auch in der That nicht auf sich warten, und wenn er auch auf der ganzen Fahrt mit dem „bürgerlichen Volke“ kein Wort sprach, so mischten sich in sein Benehmen jetzt doch einige „Egards,“ da die Kinder die Erzherzöglichen Anzüge trugen. Waren diese Kleider doch für kaiserliche Hoheiten bestimmt gewesen und forderten deshalb allein schon Devotion!

Aber welche Pracht entfaltete sich nun vor den Augen der Staunenden!

Mitten in dem sogenannten großen goldenen Saale stand die Kaiserliche Tafel, das heißt: es standen eigentlich sieben Tafeln daselbst, drei zur Linken, drei zur Rechten des Saales und die siebende — die eigentliche „Kron- oder Kaiser-Tafel“ — zu Häupten der übrigen, etwas erhöht und von dem monströsen Baldachin überragt, den im Innern das österreichische Wappen, oben die Kaiserkrone schmückte.

Die sechs unteren Tafeln blitzten und spiegelten die

Strahlen zahlloser Wachskerzen in der Masse ihres schweren Silberzeuges zurück; während die „Kaiser-Tafel" nur Goldgeschirre trug. Prachtvolle Aufsätze, aus den ebengenannten edlen Metallen kunstvoll getrieben, — zum Theil noch von Italiens größtem Meister, Benvenuto Cellini — schmückten sämmtliche Tische, während ein wundervoller, den kaiserlichen Treibhäusern entnommener, Blumenflor die Pracht der Natur jener der Kunst zugesellte.

Die Majestäten und der Hof befanden sich jetzt noch in den Empfangssälen, wo eben große Cour stattfand; aber hier, im Speisesaale wimmelte es schon von Menschen in den prachtvollsten Costümen, blitzend in Orden und Schmuck, funkelnd in Brillianten und Edelsteinen aller Art. War doch Wiens ganzer Adel hier versammelt, der Ehre theilhaftig zu werden, seine große Kaiserin und den Hof speisen zu sehen. Aber so viele Menschen sich auch hier befanden, hörte man doch kein lautes Wort. Alles flüsterte nur, oder harrte stumm der Dinge, die da kommen sollten.

Einzig das Eintreten neuer Herrschaften reizte auf Momente die Neugierde der Umstehenden, die dann ihre Blicke nach den Thüren sandten, und durch staunende oder spöttelnde, freundliche oder eiskalte Mienen ihre Kritik der Toiletten, ihre Sympathien oder Antipathien, kund gaben. Aber auch dies vermochte Niemanden länger als Minuten zu fesseln, dann gewann immer die Spannung, mit welcher man auf den Eingang in die kaiserlichen Gemächer blickte, wieder das Uebergewicht. So kam es denn, daß

auch der Vice-Capellmeister mit den Kindern, von dem Zahlmeister geführt, nur wenig beachtet wurde, obgleich ihnen Baron Stauffen — auf ausdrücklichen Befehl der Majestäten — einen Platz gerade gegenüber der „Kaiser-Tafel“ anweisen mußte. Nur auf einen Moment lief ein Gemurmel durch die Menge, das theils den „Wunderkindern,“ theils der Auszeichnung galt, der sie — die Bürgerlichen — hier gewürdigt wurden.

Endlich, endlich! . . . flog die große Flügelthüre auf, — die Pauken wirbelten, die Trompeten schmetterten und die Majestäten: Maria Theresia und Franz I., gefolgt von den kaiserlichen Kindern, dem großen Cortege und dem ganzen Hofe, traten ein.

Die Kaiserin strahlte, umgeben von den Erzherzoginnen in ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Diamanten wie eine Sonne, um die sich ein Kranz funkelnder Nebensonnen gelagert hat.

Aber dies alles überstrahlte noch etwas Anderes, die Liebenswürdigkeit der Fürstin, die sich — zum Entzücken der Anwesenden — jetzt bei dem großen Umgange in Blicken und Worten geltend machte.

Die Masse der Zuschauenden war nämlich, dem alten Gebrauche nach, rings um den Saal auf zehn Schritte weit von der Tafel entfernt, und diese Entfernung hielten kaiserliche Hatschiere, Hellebarden in den Händen, aufrecht. Zwischen den Tafeln also und den Wachen zog sich jetzt, im Glanze der Lichter und der eigenen funkelnden Pracht, der, von den Majestäten geführte Zug langsam dahin.

Und ach! — wie sie lechzten, alle diese Hunderte, nach der Auszeichnung eines Blickes, eines freundlichen Neigen des Kopfes, oder gar eines Wortes von Seiten der Herrscherin! — — Wie sie aber auch bleich und starr in sich zusammensanken, wenn diesen großen blauen Augen ein ernster, vielleicht gar zorniger Blick entschoß! Und wehe dem, den ein solcher getroffen; sowie derselbe bemerkt, bildete sich eine Eisregion um den Armen, dem er gegolten. Was um ihn stand, erkaltete und zog sich leise, wie von einem Verpesteten zurück. Ist es doch in diesen Regionen stets Grundsatz gewesen: eher einen an der Pest Gestorbenen umarmen, als mit einem in Ungnade Gefallenen umgehen.

Fast eine halbe Stunde dauerte das Ceremoniel des Umganges, der auch den Mozartischen zu guter Letzt ein freundliches Kopfnicken eintrug, wobei ein schalkhaftes Lächeln den schönen Mund Maria Theresiens umspielte, — ein Lächeln, das wohl dem kleinen Cavaliere, — dem hochadeligen Baron en miniature galt.

Jetzt endlich nahmen die Majestäten und kaiserlichen Kinder unter dem Aufjauchzen neuer Fanfaren an der „Kron-Tafel" Platz, worauf die Minister, Groß-Würdenträger, Staats- und Hof-Chargen, nach der bis in das Peinlichste gegliederten Rangordnung die Marschalltafeln besetzten.

Wolfgang und Nannerl waren bis jetzt ganz Auge gewesen, wie dies bei Kindern ihres Alters und Neulingen bei solchen Festen ganz natürlich. Der Ausdruck gespanntester Neugierde stand in ihren Zügen. Jetzt aber ver-

klärten sich diese Züge plötzlich bei dem Knaben, die Augen öffneten sich noch weiter und seine überaus fein und merkwürdig ausgebildeten Ohren*) schienen mit Begierde die Töne aufzusaugen, die nun von der kaiserlichen Hof-Capelle herüberrauschten. Von diesem Momente an war für Wolfgang die äußere Welt nicht mehr, er hörte nur noch und lebte nur noch im Reiche der Töne!

Wunderbar zog es ihn empor: Das Auge hatte für ihn seine Kraft verloren, aber die Töne waren ihm Zeichnung und Farbe, Licht und Schatten, Worte und Gedanken. Er sah ein schönes, stolzes und majestätisches Frauenbild, mit einer blitzenden Krone auf dem Haupte, von Wolken emporgetragen und von wunderbarem Lichtglanz umflossen; — er sah Völkerschaften zu ihren Füßen und hörte ihr Jauchzen, vernahm die Jubelhymnen mit welchen sie die Hohe begrüßten, die frommen Gebete, die sie für die geliebte Herrscherin zu Gott emporsandten. Und immer lichter ward es um das erhabene Bild, und er fühlte in seinem kleinen Herzen, daß dies tönende Licht die Liebe sei! . . . . die Liebe, die da ausging von der Hohen und ausging von den Völkern und sich sammelte in einem Meere von Strahlen und Tönen. Da plötzlich verschwomm das prächtige Bild; aber an seiner Stelle zeigte sich ein zartes, goldlockiges Engelsköpfchen, das ihn unendlich freundlich anlächelte. Und es erfaßte ihn ein süßes Weh; — es war ihm, als hätte er viel verloren und als sollte

---

*) Nissen: S. 586.

er doch Alles gewinnen; — es zog ihn, wie mit tausend Armen empor und hielt ihn doch wieder wie mit millionen Polypen-Armen fest.

Wolfgang griff unwillkürlich nach der Stelle des Herzens, denn es hatte hier ein schneidender Schmerz die kleine Brust durchzogen. Aber auch dies war nur ein Moment. Das Engelsköpfchen verschwand. Wieder rauschte es wie Siegessymphonien auf, — mächtig und immer mächtiger — jubelnd und immer jubelnder, bis das Ganze verklang in prachtvoll stolzen Accorden!

Die kaiserliche Hof-Capelle schwieg, . . . und Wolfgang erwachte wie aus einem Traume.

Er fühlte nach seiner Stirne, als wolle er sich selbst finden; denn die Umgebung und seine eigene Kleidung verwirrten ihn für den Augenblick noch mehr. Erst nach und nach fand sich der Knabe zurecht und erinnerte sich, wo er sei, und daß er eben eine so herrliche Musik gehört, wie noch nie in seinem Leben!

Da vernahm er ganz nahe und von einer bekannten, klangreichen Stimme seinen Namen. Erstaunt blickte er empor: es war die Kaiserin, die ihn rief und herbeiwinkte. Alles staunte; — Wolfgang aber, der sich jetzt ganz wiedergefunden, machte nicht die geringsten Umstände. In seiner Erzherzoglichen Kleidung wie ein kleiner Prinz aussehend, stieg er, wie ein solcher, mit überraschendem Selbstgefühl die Stufen hinan, und blieb dann, sich vor der Kaiserin und dem Kaiser verbeugend, einige Schritte von beiden stehen.

Aber die Kaiserin rief lächelnd: — „Wie dem Schelm die Kleidung gut steht, und was er für cavaliermäßige Bücklinge macht!“

„Majestät!“ — entgegnete Wolfgang unerschrocken und mit komischer Miene — „die habe ich dem Herrn Baron von Stauffen abgelernt.“

Jetzt aber mußte Maria Theresia ihre Damast-Serviette vor den Mund halten, um nicht hofwidrig zu lachen; denn sie sah in der That, den Baron wie er leibte und lebte im Kleinen vor sich stehen.

„Gib acht! daß er das nicht hört!“ — fuhr sie darauf, im Scherze drohend, fort — „er läßt Euch sonst einmal im Hofwagen umwerfen.“

„Doch nicht, Majestät!“ — meinte der Kleine.

„Und warum nicht?“ — frug die Kaiserin.

„Weil ihm beim Sturze des Wagens sein Bisambüchschen zerdrückt werden könnte!“ — sagte Wolfgang.

„Alle Wetter!“ — rief hier die Kaiserin heiter — „der hat ein böses Maul!“ — und ihn näher winkend, setzte sie hinzu: — „Wir müssen es ihm nur stopfen!“

Und indem sie dies sagte, zog sie Wolfgang dicht zu sich heran und gab ihm einige leckere Bissen von ihrem Teller.

Wolfgang ließ sie sich trefflich schmecken; seine Blicke aber suchten etwas, was sie nicht fanden: den bewußten kleinen Lockenkopf Maria Antoinettens. Da sie noch zu jung war, konnte sie an der Gala-Tafel noch keinen Theil nehmen. Als daher die Kaiserin ihm sagte, daß sie

ihn nach der Tafel in ihren Zimmern zum Spiele erwarte, frug er ganz unbefangen: ob die kleine kaiserliche Hoheit mit dem blonden Locken-Köpfchen alsdann auch dabei sei?

Maria Theresia versprach es lächelnd und der kleine Cavalier begab sich auf seinen Platz zurück.

Kurz darauf erhoben sich die Majestäten unter dem Schmettern der Trompeten. Die Tafel war aufgehoben, noch einmal grüßte das Herrscherpaar, dann entfernte es sich, wie es gekommen, von der Familie und dem großen Cortege gefolgt. Vater Mozart und die Kinder aber, begaben sich in die Vorzimmer der Kaiserin.

Sie hatten indessen hier nicht lange zu warten. Maria Theresia, mit ihrer Toilette beschäftigt, ließ sie mit ihren eigenen Kindern, in die Toiletten-Zimmer kommen und während die Kammerfrauen sie aus- und ankleideten, spielten Wolfgang und Nannerl abwechselnd oder auch zusammen auf dem trefflichen Instrumente, das sich hier befand.

Aber wie spielte der kleine Mozart?! namentlich jetzt, da er das Clavier allein beherrschte. Sein ganzer musikalischer Traum von vorhin schwebte an seiner Seele vorüber und drückte sich in dem aus, was er gab. Ach! der holde Lockenkopf stand ja jetzt neben ihm, und zwar nicht als Phantasiegebilde, sondern als reizende Wahrheit. Was aber das Beste war, er verschwand auch nicht; — ja! — als die Kinder das Spiel geendet und die Kaiserin sich mit Nannerl und dem Vater unterhielt, führten die beiden Erzherzoginnen Elisabetha und Maria Antoinette

den kleinen Cavalier in den Sälen herum, ihm alle die Herrlichkeiten, die hier angehäuft waren, zu zeigen.

Da war nun freilich viel zu sehen, und doch sah der kleine Wolfgang fast nur Eines, ... sollen wir sagen was? — Ach! er war nur zu aufmerksam darauf und dachte nicht daran, woran doch Jeder denken soll, der sich am Hofe bewegt..... daß er sich auf einem höchst glatten und schlüpferigen Boden befinde.

Er dachte, wie gesagt, nicht daran, und so kam es, daß er plötzlich auf dem spiegelblanken Parquette ausglitt und zu Boden fiel.

Die Situation war komisch, so daß Erzherzoginn Elisabetha hinter ihrem Batist-Taschentuche lachen mußte. Das kleine Lockenköpfchen aber, Maria Antoinette, erschrak und half dem kleinen verunglückten Cavalier freundlich wieder auf.

Dafür sah sie aber auch Wolfgang aus seinen großen, schönen Augen dankbar an und sagte:

„Sie sind brav, ich will Sie heirathen!“

Das schien indessen Maria Antoinette gar nicht zu mißfallen.

„Warte!“ — rief sie kindlich — „ich will Majestät Mutter fragen!“

Und zu dieser hinhüpfend, theilte sie der Kaiserin die Bewerbung ihres Cavalieres pflichtschuldigst mit.

Der Vice-Capellmeister glaubte in den Boden sinken zu müssen und wollte die namenlose Kühnheit seines Soh-

nes entschuldigen; aber Maria Theresia wehrte lachend ab und befahl nur Wolfgang zu rufen.

„Laßt Uns ihn doch fragen“—sagte sie dabei mit ihrer vollen Herzensgüte — „was ihn zu diesem, für Unsere Tochter so schmeichelhaften Entschlusse bewogen hat?“

Wolfgang eilte sofort herzu und als die Kaiserin nun sagte:

„Du willst Maria Antoinette heirathen? Warum denn?“ — entgegnete er mit einem Blick der kindlichsten Offenheit und Unbefangenheit:

„Aus Dankbarkeit! Sie war, als ich fiel, gut gegen mich und hob mich auf, während ihre Schwester sich nichts um mich bekümmerte.“*)

„Das ist schön von Dir!“ — versetzte die Kaiserin heiter — „dankbar soll der Mensch immer sein. Wir werden uns die Sache überlegen!“

O du glücklicher kleiner Mensch in dessen junges Leben die Poesie schon so helle Streiflichter wirft,— welch' eine Nacht folgte diesem Tage! — — Rosige unschuldsvolle Träume umgaukelten dich und zauberten dir ein Paradies vor die Seele, wie du es später im Leben oft im wachen Traume sahst; — wie du es schildertest mit jenen himmlischen Melodieen, die uns noch jetzt, wenn sie uns berühren, das Paradies erschließen.

---

*) Geschichtlich: Nissen 30—31. Oulibicheff I. Thl. 13. Jahn I. Thl. 39.

Heimkehr und Ueberraschung.

Die Familie Mozart war von ihrer Reise nach Wien zurückgekehrt. Frohe und schöne Erinnerungen knüpften sich an dieselbe und schon ging der Ruf der „Salzburger Wunderblume" — der Ruf des kleinen, jetzt in sein siebendes Jahr gehenden Wolfgang Amadeus Mozart durch Europa.

Die Reise hatte indessen auch mächtig auf den Knaben eingewirkt. Durch sie und namentlich durch jene musikalische Aufführung der kaiserlichen Hofcapelle bei Gelegenheit der Gala-Tafel, — jener Aufführung, unter des berühmten Hasse's Leitung, welche Wolfgang in eine so wunderbare musikalisch-poetische Exaltation versetzt, war in dem Kinde die überwältigende Macht der Musik, der tiefere Sinn, die hohe heilige Begeisterung für sie aufgegangen.

Von nun an zeigte es sich auch, daß das ganze innere Sein, die eigentliche Individualität des Knaben, der Musik hingegeben und nur durch sie vorhanden war; denn nur Musik beschäftigte ihn von jetzt an, — nur Musik war das Mittel, wodurch sich die Seele in dem Körper kund gab.

Auch ist es schon aus dieser Periode höchst bemerkenswerth und gibt uns über den Charakter aller seiner Werke einen so höchst befriedigenden Aufschluß, daß seinem Gehöre jeder Mißklang, ja sogar schon jeder rauhe, falsche, durch Zusammenstimmung nicht gemilderten Ton ihn unwillkürlich auf die Folter spannte.*)

Finden wir die Wirkung von diesem, nur für das Schöne der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken des unsterblich gewordenen Meisters wieder? Herrscht nicht, trotz der gewohnten Vollstimmigkeit, in jedem Takte derselben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die, selbst in ihren kühnsten Uebergängen und Fortschreitungen, auch

---

*) Bis in sein 10. Jahr hatte Mozart einen fast unüberwindlichen Widerwillen gegen die Trompete; schon der bloße Anblick dieses Instrumentes war ihm ein Gräuel. Um diesen Widerwillen bei seinem Kinde zu überwinden, ließ der Vater einmal einen Trompeter kommen, der demselben in die Ohren blasen mußte. Aber schon beim ersten Tone erblaßte der Kleine, fiel zur Erde nieder und wahrscheinlich hätte der Versuch verderbliche Folgen gehabt, wenn man ihn länger fortgesetzt hätte. Später gelang es Mozart diese Schwäche zu bemeistern, die ihren Grund in seiner zarten Organisation hatte, und Niemand verstand es besser, als er, die Trompeten im geeigneten Augenbicke und mit mehr Erfolg im Orchester anzuwenden.

A. Schlachtner. — Oulibicheff: I. Thl. S. 15—16.

dem ungebildetsten musikalischen Sinne zur Wollust wird?

Bewirkt nicht eben diese klare Verständlichkeit der Mozart'schen Werke, daß sie sämmtlich ohne Ausnahme aufgeführt, gesungen und von Jedermann mit gleichem Entzücken genossen werden? „Je älter unser Held wurde, um so deutlicher, gebieterischer, ausschließlicher zeigte sich seine einstige Bestimmung;“ — sagt sein Biographe Oulibicheff von ihm, — „die Liebhabereien der Kindheit, so wie andere weniger wichtige Neigungen verloren sich nach einander, oder gingen vielmehr in der einen Leidenschaft für Musik unter, die jede andere verschlang.“ Denn zur Leidenschaft war die Musik in der That jetzt für ihn geworden. — —

Der Winter lag hart und streng über Salzburg, aber in dem Innersten des „Wunderkindes“ jener Stadt, da regte und bewegte es sich, wie ein kommender, werdender Frühling. Und als endlich draußen der Mai mit Lerchenlust und Nachtigallenklang, mit Blüthenduft und Blumenpracht die Erde überdeckte, und alle Keime emportrieb, und alle Knospen schwellen und aufbrechen ließ, und millionenfaches neues Leben hervorrief, da brach es auch jubelnd und schmetternd und jauchzend aus der Brust des Knaben hervor zu Licht und Leben in melodischer Fülle, und ein gewaltiger Drang zu schaffen und zu wirken erwachte in ihm und die ganze Welt deuchte ihm zu eng und zu klein.

Seine Welt aber war das Reich der Musik und das mußte vor allen Dingen erweitert werden.

„Clavier genügt mir nicht mehr!" — sagte er daher einst zu sich, in seiner energischen Weise, — „ich muß jetzt auch die Geige lernen!"

Wenige Wochen später hatten sich die alten Freunde Schlachtner, Adlgasser und Lipp wieder einmal bei ihrem Vice-Capellmeister versammelt.

Es war ein wunderherrlicher Frühlingsnachmittag, der über der Erde lag. Der Himmel strahlte im reinsten Blau; die Blätter der Büsche und Bäume dagegen lachten den Menschen in jenem frischen und saftigen Hellgrün entgegen, das uns um so reizender dünkt, als es der jungfräuliche Morgengruß des Jahres ist und nur so kurz währt. Denn die steigende Sonne taucht Wald und Feld bald in tiefere Farben, wie das unschuldvolle Lächeln des Kindes mit den Stürmen des Lebens erstirbt und einem tiefen wehmüthigen Ernste weicht.

Aber heute war es nicht wie Wehmuth in der Natur, sondern wie Lust und Freude, Jugend und Lebensfülle, Vertrauen und Hoffnung!

Auch in dem kleinen Garten des Vice-Capellmeisters blühte und duftete es gar herrlich und köstlich. Tulpen prangten in ihren lebhaften Farben auf den Rabatten, Hyacinthen sandten ihre Wohlgerüche nach allen Seiten aus, während Tausende von Bienen den großen Apfelbaum mit seinen zahllosen röthlichen Blüthen umsummten und umschwirrten, unter welchem sich die kleine Gesellschaft niedergelassen.

Frau Mozart war, häuslicher Geschäfte halber, in

der Stadt geblieben; aber sie hatte den Männern, die musiciren wollten, Wein und kalte Speisen hinausgesandt und durch die Tochter in dem kleinen, nur aus einem Zimmer bestehenden Sommerhäuschen, einen Tisch reinlich decken und herrichten lassen. Jetzt war Nannerl, nachdem sie die nöthigen Vorkehrungen getroffen und vom Vater einen Kuß zur Belohnung erhalten hatte, wieder heimgegangen, und die Männer saßen noch im Gespräche bei einander, als Wolfgang mit einem weiteren Freunde des Vaters eintrat.

Es war der Violinist Wenzel, der bei Vater Mozart zu seiner höheren musikalischen Ausbildung schon seit längerer Zeit Unterricht in der Composition nahm: ein kleines, nettes, fein gekleidetes Männchen mit ungemein zierlichen Händen und Füßen und kleinen Augen, schwarz wie Wachholderkörner, die mit fast beängstigender Unruhe beständig hin und her rollten. Aber so klein und unruhig sie auch waren, so blitzte doch Feuer und Geist aus ihnen, wie auch die Züge des schmächtigen, unter der Perrücke fast verschwindenden Gesichtes den Ausdruck höherer Intelligenz trugen.

Vater Mozart liebte diesen, gegen ihn noch jungen Mann sehr, da er mit ungemeiner Leichtigkeit auf die Lehren des Contrapunktes einging und wirklich ein nicht unbedeutendes Talent zur Composition verrieth. Mit Freuden streckte er daher dem Eintretenden die Hände entgegen und hieß ihn willkommen; bemerkte aber nicht wie Wolfgang unterdessen — etwas mit beiden Händen auf

dem Rücken verbergend — in das Sommerhäuschen schlich.

„Das ist schön, mein lieber, lieber Herr Wenzel" — hatte eben der Capellmeister dem Herantretenden mit seiner offenen deutschen Art entgegengerufen — „das ist sehr schön, das Sie uns hier außen in Gottes freier Natur aufsuchen. Sehen Sie nur, wie das Alles hier leuchtet und duftet und glänzt — und die Luft — o! man möchte sie mit tiefen Zügen trinken, während es da drinnen in der Stadt so dumpf und dunkel und erstickend ist!"

„Ja, ja! Herr Vice-Capellmeister," — entgegnete Wenzel, indem er den Anwesenden nach einander die Hand reichte und schüttelte, und seine kleinen schwarzen Augen über die ganze Gegend rollten, — „hier ist es allerdings schön; — hier müßte es sich trefflich dichten und componiren lassen!"

„Ei was!" — rief Vater Mozart lachend — „hat der Mensch schon wieder seine Hexameter und Pentameter, und wie alle die Versfüße heißen, im Kopfe, und dazu Diaphonia, Symphonia, Polyphonia und Discantus, Guido von Arezzo, Hucbald, Franco und Marchetto! cantus durus und cantus mollis! und da draußen da lacht ihm doch das schönste Gedicht und die herrlichste Harmonie entgegen! Seht nur, wie sich dort der Salzastrom, blinkend wie flüssiges Silber, hinzieht, an der Kloster-Mühle vorüber, über deren Räder er sich brausend wirft. Etwas weiter entfernt hinter den Wiesen und blühenden Bäumen die verschiedenen Lusthäuser und Landgüter, die sich bis an den

Fuß des Geisberges ziehen, den man hier in seiner nach Oben ganz kahlen Majestät gar prächtig erblickt. Da drüben das große Feyertag'sche Schloß mit seinen Thürmen und Thürmchen, Teichen und Seen, und dem Parke, der just in sein grünes Sommerröckchen schlüpfen will. Dann wieder dort die herrlich angelegten Felder, die sich bis an den Hof des Bräuers am Steine hinziehen. Und über Allem der blaue, köstlich reine Himmel! — Sagt Herr! ist das nicht ein Gedicht, wie kein Menschenkind es macht und eine Symphonie, wie sie nur der Schöpfer componiren kann?"

„Ja, ja, so ist es!" — entgegnete Wenzel — „und Ihr werdet selbst zum Dichter daran!"

„Das ist aber auch nöthig, Herr!" — fuhr der Vice-Capellmeister fort — „wenn man in der Welt und dem alltäglichen Schlendrian nicht ganz und gar vertrocknen soll, so muß man etwas haben, das einem zeitweise aus dem Getriebe der gemeinen Praxis herausschnellt, und das ist mir mein kleiner Garten mit seiner reizenden Aussicht."

„Ihr habt aber auch einen der schönsten Punkte erwählt!" — meinte Schlachtner.

„Hat mich auch Geld genug gekostet!" — seufzte Vater Mozart, indem er sich hinter den Ohren kraute.

„Nun, alter Geizhals!" — rief Lipp lachend darein — „wird nicht so viel sein!"

„Immer mehr!" — versetzte der Vice-Capellmeister — „als ich eigentlich als guter Hausvater verantworten kann. Indeß eine Erheiterung und Erhebung muß der Mensch

doch haben. Aber da vergesse ich über das Plaudern ganz darnach zu fragen: was denn eigentlich Herrn Wenzel zu uns geführt hat; denn, der Aussicht und des Besuches wegen, hat er doch nicht den weiten Weg gemacht; da kenne ich ihn zu gut dafür. Auch seh' ich einen tüchtigen Pack Noten unter dem Arme meines fleißigen Schülers. Was gilt die Wette, Freund Wenzel überrascht uns mit einer neuen Composition."

„Herr Vice-Capellmeister, Ihr könnt bei Gott hochfürstlich Salzburgischer Geheimer Rath werden!" — rief hier leicht erröthend und mit den schwarzen Aeuglein vergnügt blitzend, der kleine zierliche Violinist, — „denn Ihr habt es getroffen. — Ich bringe Euch allerdings einen neuen schwachen Versuch meines unbedeutenden Talentes. Aber es ist wenigstens eine Arbeit, die mir Freude gemacht hat, und die ich zum größten Theile während Ihrer Anwesenheit zu Wien entwarf."

„Und was ist es?" — frugen Vater Mozart und Adlgasser zugleich.

„Es sind sechs Trio!" — entgegnete Wenzel — „über die ich meines lieben Maestros Urtheil hören möchte, und wenn die Herren ihre Instrumente mit hier haußen haben, woran ich nicht zweifle, und es ihnen recht ist, könnten wir sie vielleicht gleich einmal probiren."

„Charmant!" — „Vortrefflich!" — riefen Alle, indem sie aufsprangen.

„Ja! ja!" — setzte Vater Mozart freudig hinzu, — „das wollen wir thun. Und ist das geschehen, und hat uns

des Freundes Schöpfung die Seele erfreut, dann sollen uns die Speisen und der Wein, die mein gutes Weib herausgesandt, um so besser munden! Wenzel spielt die erste Schlachtner die zweite Violine und ich übernehme mit der Viola den Baß!"

Aber in derselben Minute fühlte sich der Vice-Capellmeister leise an den Schößen seines Rockes gezupft. Es war Wolfgangerl, eine kleine Violine in der Hand, die er in Wien als Geschenk erhalten hatte.

„Väterchen!" — sagte der Knabe jetzt mit bittender Stimme — „laß mich die zweite Violine spielen!"

„Ja wohl!" — versetzte der Alte lachend — „in Gedanken darfst du das schon thun; vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo du es in Wirklichkeit kannst!"

„Ich kann es in Wirklichkeit!" — rief Wolfgang und seine Augen strahlten in jenem freudigen Glanze stolzen Bewußtseins, das uns die Gewißheit giebt, durch eigene Kraftanstrengung Tüchtiges erreicht zu haben.

„Hast's wohl im Schlaf gelernt?" — spöttelte Vater Mozart.

„Nein, Väterchen, versucht's nur einmal, dann sage ich Dir das Uebrige."

„Zu Hause, Wolfgangerl" — vertröstete der Vater — „zu Hause sollst du mir deinen ersten Menuett geigen."

„O Menuett!" — rief der Knabe stolz lachend — „was Menuett! Laß mich Herrn Wenzels Trio mitgeigen, das ist doch auch etwas!"

Jetzt aber wurde der Vater über die vermeinte Zu-

dringlichkeit des Kindes böse; seine Stirne legte sich in düstere Falten und mit dem Ausdruck der Ungeduld Wolfgang von sich hinwegschiebend, sagte er:

„Kind, mache dich nicht lächerlich! Du bist, wie alle Welt weiß, recht tüchtig auf dem Claviere; von der Violine aber verstehst Du noch nichts. Und wenn Du vielleicht auch schon einige „Kratzerl“ darauf gemacht hast, so heißt das noch nicht spielen.“

„Nun —“ versetzte Amadeus fast verschüchtert — „um die zweite Violine zu spielen, muß man doch gerade die Geige nicht gelernt haben.“

Jetzt aber brach beinahe ein Gewitter von väterlicher Seite los; denn wenn auch der Kleine weit davon entfernt gewesen war, hier etwas Beleidigendes sagen zu wollen, so glaubte der Vater dies doch — namentlich in Betreff Schlachtners und Wenzels — darin zu finden.

„Einfältiger Junge“ — rief er daher mit einer Strenge, die man sonst gar nicht an ihm gewohnt war — „störe uns nicht weiter und halte uns nicht auf. Dein Verlangen ist eben so kindisch, als Ueberhebung darin liegt. Man muß, auch wenn man von dem lieben Gott mit Talenten begabt ist, nie unbescheiden sein!“

Aber dies war zu viel! Die harten Worte des sonst immer so gütigen Vaters, das Mißtrauen, das man in seine Fähigkeit setzte, die Vereitlung einer so schön gedachten Ueberraschung .... alles dies drückte einen so scharfen Stachel in die Brust des Kindes, daß es jetzt bitter zu wei=

nen anfing, und — seine kleine Geige traurig unter den Arm nehmend — schluchzend von dannen schleichen wollte.

Aber schon hatte auch Vater Mozart das harte Wort bereut, das ihm — um der Freunde Willen — entfallen. Als daher Schlachtner den Alten jetzt bat: den Knaben doch wenigstens mit ihm spielen zu lassen, sagte der Vice-Capellmeister begütigend:

„Heule nur nicht gleich, und sei nicht immer so weich wie Butter! Meinetwegen geige mit Herrn Schlachtner, aber so leise, daß man dich nicht hört; sonst mußt du gleich fort!“

Da glänzte es in des Kindes Augen durch die dicken Thränen, wie der Strahl der Morgensonne durch den Thau der Blumen. Wie der Blitz fuhr der Aermel über die nassen Wangen und mit Entzücken sprang Wolfgang den Andern voraus in das Gartenhäuschen.

Man legte jetzt die Noten auf, stimmte und begann.

Die Composition war eine sehr gelungene aber durchaus nicht leicht. Schlachtner spielte im Anfang mit seiner ganzen Hingebung und wie gewöhnlich, da er als Musiker über die Sache selbst schon wieder ganz vergessen hatte, daß der kleine Mozart mit ihm geige. Da plötzlich stutzte er. Was waren das für schöne, reine Töne? — wie präcis und nett der kleine Geiger spielte, — wie die Züge des Knaben die innere Hingabe verriethen! Und immer leiser und leiser ward Schlachtners Spiel — bis er mit einem Male ganz verstummte — und der Staunende die

Hände, die Instrument und Bogen hielten, leise herabgleiten ließ.

Und der Vater? — Als Schlachtner sprachlos vor Staunen nach diesem hinüberschaute, da hatte sich die Scene geändert; denn jetzt rollten dicke, dicke Thränen bewundernder Zärtlichkeit dem gerührten Vater über die Wangen.

Wolfgang aber sah und hörte nicht, was um ihn her vorging. Er war Musik.... ganz Musik! Augen und Stirne leuchteten vor Entzücken und Lust, und so spielte er sämmtliche sechs Trio mit einer Präcision und Nettigkeit durch, die Alle hinriß.

Und welch' ein Jubel, als er nun geendet. Welche Freude des Vaters, wie innig die Umarmung, wie heiß die Küsse auf Mund und Wangen des geliebten Kindes.

„Und wann? wann? Blitzjunge! hast du denn das gelernt?" — rief jetzt der Vater ganz selig.

„Wenn der Herr Vater Dienst hatte, oder Unterricht gab!" — entgegnete triumphirend der Kleine. — „Aber ich will nun auch die erste Violine einmal versuchen!"

Man jauchzte über die Kühnheit des siebenjährigen Maestro, und da die Gesellschaft durch das eben Erlebte in die heiterste Laune versetzt war, so machte man zum Scherze einen Versuch und alle Anwesenden mußten recht herzlich lachen, als Wolfgang auch die erste Violine, wiewohl mit vielen unrichtigen und unregelmäßigen Applicaturen spielte; doch aber so, daß er nie stecken blieb.*)

*) Der ganze hier erzählte Vorfall ist historisch. (Die oft angedeuteten Quellen.) Jahn I. Thl. 33.

Und welch' ein Abend der ungetrübtesten Heiterkeit folgte nun!

Die untergehende Sonne sandte ihre erwärmenden Strahlen wie Grüße des Himmels; die allmählich in leisem Rothe erschimmernden Berge schienen vor Freude und Entzücken zu glühen; die ganze, weit aufgedeckte Natur lag wie ein Paradies vor den Augen der Glücklichen.

Und die Gläser klangen und der perlende Wein erfreute die Herzen. Auch Wolfgang durfte heute mittrinken und Schlachtner brachte dem kleinen Virtuosen ein freudiges Hoch! in das Alle jubelnd einstimmten.

Der Vater aber sagte:

„Wolfgangerl, bitte dir etwas aus; — wenn ich es dir gewähren kann, so soll es geschehen!"

„O!" — rief der Knabe entzückt — „das will ich gleich, und Du kannst es auch erfüllen!"

„Nun?" — frug der Alte.

Aber Wolfgang umschlang den Hals des Vaters, neigte sich zu dessen Ohr und lispelte:

„Laß uns wieder reisen, Papa, es treibt mich hinaus, ich kann Dir nicht sagen wie!"

Da lächelte der Alte schlau, zog das Kind an sich, nahm ebenfalls dessen Ohr und sagte heimlich:

„Ist schon beschlossen!"

„Heisah! —" jubelte Amadeus — „und wohin!"

Aber der Vater raunte ihm noch leiser in das Ohr:

„Nach Paris!"

Die Encyklopädisten.

Es war ein schöner heißer Sommernachmittag, als über die Boulevards zu Paris durch das Gedränge von Spaziergängern, Reitern und Wagen eine elegante, von vier prächtigen Pferden gezogene Equipage fuhr. Dicke Staubwolken umwirbelten sie; aber wenn ein Luftzug diese theilte oder zur Seite trieb, erkannte man sofort, daß der Wagen einem der vornehmen französischen Geschlechter angehören müsse.

Mehrere Diener in reichen Livreen saßen — wie es die Sitte jener Zeit erforderte — auf dem Bock, während zu beiden Seiten des Wagens Stallmeister ritten, und neben einem derselben der Haushofmeister in einem von dunkelblauem mit Gold besetzten Sammt-Kleide, den kleinen Tressenhut auf dem gepuderten Toupé und ein kurzes spanisches Rohr mit großem goldnem Knopfe in der Hand.

Der Wagen war eine gute Strecke weit im schnellsten Laufe dahergeflogen; jetzt aber mußten die Pferde langsamer gehen, da eine Abtheilung königlicher Garden vorüberzog und dadurch ein so gewaltiges Gedränge entstand, daß Niemand vor noch rückwärts konnte.

In diesem Augenblicke neigte sich ein wunderschönes Mädchenantlitz aus dem Schlage und eine klangvolle Stimme rief:

„Ah, sieh da, mon cher ami!“

Bei diesen Worten erhoben sich viele Augen, aber nur die eines hübschen, sehr fein gekleideten, wenn auch nicht mehr jungen Mannes, flammten in angenehmer Ueberraschung auf.

„Gnädigste Gräfin!“ — entgegnete er, indem er näher trat und sich leicht und anmuthig verbeugte, — „welch' angenehme Ueberraschung. Ich bin gerade im Begriff zu Ihnen zu gehen, und nun treffe ich Sie auf halbem Wege!“

„Und welch' besonderem Glücksfall sollte ich Ihren so seltenen Besuch verdanken?“ — frug die Dame, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

„Einem „Fall“ allerdings“ — entgegnete der Angeredete fein lächelnd und mit einer Betonung in der etwas Geheimnißvolles lag, — „der aber nur dadurch zum Glücksfall wird, daß er mir die Gelegenheit verschafft, in die schönsten Augen zu schauen, die Paris kennt!“

„Und das sagt Grimm?“ — frug die Inhaberin des Wagens, während die Schmeichelei des hübschen Welt-

mannes die leichten Wölkchen verscheuchte, die ihre Stirne getrübt. — „Das sagt Grimm, der behauptet, nie der Vater einer Schmeichelei gewesen zu sein? der Freund Rousseau's, der Philosophe?"

„Ja!" — versetzte Grimm, — „das sagt der Secretair des Herzogs von Orleans, der die ganze Blüthe Versailles und der Hauptstadt kennt und dessen offene Augen ihm beweisen, daß Fräulein von Espinasse die reizendste Erscheinung der Welt ist!"

„St!" — rief lachend die Schöne, — „wenn das Jemand Gewisses erführe; wir sind auf offener Straße. Sagen Sie mir lieber," — setzte sie dann leiser hinzu, — wann und wo ich das Nähere über den so geheimnißvoll angedeuteten „Fall" erfahre."

„Sie dürfen nur bestimmen, Gnädigste!" — versetzte Grimm ebenso leise. — „Ich bin, wo und wann ich Sie treffe, zum Fall bereit!"

„Abscheulicher!" — entgegnete anscheinend schmollend Fräulein von Espinasse, indem sie mit ihrem Fächer leicht auf die Hand des Freundes schlug, die dieser auf den Schlag des Wagens gelegt; aber ihr Blick strafte den schönen Mund lügen. Es lag etwas aufleuchtendes, unendlich zauberhaftes in ihm.

„Heute Abend ist Circle bei Holbach. Kommen Sie hin?"

„Versteht sich!" — rief Grimm. Bureau d'esprit, wer könnte da fehlen."

„Gut!" — versetzte jene. — „So sehen wir uns dort!"

Sie nickte freundlich, und da das Gedränge sich gelichtet, zogen, auf ihren Wink, die Pferde an und der Wagen flog davon.

Der Secretair des Herzogs von Orleans, der Freund Rousseau's und Diderot's, der bekannte geistreiche Verfasser der literarischen Bülletins für mehrere deutsche Fürsten und des petit prophète de Boehmesbrod — Grimm, sah ihm lange nach. Dann lächelte er wohlgefällig vor sich hin und sagte, indem er weiterging.

„Ein fameuses Wesen, diese kleine Espinasse: schön wie ein Engel, geistreich wie die Tencin, verführerisch genug, um einen Rousseau zu bezaubern, und ein Haus machend, das man mit vollem Rechte „einen Tempel der Grazien und der Musen“ nennt. Wer könnte ihr widerstehen? Grimm, Grimm, dieses einzige Zusammentreffen hat wieder einmal deine ganze Philosophie über den Haufen geworfen.“ — Er schwieg; aber nach einigen Schritten fuhr er fort: „Ich wollte ein Anderer wäre mit meinem Auftrage betraut worden; denn es gibt nichts Gefährlicheres als ein wichtiges Geheimniß mit einer schönen Frau zu theilen.“

Grimm blieb hier nachdenkend stehen. Dann sich umsehend, ob Niemand sein seltsames Wesen bemerkt, und einen schnelleren Schritt annehmend murmelte er:

„Ich glaube gar, ich fürchte mich vor diesem Abend, so sehr es mich zugleich hinzieht. Ich sehe Rosengewinde .... aber .... wenn sie zusammenschlagen ... klingen sie fast wie Eisenketten! Zum Teufel indessen mit

dieser süßen Furcht! Grimm, bist du ein Mann der Zeit? Bei Gott ich muß die Bureaux d'esprit wieder mehr besuchen oder ich werde vor der Zeit alt!"

Und dies sagend, schlug er den Weg nach seiner Wohnung ein, um für den Abend Toilette zu machen.

Es ist hier nöthig, einen Blick auf diese sogenannten: Bureaux d'esprit (geistreichen Kreise) in Paris zu werfen, die in der That zum Charakter des damaligen Jahrhunderts gehören.

Bekanntlich war es Voltaire — dieser leuchtende Stern am Himmel Frankreichs — der den Ton und die Bildung der hochgepriesenen geistreichen Gesellschaften der letzten Zeiten Ludwigs XIV. in die Literatur brachte, und Condorcet erzählt uns, welcher Ton und welcher Witz den wenig Auserlesenen eigen war, während die Menge in Bigotterie und Aberglauben versunken, in grober Unwissenheit, in Armuth, Schmutz und Jammer seufzte.

In jenen höheren und höchsten Kreisen Frankreichs und seines Hofes, wurde nämlich damals Spott und Hohn über alles Höhere und Heilige in reicher Fülle ausgeschüttet; — hier galt jede Tugend als eine kindische Schwäche oder eine kluge Maske; — hier waren Witz, Brilliren des Geistes, Frivolität, Leichtsinn und Lebensgenuß die einzigen Götter, welchen man huldigte; — hier gab es nichts Lächerlicheres als Schaam, Zucht, Ehre und Einfalt, wobei jedoch jedes Mitglied dieser hohen und sogenannten feinen Gesellschaft zwei Rollen spielte: die eine für sich und im

Kreise der Ebenbürtigen, die andere äußerlich und dem Volke gegenüber.

Keinem von all' diesen übermüthigen Müßiggängern fiel es dabei jemals ein, daß die Leichtfertigkeit und der Spott mit dem sie sich bis zum Frevel schmückten, je zu dem gedrückten, arbeitenden, von den Priestern, den Beamten und dem Adel in geistige und weltliche Fesseln geschmiedeten Volke übergehen werde.

Man huldigte daher gern im Stillen dem, was man öffentlich grausam verfolgte; aber man verdarb sich damit auch das eigene Spiel und legte selbst mit namenlos unvorsichtiger Hand die Miene, die später so furchtbar aufflammen und das ganze Gebäude der alten Gesellschaft in die Luft sprengen sollte.

Schon unter Ludwig XIV. fing nämlich der wachsende Uebermuth der Höflinge an, dahin zu wirken, daß sich der Hof nach und nach von den Gelehrten trennte, und so kann man schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Pariser Häuser historisch angeben, in welchen sich ebensolche bürgerliche „geistreiche Gesellschaften" sammelten, wie adelige am Hofe.

Die Verwaltung des Cardinals Fleury war aber auch noch aus einem anderen Grunde der Bildung von Privatgesellschaften günstig. Fleury betrachtete nämlich Alles als sündlich und ärgerlich, was wie Wissenschaft, Scherz, Roman, Schauspiel u. s. w. aussah; der König, als er herangewachsen, zeigte sich für Alles gleichgültig,

was sich nicht auf religiöse Ceremonien, Jagd oder schöne Frauen bezog. Fleury redete und schrieb in der geistlichen Phraseologie, die man in der Welt verlachte, er begünstigte Geistliche, Schulgelehrsamkeit, den Ton der Zeiten Ludwig XIV., ... der Zeitgeist aber forderte etwas ganz anderes!

Was Fleury und der Hof nicht wollten, sammelte sich daher um Diejenigen, die die berühmtesten Männer ihrer Zeit an sich zogen. Somit aber bildete sich nun eine gewisse Geistes- und Gelehrten-Aristokratie, — so zu sagen ein Cour spirituel. Dieser Hof ward aber bald den Eiteln wichtiger, als der königliche, und es war durch Erfahrung bewiesen, daß man auch ohne den Hof zu Versailles Ruhm und Ansehen erwerben könne: eine Thatsache die vorher Niemand hatte glauben wollen. Das Publikum huldigte indessen nur den tonangebenden Gelehrten; dies aber gab wieder den Damen, welche die berühmten Männer an sich zogen, sie beschützten und geistig glänzende Kreise um sich bildeten, eine Bedeutung in der politischen und literarischen Welt, die sie für das achtzehnte Jahrhundert so wichtig macht, als Richelieu und Colbert für das siebenzehnte gewesen waren.

Man muß übrigens nicht denken, daß diese Pariser geistreichen Gesellschaften, — diese Bureaux d'esprit, wie man sie nannte, — sittlicher und weniger frivol gewesen seien, als die zu Versailles. Im Gegentheil, sie gaben in dieser Beziehung jenen des Hofes gar nichts nach; aber sie führten doch wenigstens offenen Krieg

mit der Heuchelei, sie meinten es zum Theil ernst mit der Wissenschaft, sie waren die Stimme ihrer Zeit, sie bildeten Opposition gegen die Willkührherrschaft des französischen Königthums, sie bereiteten eine freiere und edlere Umgestaltung der ganzen menschlichen Gesellschaft vor!

Unter den Pariser Häusern, welche auf solche Weise zu einer historischen Bedeutung gelangten, nennen wir nur das der Frau von Tencin, der Mutter des berühmten d'Allembert, mit der im Briefwechsel zu stehen selbst Papst Benedict XIV. stolz war; — ferner jenes der Madame Geoffrin, in dem aufgenommen zu werden Minister und Fürsten sich auf das eifrigste bemühten, und die Stanislaus Poniatowsky, noch als König von Polen, mit zärtlicher Dankbarkeit seine liebe „Mutter" nannte. Andere Häuser, die ebenfalls als Schule des guten Tones galten, und deren Gesellschaften zu den Bureaux d'esprit gehörten, waren jene der Madame Du-Deffant, der Gräfin Tessé, der schönen und reizenden de l'Espinasse. Endlich glänzte in dieser Beziehung der in Paris lebende pfälzische Baron von Holbach, um den sich namentlich die Männer des Geistes und des Lebensgenusses versammelten. Er war ein liebenswürdiger Weltmann, dessen Haus bald der geistige Mittelpunkt aller feinen Gesellschaften ward, und dessen vortrefflicher Koch als der Abgott aller Pariser Epikuräer galt.

Die Gesellschaft aber, die sich hier traf, bildete ein förmliches Complott gegen die überlieferte Lehre und das

bestehende System, und die Mitglieder derselben waren zumeist ebenso fanatisch in ihrem Unglauben, als Mönche und Priester, Jesuiten und Pietisten es für mechanischen Gottesdienst und Wortglauben zu sein pflegen.

Hier sahen sich vor allen Dingen Diderot, Düclos, Helvetius, Marmontel, Grimm, Laharpe, Condorcet, Raynal und Morellet — lauter bekannte Namen; — dann die Damen Tessé und de l'Espinasse und eine Masse anderer Schönheiten und Schöngeister, Literaten, Künstler und vornehmer Lebemänner. Wie auf einem Congreß debattirte man dabei förmlich die Lehren, die man bekannt machen, die Bücher, die man herausgeben wollte; Baron Holbach aber half bei der Verfertigung der Schriften und gab das Geld zu ihrem Druck.

Hier entstand denn auch das berühmte französische Realwörterbuch aller Wissenschaften, Künste, Gewerke und Handwerke (Dictionaire universel et raisonné des connaissances humaines) — jene bekannte große „Encyklopädie," von welcher man die ganze Gesellschaft, die Mitarbeiter des Werkes so wie ihre Anhänger und Verehrer „die Encyklopädisten" nannte.*)

Auch heute erwartete Baron von Holbach seine Freunde und Freundinnen. Einer besonderen Vorkehrung dazu bedurfte es nicht. Der große, mit außerordentlich

---

*) Ueber diesen Gegenstand und das Vorhergesagte: „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten." Von Geheimerath Professor Schlosser. Band I., II. und III.

feinem Geschmack hergerichtete Gartensalon war ja täglich geöffnet. Jetzt zumal, als an einem Clubtage, standen die Flügelthüren, die auf einen herrlichen Garten gingen, aus dem der Abendwind süßberauschende Düfte auf seinen leichten Schwingen hereintrug, weit offen, während die plätschernden Fontainen eine angenehme Kühlung verbreiteten. Kostbare Marmorvasen von ungeheurer Größe und bedeutendem Kunstwerthe schmückten dabei die Nischen des im reinsten Renaissancestyle gehaltenen Salons, während sich an den Wänden, zwischen den Vasen, die von Künstlerhand gearbeiteten Statuen der Venus und des Mars, der Diana und des Apollo auf entsprechenden Piestalen erhoben. Das Ganze hatte fast das Ansehen eines griechischen Tempels, zumal wenn man die verschiedenen Marmortischchen mit ihren schön geschnitzten und reich vergoldeten Füßen für Altäre nahm, was um so eher geschehen konnte, als sie alle mit den herrlichsten Früchten des Südens besetzt waren. Statt der Priester freilich, bewegten sich jetzt nur Lakeien in prächtigen Livreen in diesen Räumen, da diejenigen Gäste, die bis zur Stunde eingetroffen, es vorgezogen hatten, ein kühles Plätzchen in dem Garten aufzusuchen. Es war ein Rondel in dem nahen Bosquet. Auch hier gewährte ein kleiner See erfrischende Kühle, — ein See en miniature, umschlossen von einem, aus zahllosen Seemuscheln gebildeten Rande und bevölkert mit steinernen Tritonen, die aus großen Muscheln dicke Wasserstrahlen bließen.

Hier saßen denn auch bereits schon drei Männer jenes

so berühmt gewordenen Circles. Es waren: der bereits achtundfünfzigjährige Düclos, Secretair der französischen Akademie, bekannt durch seine Romane und Memoiren und ausgezeichnet als Grammatiker; Helvetius, der Haushofmeister der Königin, der Verfasser des berühmten, von den Jesuiten so arg verfolgten Werkes de l'esprit und Diderot, das Haupt der Encyklopädisten. Alle drei gehörten zu der Holbach'schen Gesellschaft; dennoch zeigte sich im Aeußeren ein merkwürdiger Unterschied unter ihnen. Düclos und Helvetius waren fein und reich, ja mit peinlicher Sorgfalt gekleidet; — Diderots Anzug dagegen zeugte von einer genialen Unbesorgtheit, die fast bis zum Cinismus ging. Sein Haar war ungepudert und wohl seit mehreren Tagen nicht frisirt, seine abgetragenen Kleider hingen schlotternd um den mageren Körper, Chapeau und Manschetten waren zerdrückt und unrein.

Düclos und Helvetius trugen eine gewisse Würde zur Schau. Man sah, daß sie sich selbst als Großwürdenträger der Gelehrtenrepublik erkannten; — Diderot dagegen — den Ausdruck der Genialität in den verwitterten Zügen — erinnerte in seiner Erscheinung etwas an den „verlorenen Sohn," und „Rameau's Neffe," und streckte sich so nachlässig auf seinem Sitze aus, als ob er sich in einer Kneipe befinde. Dennoch waren diese Männer in ihren geistigen Strebungen einig, ja sie gingen sogar Hand in Hand dem großen Ziele entgegen, die „alte Gesellschaft" förmlich zu stürzen und die Welt einer socialen Neugestaltung entgegenzuführen.

Ihre Unterhaltung drehte sich denn auch jetzt um diesen Gegenstand:

„Wißt ihr was," — sagte eben Diderot zu den Freunden, indem er sich, eine Blume zerrupfend, auf dem Stuhle weit zurücklehnte und seine beiden Beine auf den vor ihm stehenden steinernen Tisch legte — „ich hätte große Lust einmal an den König selbst zu schreiben, und ihm unumwunden die Wahrheit zu sagen."

„Ich glaube," — entgegnete Helvetius lächelnd, — „es gelüstet Freund Diderot nach einem Lettre de cachet.*) Er will den Märtyrer der Freiheit spielen."

„Und was würdet Ihr denn der Majestät schreiben, Diderot?" — frug in ironischem Tone Düclos.

„Nun," — versetzte dieser, — „ich würde mich ungefähr folgendermaßen ausdrücken:

Sire, ein eifriger Diener schreibt an Eure Majestät"...

Helvetius und Düclos lachten laut auf und letzterer rief:

„Göttlich! ein „eifriger Diener!"

„Bei diesen Worten würde freilich selbst der Herr Polizeilieutenant nicht an Diderot denken!"

Aber Diderot ließ sich nicht irre machen. Behaglich auf seinem Stuhle schaukelnd, fuhr er ruhig fort:

„Wahrheit ist immer bitter, hauptsächlich den Königen. Von Schmeichlern umgeben, sehen sie alle Gegenstände nur in den Farben, die ihnen gefallen. Viel habe ich

---

*) Verhaftungsbefehl.

über diesen Gegenstand gedacht und gelesen, und nun hört das Resultat meiner Erfahrungen!"

„Ich bin gespannt!" — rief Helvetius.

„Man hat Sie gewöhnt Sire, — würde ich also dem Könige schreiben — unsichtbar zu sein" — sagte, gleichsam im Geiste dictirend, Diderot weiter. — „Auf diese Weise ist also jede direkte Mittheilung zwischen dem Staatsoberhaupte und seinen Unterthanen unterbrochen. In dieser Zurückgezogenheit in Ihrem Palaste werden sie von Tag zu Tag den Kaisern des Orients ähnlicher ...."

„Kostbar!" — rief hier Düclos, — „aber ich würde noch die übrigen Aehnlichkeiten erwähnen, die der Hof Ludwig XV. mit dem Hofe Sardanapals hat: Frau von Pompadour und das Haus im Hirschpark!"*)

„Seien wir ernsthaft!" — fiel jetzt Helvetius ein, — „die Sache ist nicht so übel gedacht."

„Nicht so übel?" — rief Düclos kopfschüttelnd, — „und was glaubt Ihr, würde der König zum Beispiel auf eine solche Ansprache — würde sie mündlich gemacht — antworten?"

„Nun," — sagte Helvetius, — „er würde entgegnen: Ich habe Truppen, um die Massen meinen orientalischen Befehlen gehorsam zu machen und Kerker um allzukecken Schreiern das Maul zu stopfen."

*) Ein Haus, von einem sehr entfernten Theile Versailles, dem Hirschpark (parc aux cerfs), in dem es lag, so benannt, in welchem Ludwig XV. seine kleinen Liebeshändel betrieb. Memoiren der Madame du Hausset 81. 118. u. s. w.

„Und dann?“ — frug Düclos.

„Dann,“ — sagte Diderot und streckte seinen Körper mit den gegen den Tisch gestützten Füßen so lang aus, daß er jeden Augenblick auf seinem Stuhle umzustürzen drohte, — „dann würde ich den Mann mit der Krone aufmerksam machen, daß, wenn — wie die Geschichte beweist — Könige sich einzig auf Soldaten stützen, diese gar bald ihre Gewalt nur allzugut fühlen und sie mißbrauchen.“

„Diderot! ihr fallt und brecht den Hals!“ — rief hier Helvetius hastig und mit anscheinender Besorgniß.

Aber Diderot blieb ruhig. Ein feines Lächeln spielte mit seinen vom Leben verwüsteten Zügen; dann sagte er:

„Helvetius würde auch auf seinem schönen Landgute Voré sicherer sitzen als hier. Die Jesuiten haben so lange Arme als die Könige.“

„Malt den Teufel nicht an die Wand!“ — rief jetzt Düclos dazwischen, — „sondern erbaut uns lieber noch weiter mit Eurer sublimen Idee eines directen Schreibens an den König.“

„Also,“ — fuhr Diderot fort und bog die Kniee schaukelnd zusammen, — „ich schrieb dann ungefähr folgendermaßen weiter: Ihre Finanzen, Sire, sind in der größten Unordnung ....“

„Und der größte Theil der Staaten ist durch diese Ursache untergegangen!“ — warf Helvetius ein.

„Richtig!“ — sagte das Haupt der Encyklopädisten. — „In unserem Jahrhundert ist aber das Geld zur Universal-

kraft geworden und Sie, Sire, haben keines. Der Finanzgeist hat alle Theile angesteckt und beherrscht den Hof. So kommt es, daß bereits Alles verkäuflich ist: Stellen, Ehren, Tugend, Treue . . . . ."

Hier klatschten zwei Hände in feinen weißen Glace-Handschuhen Beifall, es waren die Grimm's, der leise hinzu getreten war, aber Diderot ließ sich dadurch weder in seiner Lage noch in seiner Rede stören. Er nickte Grimm freundlich zu und fuhr unerschütterlich in gleichmäßigem Tone fort:

„Seit der Entlassung der Herren von Argenson und Machault sind Ihre Minister ohne Genie und ohne Fähigkeit. . . ."

„Bravo! bravo!"

„Man verwaltet in den Tag hinein, und es fehlt durchaus an einer Seele, an einem kühnen, gewaltigen Geiste, von dem die Impulse der Regierung ausgehen. Die Veränderungen, welche man im Militär vornimmt, erregen Widerwillen bei den Truppen . . . . ."

„Und sind Veranlassung, daß vortreffliche Offiziere aus dem Dienste treten!" — ergänzte Grimm heftig.

„ . . . ein aufrührerisches Feuer entzündet die Gemüther der Parlamente. Sie entschlossen sich dazu, sie zu bestehen, und das Mittel ist schlimmer als das Uebel. Es heißt dies das Laster in das Heiligthum der Gerechtigkeit einführen und die edlen Theile des Staates verpesten."

„Er hat recht, er hat bei Gott recht!" — rief hier Helvetius. — „Würde ein bestochenes Parlament der

Wuth der Ligue getrotzt haben, um dem Legitimen Souveraine die Krone zu erhalten? — Aber weiter Diderot, ihr seid göttlich in Eurem Briefe, schade daß die l'Espinasse noch nicht da ist, sie müßte Euch mit einem Lorbeerzweige krönen!"

„Weiter! weiter!" — riefen die Andern, die in der That anfingen, auf des Freundes Gedanken einzugehen. Und Diderot fuhr fort:

„In der Vergessenheit der Grundsätze Ludwigs XIV., der es als eine Gefahr erkannte, das Ministerium großen Herren anzuvertrauen, haben Sie den Herrn von Choiseul dazu erhoben; aber das ist noch wenig: Sie haben ihm sogar drei Ministerien gegeben, und was ist dieser Minister, auf dessen Haupt eine so schwere Last liegt? . . . . Er ist ein Petit-Maitre ohne Talent und ohne Wissen, der lediglich ein wenig Phosphor in seinem Verstande hat!"

„Prächtig!" — „Ausgezeichnet!" — riefen hier Alle und lachten aus vollem Herzen; aber zu gleicher Zeit krachte es, und Diderot, dessen Stuhl durch das Schaukeln gebrochen, würde zu Boden gestürzt sein, hätte ihn Grimm, der noch hinter ihm stand, nicht aufgefangen.

Alle waren erschrocken; — Düclos aber sagte:

„Freund, das ist ein böses Omen. Laßt den Brief lieber sein."

„Nichts da!" — versetzte Grimm — „dem Aberglauben zum Trotz muß der Brief jetzt erst geschrieben werden; aber . . . ohne Namensunterschrift. Und damit

man nicht darauf kommt, daß er von unserer Partei ausgeht, so schlage ich vor, wir verdächtigen uns selbst darin."

„Da kommt der Diplomat wieder zum Vorschein, der Secretär des Herzogs von Orleans!" — entgegnete Diderot finster. — „Warum nicht gerade und mit offenem Visir?"

„Weil, wenn wir uns nennen, der König die gut gemeiten Winke verächtlich wegwerfen und uns außerdem vielleicht beim Ohre nehmen wird," — versetzte Grimm — „während ihn die Ungewißheit, von wem ein solches Schreiben kommt und das Räthselhafte, Geheimnißvolle desselben, sicherlich reizt und fesselt; obgleich ich demohnerachtet an keinen Erfolg glaube."

Diderot schüttelte mit dem Kopfe, dann sagte er: — „Ich mag die verdammten Winkelzüge nicht leiden!"

„Es käme darauf an" — meinte Dücl os — „was Grimm zu sagen gedenkt."

„Nun" — versetzte dieser — „ich würde etwa sagen: Eine andere der Aufmerksamkeit würdige Sache, Sire, ist der offene Krieg gegen die Religion. Unter dem Vorwande die Menschen aufzuklären, untergraben die Encyklopädisten die Grundsäulen des Christenthums. Die Philosophen greifen den Stamm des Baumes an, die Jansenisten und Oekonomisten einige Zweige. So kann in zwanzig bis dreißig Jahren dies Gouvernement in allen seinen Theilen untergraben sein und mit Getöse zusammenstürzen."

„Nicht übel!" — meinte Helvetius — „das er-

schreckt! — ... das wird wirken und uns in Respect setzen!"

„Aber," — sagte jetzt der bedächtigere Düclos — „wenn man die Wunde aufdeckt, muß man doch auch an die Heilung denken. Welche Mittel empfehlt Ihr dazu, Diderot."

„Auch daran habe ich gedacht!" — versetzte dieser, der — die glücklich überstandene Gefahr eines Sturzes schon vergessen habend — seiner Gewohnheit nach abermals auf einem Stuhle schaukelte. — „Ich dachte man könne dann allenfalls sagen: Wenn Eure Majestät, betroffen über diese nur zu wahre Darstellung, um das Mittel fragen, wie diese Uebelstände zu heilen sind, so werde ich antworten, daß das Gouvernement zu seinen Principien zurückzuführen ist, und vor allen Dingen sich beeifern muß, den Zustand der Finanzen wieder herzustellen; denn die Verlegenheiten, in welchen sich ein verschuldeter Staat befindet, führen neue Auflagen herbei, und neue Auflagen reizen ein niedergedrücktes Volk zum Aeußersten."

„Schön!" — rief Düclos spöttelnd — „setzt dann nur noch gleich dazu: Mögen dann auch Majestät Ihrer Stellung entsprechen! Rex, König und regere, regieren, das sind die Worte, welche Ihre Pflichten andeuten. Machen Sie nicht, daß man von Ihnen sage: Foeminas et scorta volvit animo et haec principatus proemia putat." *)

---

*) Frauen und leichtsinnige Gesellschaft erfüllen seine Seele, und dies hält er für das Kostbare der Königswürde.

„Nun, Diderot!“ — rief jetzt lachend Helvetius — „da habt Ihr Wahrheit, nackte Wahrheit, so viel Ihr wollt!“

„Die ich auch gebrauchen werde, wenn Ihr beistimmt!“ — entgegnete dieser. *)

„Laßt uns nur noch mit Holbach darüber sprechen!“ — versetzte Helvetius.

Aber in dem gleichen Augenblick rauschte es wie seidene Gewänder. Alle blickten um, und Holbach trat, die reizende Espinasse an dem Arme, in das Rondel. Ihnen folgte die Gräfin Tessé, begleitet von noch mehreren Herren und Damen jener Gesellschaft, die sich wöchentlich an den Dienstag Abenden bei Baron Holbach versammelte.

Welche Erscheinung aber war diese Espinasse! Nicht blendend von enormer Schönheit; aber übergossen mit jenem, den Französinnen ganz eigenthümlichen Reiz geistiger und körperlicher Vivasität, hinreißender und verlockender Grazie, entzückender — und doch geistig gehobener — Sinnlichkeit! Alles an und in ihr war Natur, und doch hatte auch Alles wieder den Schein einer allerliebsten Coquetterie. In ihren Zügen lag etwas unendlich Liebliches und doch waren sie zugleich so kräftig ausgeprägt, daß sie einen kühnen, festen, vor nichts zurückschreckenden Geist verriethen. Die Stirne war hoch und frei, Witz

*) Ein diesem Gespräch vollkommen entsprechender anonymer Brief Diderots gelangte in der That in drei Abschriften, an den König, Frau von Pompadour und den Polizeilieutenant und machte auf die beiden Ersteren und Herrn von Choiseul einen tiefen Eindruck. Dennoch blieb er ohne Folgen.

und Gedankenschärfe verrathend; die Lippen warfen sich ein wenig, wie von süßem Verlangen geschwellt, auf; die Nase war leicht gebogen, die Augenbrauen schwangen sich kühn. Alles aber beherrschten die lebhaften, feurigen Augen, über welchen lange und dichte Wimpern einen Schleier warfen, als wollten sie die Gluth mildern, die in ihnen braunte. Und nun die Gestalt, so schlank und fein gebaut und doch auch voll Kraft und Elasticität, die schönsten Formen zeigend, zumal was die Büste betraf, da nach der schlüpfrigen Mode jener Zeit Hals und Schultern völlig entblößt und der Busen kaum zur Hälfte bedeckt war. Was Fräulein von Espinasse aber vor allen Dingen auszeichnete, war ihr prachtvolles schwarzes Haar, das sie — ganz im Gegensatze zu den damals üblichen, thurmartigen, dickgepuderten Haargebäuden der feinen Welt — ungepudert trug, und das in einer Fülle von natürlichen Locken auf die schönen Schultern und den von Perlenschnüren umschlungenen Hals herniederfiel.

So war sie denn auch in der That das Entzücken aller Gesellschaften; denn ihr Inneres entsprach dem Aeußeren. Witz und Laune verbanden sich bei ihr mit einem scharfen Verstande und nicht unbedeutenden Kenntnissen. Und während diese, im Vereine mit einem sehr lebhaften Temperamente, ihr ein fast männliches Streben gaben, behauptete doch die Welt, daß das Herz der schönen Espinasse sehr empfänglich für zärtliche Eindrücke sei.*)

---

*) Julie Jeanne Eleonore de l'Espinasse, war gleich ausgezeichnet durch Geist und Schönheit. Sie kam als Gesellschafterin

Uebrigens gehörten ja in jenen Tagen verliebte Abenteuer so sehr zum guten Tone, daß sich eine Dame von Welt, die deren nicht fortwährend abzuspinnen gewußt, geradezu lächerlich gemacht hätte. Der Hof zu Versailles ging mit gutem Beispiele voraus, und Paris blieb natürlich nicht zurück.

Was übrigens die Espinasse — dieses damals leuchtendste Gestirn der Pariser Salons — immer bei ihrem Erscheinen that, geschah auch heute bei Holbach: es ging mit ihr der Tag für die Gesellschaft auf, die Sonne der Heiterkeit leuchtete mit einemmale in ihrer vollen Pracht, Funken des Witzes sprühten hier, schlugen dort, Bonmots, Calembours und Spottgedichte regneten, durch Alles aber zog sich ein beißender Hohn gegen das Bestehende, namentlich gegen das Treiben des Hofes und die Scheinheiligkeit der höheren Geistlichen.

Grimm und der kleine schmächtige d'Alembert suchten sich dabei nicht nur in Witzen, sondern auch in Artigkeiten gegen die kleine Espinasse zu überbieten, die jedoch heute noch keinem den Vorzug gegeben; nicht einmal

---

der Marquise Du-Deffand 1752 nach Paris, wo sie bald das größte Aufsehen erregte und die Verehrer ihrer Herrin auf ihre Seite zog. Selbst d'Alembert und Grimm huldigten den Reizen des liebenswürdigen Mädchens. Nachdem sie hierauf die eifersüchtige Du-Deffand von ihr entfernt hatte, bewirkte es der Herzog von Choiseul, daß ihr der König einen anständigen Jahresgehalt aussetzte, worauf ihr Haus ein Sammelplatz der geistreichsten Pariser wurde.

gegen den Sekretär des Herzogs von Orleans des heutigen Zusammentreffens und der verabredeten Mittheilung gedacht hatte. Und doch brannten ihre Blicke wie Feuer in den Herzen dieser beiden Freunde, die sich hier als Rivalen gegenüberstanden.

Als man sich jedoch mit dem Kühlerwerden des Abends nach dem großen Garten-Salon zurückgezogen, um hier an einer prachtvollen Tafel den Genüssen des Lebens und den Wunderwerken des Holbach'schen Koches zu fröhnen, war es Grimm gelungen, einen Platz an der Seite seiner Dame zu erobern, während Diderot, der heute mehr wie je in Gedanken versunken schien, zum Aerger d'Alemberts die andere Seite einnahm. Aber auch hier war die Unterhaltung so belebt, daß Grimm zu keinem Zwiegespräch gelangen konnte. Die Gräfin Tessé berichtete nämlich eben von neuen Indiscretionen, die sich Herr von Choiseul in Betreff des Briefgeheimnisses zu Schulden hatte kommen lassen, indem er seinen Freunden, die lächerlichen Liebesverhältnisse erzählte, welche die Briefe, die man entsiegelte, oft enthielten.

„Unerhört!" — rief hier Baron Holbach. — „Man begnügt sich also nicht damit, das Heiligthum des Briefgeheimnisses zu mißachten, nein! man scheut sich sogar nicht mehr, öffentlich wissen zu lassen, daß man diesen Frevel begeht!"

„Aber wie kommt Choiseul dazu?" — frug Grimm, den Champagner aus dem Eis nehmend und den Damen eingießend, — „ich dachte dieses saubere Amt sei nur in

den Händen des Post-Intendanten und des Polizei-Lieutenants!"

„Jetzt," — entgegnete die Tessé — „ist auch der allmächtige Choiseul in das Geheimniß eingeweiht."

„Und kennen die Freunde das Verfahren dabei?" — frug hier die Espinasse.

Man verneinte.

„Nun" — fuhr jene fort — „da es in der That zu der Sittengeschichte gehört, will ich es Ihnen mittheilen. Sieben Post-Commis suchen die Briefe aus, die ihnen zum Entsiegeln bezeichnet werden oder die auch nur verdächtig erscheinen. Darauf wird der Abdruck des Siegels mit der sogenannten Quecksilber-Kugel genommen. Ist das geschehen, legt man die Briefe auf die Seite des Siegels über eigens dafür eingerichtete Gefäße mit heißem Wasser, welches das Lack auflöst, ohne das geringste an den Briefen zu verderben. Nach genommener Einsicht und Abschrift, werden sie dann wieder vermöge des genommenen Siegel-Abdrucks zugesiegelt."*)

„Und von wem weiß unsere angebetete Julie diese saubere Procedur so genau?" — frug jetzt Helvetius.

„Von Choiseul selbst!" — entgegnete die Angeredete — „der es mir lachend erzählte."

Tiefer Unwille gab sich überall kund und Dr. Quesnay, der — obwohl Leibarzt der Pompadour — dennoch zu den Encyklopädisten gehörte, rief mit Indignation:

---

*) Memoiren der Frau von Hausset.

„Ich würde lieber mit dem Henker als mit diesen Menschen speisen.“ *)

„Wer wird sich da ärgern!“ — sagte Diderot und trank sein Glas Champagner auf einen Zug aus. — „Bekannte Sachen. Ich weiß aber noch eine pikantere Neuigkeit.“

„Nun?!“ — riefen Alle.

„Wenn mir Holbach verspricht, keinen schlechten Roman daraus zu machen, will ich sie mittheilen!“ — versetzte Diderot sich dehnend. — „Sonst will ich mein Gewissen mit keiner neuen Todsünde unnöthig belasten.“

Alle lachten. Holbach aber rief: „Seitdem ich Diderot's: „Jaques le Fataliste“ gelesen habe, ist mir der Geschmack an allen Romanen vergangen. Diderot kann also ruhig sein!“

Jubel begrüßte diese beißende Entgegnung; Diderot aber versetzte ganz ruhig: — „Wenn das Buch schlecht ist, trägt Holbach die Schuld, denn ich nahm ihn als Tipus für meinen Jaques. Doch zur Sache! Sie berührt den Hirschpark.“

„Diderot!“ — rief jetzt Helvetius lachend — „Ihr werdet doch nicht!“

„Nun,“ — versetzte dieser — „wenn Ihr Trapist geworden seid, was freilich erst seit Kurzem sein kann, so haltet Euch die Ohren zu, ich erzähle jetzt die Geschichte meiner schönen Nachbarin!“

---

*) Quesnays eigene Worte.

„Recht, Freund!" — entgegnete diese, in ihrer kleinen weißen Hand den Fächer spielen lassend, — „was Liebe betrifft interessirt ein weibliches Herz immer, und hier ist doch gewiß von einer gekrönten Liebe die Rede!"

„Also!" — hub Diderot an — „ein junges Mädchen aus einer braven bürgerlichen Familie, das der König öfters gesehen und dem er — nachdem man sie in den Hirschpark gebracht — mehr Zärtlichkeit als einer anderen bewiesen hatte, war ohnlängst bei der Nachricht, der König sei meuchelmörderisch angefallen worden, beinahe in Verzweiflung. Die Mutter Aebtissin, — denn so nennt man die gute Frau, welche zwar nicht Mitglied der Wiener Keuschheits-Commission aber Oberaufseherin über den Hirschpark ist, — wurde den außerordentlichen Schmerz gewahr, dem das Mädchen unterlag, und frug es so glücklich aus, daß dieses ihr gestand, es wisse, daß ihr Geliebter, der sich für einen polnischen Grafen ausgebe, der König von Frankreich sei."

„Nun!" — rief Fräulein von Espinasse — „für einen polnischen Grafen kann sich seine Majestät Ludwig XV. schon ausgeben; denn das ganze Regierungswesen ist ja jetzt eine polnische Wirthschaft!"

„Er scheint also Selbsterkenntniß zu besitzen!" — meinte Diderot. — „Aber davon wollte die alte Dame im parc aux cerfs nichts wissen. Sie examinirte also weiter und es ergab sich, daß die holde Kleine aus unschuldiger Neugierde, vielleicht auch aus Eifersucht, in den Taschen ihres Endymions gekramt und zwei Briefe hervorgezogen hatte,

von denen der eine von dem König von Spanien und der anderen von dem Grafen Broglie war."

„Das Mädchen wurde nun tüchtig ausgescholten, und man rief den ersten Kammerdiener, Lebel, der in jenem Hause alles veranstaltet. Dieser nahm die Briefe und trug sie zum Könige, welcher sehr verlegen wurde und bei sich beschloß, eine so wohl unterrichtete Geliebte nicht wiederzusehen. Bald aber merkte das Kind, daß der König doch heimlich kam, um ihre Genossin zu besuchen, und daß sie verlassen sei. Sie paßte nun auf seine nächste Ankunft, und in dem Augenblick, in welchem er das Zimmer der Anderen betrat, stürzte sie — die sich Mutter fühlte — herein und zu seinen Füßen, flehte um Vergebung und beschwor den König bei seiner Liebe, bei seinen Zusagen und Versprechungen, bei dem Kinde, das sie von ihm unter dem Herzen trage, sie nicht zu verlassen."

„Der König war in der größten Verwirrung; um jedoch keinen Lärm zu machen, beschwichtigte er das arme Kind, das ihn wirklich zärtlich liebte, und versprach ihr Alles, — auch für sie zu sorgen. Und, meine Herren und Damen," — setzte Diderot mit einer ironischen Ruhe hinzu, die seinen verwitterten Zügen einen fast diabolischen Ausdruck gaben, indem er gemächlich ein weiteres Glas ausschlürfte und langsam schaukelte — „der König hielt natürlich Wort. Vor drei Tagen brachte man die Kleine in eine Irrenanstalt, behauptend, ihre Meinung; der polnische Graf sei der König von Frankreich, wäre eine fixe Idee und sie sei wahnsinnig!"

„O das ist schrecklich!“ — riefen die Gräfin Tessé und Fräulein Espinasse, und letztere setzte hinzu — „und Diderot ist von der Wahrheit der Sache überzeugt?“

„Ich habe sie aus dem Munde der Mutter der Unglücklichen!“ — versetzte jener, — „die sich aus Verzweiflung in die Seine stürzte und die ich so glücklich war zu retten!“

„Und ist für das Mädchen an keine Hülfe zu denken?“

„Schwerlich! Kommt sie glücklich nieder, so erhält das Kind, wie alle Kinder seiner allerchristlichsten Majestät, eine lebenslängliche Rente, und da sich alle diese Kinder beerben, und schon zwölf oder fünfzehn gestorben sind, so wird es einst zu leben haben, wenn auch seine Mutter .....“

„Hört auf, Diderot!“ — rief jetzt die Tessé — „oder glaubt Ihr, wir hätten Herzen von Stein?“

„Bewahre!“ — entgegnete der Philosoph — „das ist eben der Fehler der Menschen. Hätte Ludwig XV. so kein weiches und empfängliches Herz, wäre diese Geschichte und so manch' andere nicht passirt!“

„Diderot!“ — rief jetzt Holbach in edlem Zorne und mit glühenden Wangen — „die Sache indignirt mich. Machen wir ein Pasquill darüber, diese schändliche Handlungsweise zu diffamiren!“

„Und bald!“ — setzte Fräulein de l'Espinasse eifrig hinzu — „und so boshaft wie möglich. Die Sache wird dadurch bekannt und für den Hof gefährlich, was das Mädchen möglicherweise retten kann.“

„Soll geschehen!“ — entgegnete Diderot mit seinem

ewigen Gleichmuth; aber es leuchtete jetzt ein schönes Feuer aus seinen Augen. — „Soll geschehen und wenn auch nach dem altrömischen Zwölftafelgesetze der Tod und bei uns civilisirten Barbaren Zuchthaus darauf steht."

„Und ich besorge den Druck und gebe das Geld zur Verbreitung!" — rief Baron Holbach. — „Aber jetzt auch genug von diesen ernsten Dingen. Was wir heute von Neuigkeiten gehört, war schlimm. Hat Niemand etwas Erfreuliches?"

„Grimm, lieber Grimm!" — sagte bei diesen Worten die Espinasse, mit dem vollsten Zauber ihrer seelenvollen Stimme, indem sie sich so tief zu ihrem Nachbar herüberbeugte, daß dieser, geblendet von den sich ihm erschließenden Reizen, gluthroth und fast wie trunken ward — „lieber Grimm, retten Sie uns von Politik und Philantropie! Sie, der Mann der Kunst und zugleich der Diplomat, der mit allen deutschen Fürstenhöfen in Berührung steht ..... Sie haben gewiß irgend eine Neuigkeit auf dem Felde der Aesthetik, ... eine Kunstnotiz! .. einen Bericht über irgend eine schöne und herrliche Erscheinung!"

„Ich habe in der That" — versetzte Grimm leise, seine vielsagenden Blicke auf das holde Wesen neben ihm gerichtet — „in diesem Moment eine Anschauung des Schönsten und Herrlichsten gehabt, was man sich denken kann."

„Ach!" — seufzte mit feiner Coquetterie Fräulein von Espinasse, ohne jedoch ihr triumphirendes Lächeln verbergen zu können, — „auch er ist nichts als ein leichtsinni-

ger Mensch und ein Epikuräer! — Die Gesellschaft schmachtet nach seinen ästhetischen Ergüssen, als Balsam für die Wunden, die ihr die rohe Wirklichkeit geschlagen, und er speist uns in seinem Egoismus mit verwegenen Blicken und süßen Redensarten ab. Hat man in Wien, in Italien keine neue Oper? Ist keine Prima donna durchgegangen? .... Antworten Sie doch auf diese Weltfragen."

„Nun, Grimm!" — riefen jetzt auch die Anderen.

„Da Sie mich an Musik erinnern," — versetzte Grimm, der sich indessen von seiner Entzückung erholt hatte, — „so fällt mir da allerdings eine Neuigkeit ein, die Sie Alle interessiren wird. Ein Wunder wird ein Wunder verrichten!"

„Soll das etwas Neues sein?" — frug d'Alembert mit einem Blick auf Fräulein von Espinasse. — „Ich will gar nicht von den Wundern der Kirche sprechen; aber ich kenne Augen, die selbst das härteste Philosophenherz in Gluth und Fluß zu bringen vermögen."

„Sogar mehr als eines!" — spöttelte die Tessé.

„Ach!" — rief Grimm — „das ist auch das einzige Wunder an das ich bis jetzt glaube. Indessen sollen wir Ungläubigen in der That demnächst auch durch ein musikalisches Wunder bekehrt werden."

„Sprechen Sie doch nicht immer in Räthsel!" — sagte jetzt ungeduldig Frau von Epinay.

„Nun dann," — versetzte Grimm, einige Zeitungsblätter und Briefe aus der Tasche seines Rockes ziehend — „so hören Sie. Der Prinz von Zweibrücken schickt mir

da die Salzburger Zeitung,*) in der folgender Artikel, der von Augsburg aus datirt ist, von ihm roth angestrichen wurde." — Und er las in geläufiger Uebertragung: — „Augsburg, den 9. Juli.

Vorgestern ist der Salzburgische Vice-Capellmeister L. Mozart mit seinen zwei bewunderungswürdigen Kindern von hier nach Stuttgart abgereist, um sich über die größten Höfe Deutschlands nach Frankreich und England zu begeben. Wir haben die Kinder — ein Mädchen von eilf und, was ganz unglaublich ist, einen Knaben von sieben Jahren, — auf dem Claviere gehört, und müssen sie der musikalischen Welt als ein Wunder unserer und voriger Zeiten darstellen. Alle Kenner haben dasjenige, was ein Freund von Wien ehedem von diesen Kindern geschrieben, so unglaublich es schien, nicht nur wahr, sondern noch weit bewunderungswerther gefunden."

„Ich entsinne mich!" — rief hier Holbach — „seiner Zeit von diesen Wunderkindern gehört zu haben. Sie machten am Wiener Hof ungeheures Aufsehen."

„Und werden dies in Versailles und hier nicht minder thun!" — bemerkte Grimm. — „Der Prinz von Zweibrücken, der sie in Nymphenburg bei dem Churfürsten von Baiern hörte, kann gar nicht genug von der Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung und der Virtuosität

---

*) Salzburger Zeitung vom 19. Juli 1763. (Bericht über das Auftreten der Mozart'schen Kinder in Frankfurt am Main.) Siehe: Belli-Gontard: Leben in Frankfurt. V. 25.

und Pracht ihres Spieles schreiben. Auch aus Schwetzingen schreibt mir der Musik-Intendant, Baron von Eberstein, mit dem gleichen Enthusiasmus von diesen Lieblingen der Götter."

„Ganz Schwetzingen ist in Bewegung," — sagt er unter anderem, — „und die churfürstlichen Herrschaften hatten ein unbeschreibliches Vergnügen. Das Mädchen spielt das Clavier auf eine brillante Manier und führt die größten Stücke mit einer erstaunlichen Präcision aus. Der Knabe, der künftigen Februar erst sieben Jahre alt wird, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben kann."

„O darauf freue ich mich unendlich!" — unterbrach hier die Gräfin Tessé den Lesenden und alle Damen stimmten ein. Aber Diderot meinte achselzuckend:

„Was werden diese Kinder, näher betrachtet, anderes sein, als Automaten. Maschinen, die, durch eine vielleicht barbarische Dressur in Bewegung gesetzt, außergewöhnliche Verrichtungen zeigen. Ich liebe diese unnatürlichen Erscheinungen nicht, und ziehe wahrhaftig die hölzerne Taube des Archytas, die fliegen konnte, die kriechende Schnecke des Demetrius Phalereus und namentlich unseres großen Vaucanson's Flötenspieler und Ente vor. Darin liegt doch eine großartige geniale Berechnung.*) Aber dort . . .!"

---

*) Vaucanson's Automaten machten im vorigen Jahrhundert

„Diderot!“ — rief hier Grimm, — „Ihr seid ungerecht. Hört nur, was der Intendant, also ein Mann von Fach, weiter sagt: „„Es ist dem Kinde nicht nur ein leichtes, mit der größten technischen Fertigkeit die schwierigsten Stücke auszuführen, und zwar mit Händchen, die kaum die Sexte greifen können; nein! es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es ganze Stunden lang phantasirt und so sich der Begeisterung seines Genius und einer Fülle entzückender Ideen hingibt! Der geübteste Capellmeister kann unmöglich eine so tiefe Kenntniß der Harmonie und der Modulationen haben.““

---

ungeheures Aufsehen. Zuerst zeigte er 1738 zu Paris einen fünf pariser Fuß hohen sitzenden Flötenspieler, in dessen Piedestal der Mechanismus verborgen war. Am meisten Aufsehen erregte es dabei, daß die Flöte an die Lippen angelegt, durch einen Luftstrom geblasen und durch Aufhebung der Finger gespielt wurde. Der Ton war gut und deutlich, auch wurden die Stücke durch verschiedene Walzen verändert. Vaucanson's schönster und merkwürdigster Automat war indeß die weltberühmte Ente. Sie war aus bronzirtem Kupferblech angefertigt, aber die Blechstreifen waren so über einander gelegt, daß die Farben einer wirklichen Ente ganz natürlich herauskamen. Sie schlug mit den Flügeln, beugte, dehnte und streckte den Hals, ahmte das Geschrei und Geschnatter, selbst das Trüben des Wassers beim Saufen sehr genau nach, fraß vorgehaltenes Korn, trank und gab nach einiger Zeit eine Art von Koth wieder von sich.

Nachdem Vaucanson diese Automaten weit umher, bis nach Rußland hin, gezeigt hatte, kaufte sie der berühmte Professor Beireis in Helmstädt, wo ihr sehr zusammengesetzter, aus wahrhaft zahllosen Ketten, Federn und Hebeln bestehender Mechanismus nach und nach fast gänzlich zerfiel.

Grimm hielt hier einen Augenblick inne, um dem allgemeinen Staunen Raum zu geben, dann wandte er sich wieder zu Diderot und frug triumphirend:

„Nun, Freund, wie steht es nun mit Eueren Automaten?"

„So lange ich nicht selbst gehört und selbst gesehen habe," — entgegnete der Philosoph kalt, — „glaube ich nicht daran."

„O!" — rief Fräulein von Espinasse — „er ist und bleibt ein ungläubiger Thomas."

„Nun, er soll seine Finger in des Herrn Wunden legen!" — versetzte Grimm. — „Der Prinz von Zweibrücken hat dem Vice-Capellmeister ein Empfehlungsschreiben an mich mitgegeben; auch aus Frankfurt haben Mozarts ein solches an mich erhalten, und so werde ich sie denn unter die Flügel meiner Protection nehmen, und das Vergnügen haben, sie in dem Hause meiner schätzbaren und liebenswürdigen Nachbarin, dem Tempel der Musen und Grazien, wie ganz Paris es nennt, einzuführen."

„Allerliebst!" — versetzte mit grazieuser Verbeugung und schelmischem Lächeln die Schöne. — „Wir werden suchen für diese Artigkeit dankbar zu sein."

Aber nun baten sich dies auch die übrigen Damen, namentlich die Gräfin Tessé und Baron von Holbach aus. Grimm sagte natürlich zu, und freute sich schon im voraus, sowohl auf die Kinder selbst, als auch auf die zu feiernden Triumphe.

Man war unterdessen aufgestanden oder hatte sich in kleinere Gesellschaften gruppirt. Der Champagner

wirkte und die Unterhaltung wurde lebhafter und leichter. Der Witz funkelte wieder und die warm gewordenen Herzen streiften die letzten leichten Bande der Etiquette ab. Scherze und Bonmots traten in ihre alten Rechte, und jetzt war es namentlich Gott Amor, der schalkhafte Knabe, der in diesen lusterfüllten Regionen herrschte. Es versteht sich von selbst, daß Fräulein von Espinasse auch jetzt die Königin des Abends blieb, und Grimm verwünschte mehr als einmal im Stillen den Hof von Verehrern und Verehrerinnen, der sie umlagerte und umstand und ihm auch nicht die kleinste Möglichkeit ließ, sie auf einen Augenblick zu sprechen.

Jetzt brach man auf und schon wollte Grimm verzweifeln, als Julie, an ihm vorbeigehend, seinen Arm nahm und lachend ausrief:

„Nun, mein ungetreuer Ritter, ich glaube die Wunderkinder haben es Euch jetzt schon angethan. Muß man des Herrn Secretär Arm selbst nehmen? Ist das chevaleresque?"

„Aber," — flüsterte Grimm, — „haben Sie denn ganz vergessen, daß ich Ihnen etwas mitzutheilen habe?"

„O nein!" — versetzte sie, und ein zauberhaftes, verführerisches Lächeln umschwebte ihren Mund. — „Sie wollten mir etwas von einem „Fall" berichten."

„Ganz recht! und Sie gehen?"

„Nein, Bester, ich fahre, und" — setzte sie flüsternd hinzu — „in meinem Wagen ist auch noch Platz für Sie!"

Frau von Pompadour.

Acht Tage waren seit jener Zusammenkunft der Encyklopädisten bei Holbach vergangen. Grimm hatte Gelegenheit gefunden, sich seines Auftrages bei Fräulein von Espinasse zu entledigen, und die Unterredung mußte in der That zu einem für beide Theile sehr befriedigenden Ziele geführt haben, denn der Secretär des Herzogs strahlte seit jener Zeit in fast auffälliger Verjüngung; auch war er heiterer und witziger denn je, und es verging kein Tag, an welchem man ihn nicht in dem eleganten Hotel der jungen Dame gesehen.

Aber jener Abend hatte noch andere Folgen gehabt, die weit wichtiger, da sie Paris und Versailles gleichmächtig berührten. Frau von Pompadour hatte sich so eben, obgleich die Sonne schon hoch am Himmel stand, erhoben. Jetzt trat sie, in ein reizendes Neglige gehüllt,

in jenes Boudoir, das durch seine Pracht und wundervolle Ausstattung in ganz Europa berühmt war, und von dem Fürst Kaunitz, bei seinem Aufenthalte als Abgesandter des Wiener Hofes zu Versailles, schon gesagt hatte: Um sich einen Begriff von dem Paradiese zu machen, müsse man das Boudoir der Frau Marquise von Pompadour gesehen haben.

Es lag viel, sehr viel in diesem Worte des schlauen Staatsmannes, und doch sagte es — auch ohne Hinblick auf Eva und die Schlange — nicht zu viel; denn man wußte nicht recht, sollte man sagen: die Zimmer der damals allmächtigen Beherrscherin Frankreichs seien in den Garten, oder der Garten sei in ihre Zimmer gebaut; wobei immer noch fraglich blieb, ob hier Kunst oder Natur den Sieg davon trügen. Mit einem Wort: dies Boudoir übertraf Alles, was man bis dahin Aehnliches gekannt hatte, kostete Ludwig XV. aber auch nicht weniger als zweimalhundertundsechszigtausend Livres.

Doch was sind zweimalhundertsechszigtausend Livres für einen König, der liebt, und für ein prunksüchtiges, verschwenderisches Weib, das glänzen will!

In diesem Boudoir nun pflegte Frau von Pompadour täglich, so lange sie sich in Versailles befand, zu frühstücken. Sie setzte sich daher auch heute zu diesem Zwecke in den großen schwer vergoldeten Lehnsessel von himmelblauer Seide mit kostbaren Stickereien, neben welchem das zierliche Frühstückstischchen stand, dessen Platte, von schönster florentinischer Mosaik, Psyche darstellte, in

dem Momente, in welchem sie den schlummernden Götterknaben Amor überrascht, und, überwältigt von seiner Schönheit, den verrätherischen Tropfen glühenden Oeles auf seine Schultern fallen läßt.

Es bedurfte keines besonderen Befehles, das Frühstück zu bringen, denn kaum hatte Madame Platz genommen, als ihr auch schon eine ihrer Kammerfrauen die Chocolade, die mit dreifacher Vanille und Ambra angemacht war,*) in einer goldenen Tasse servirte.

Frau von Pompadour, obgleich damals schon vierzig Jahre alt und sehr häufig leidend, trug immer noch die Spuren großer Schönheit. Ihre Figur hatte etwas königliches und war, trotz ihrer Stärke doch vollkommen proportionirt. Ihr blondes Haar zu einem, durch Federkissen im Inneren gehaltenen, Thurme hoch in die Höhe gekämmt, ließ die natürliche schöne Färbung unter dem Poudre freilich nicht erkennen; aber es war noch voll und reich vorhanden, wie zu den Zeiten, da sie, als Frau von Etioles die Herzen der ganzen Männerwelt und auch das des Königs von Frankreich gewann. Ebenso ging es, wenigstens scheinbar, mit dem Teint, dem freilich Frau von Hausset, ihre Vertraute, durch die Farbe der Lilien und der Rosen — der Unschuld und der Liebe — bedeutend nachgeholfen und dessen Zauber, nach der damaligen Mode, verschiedene Schönheitspflästerchen noch erhöhen mußten.

*) Memoiren der Frau von Hausset, Kammerfrau der Marquise von Pompadour.

Was aber in seiner ganzen vollen Frische und Schönheit geblieben war, das waren die Augen, die groß und seelenvoll in die Welt schauten und in ihrem feuchten Glanze die alten Leidenschaften, aber auch Geist verriethen. Die Züge dieses Antlitzes trugen dabei das unverkennbare Gepräge eines unbändigen Stolzes, und doch hatte in ihnen die Hand der Zeit auch jene Liniamente angebracht, die so beredt von erlebten Schmerzen, getäuschten Hoffnungen und innerem Zerfall erzählen.

Von allem dem schien sich freilich heute nichts geltend zu machen; denn die Marquise blickte heiter um sich und unterhielt sich vortrefflich mit Frau von Hausset, die ihr — wie gewöhnlich beim Frühstück — das Neueste aus der Chronique scandaleuse des Hofes erzählte, und daran war zu Versailles niemals Mangel.

Als aber das Frühstück eingenommen und dies schöne und unterhaltende Kapitel beendet war, frug Frau von Pompadour nach den eingegangenen Briefen; denn da sie es war, die Frankreich in der That beherrschte, so wandte sich auch alle Welt vorab an sie, zumal ohne ihre Fürsprache und ihren Willen nicht die kleinste Stelle vergeben und keinerlei Regierungsmaßregeln getroffen werden durften.

Nachdem sie die eingegangenen Briefe und Bittschriften dann durchgelesen, pflegten gewöhnlich die Minister zur geheimen Berathung bei ihr einzutreten, namentlich Herr von Choiseul, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Marine, der ganz ihre

Creatur war,*) und sodann der Polizei-Lieutenant und der Post-Intendant; Ersterer, um über die ausgeführten Polizeimaßregeln Rechenschaft zu geben, über die geheime Polizei zu berichten und neue Befehle entgegenzunehmen; Letzterer, um der Geliebten des Königs mitzutheilen, was die Tages zuvor eröffneten Briefe für Resultate geliefert.

Bei der Eröffnung der Briefe und Bittschriften war gewöhnlich — und so auch heute — Niemand zugegen, als Frau von Hausset, die ihrer Herrin gewissermaßen auch als Secretär und Vorleserin in geheimen Dingen und Sachen des Vertrauens diente. So stand diese auch jetzt in einiger Entfernung hinter dem Sessel der Marquise, deren Befehle ehrfurchtsvoll erwartend. Aber Frau von Pompadour schien kein Gewicht auf die bis jetzt erbrochenen Schreiben gelegt zu haben, denn sie warf die-

---

*) Etienne François de Stainville, Herzog von Choiseul und Amboise, Generaloberst der Schweizer, Staatsminister und Pair, geb. 1719. Nachdem er Botschafter in Rom und Wien gewesen, wurde er 1756 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, — 1759 zum Herzog und Pair erhoben, und erhielt 1761 auch noch das Kriegs-Ministerium und das der Marine. Die beiden letzten Stellen behielt er, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten aber ließ er auf seinen Vetter, den Herzog von Praslin, übertragen, übernahm es jedoch im Jahre 1768 wieder und gab seinem Vetter dagegen die Marine. Als 1764 seine Hauptstütze, die Marquise von Pompadour, gestorben, fing sein Einfluß zu wanken an. Den 24. Dezember 1770 wurde er auf sein Landgut Chanteloupe in der Touraine verwiesen, und starb 1785.

selben, nach flüchtiger Durchsicht verächtlich zu Boden, indem sie gelangweilt ausrief:

„Diese ewigen Klagen und Bittschriften! Daß man dieser zudringlichen Menschen nie loswerden kann. Ist das ein Jagen nach Aemtern und Stellen! Ich glaube, würde man ein Land entdecken, wo man Gift athmete, aber Gold und Ehrenstellen fände, die Menschen würden sich auch dort um dieselben reißen!“

„Ehre und Geldgier,“ — entgegnete die Haussez, — „sind eben die natürlichen Kinder der Ungleichheit der Stände und des Eigenthums, die jede Staatseinrichtung mit sich bringt.“

„Freilich!“ — fuhr die Pompadour fort, ein größeres dreimal versiegeltes Couvert ergreifend. — „Im Staate aber ist die natürliche Gleichheit der Menschen unmöglich: sind also Ehrgeiz und Geldgier, wie du sagst, die natürlichen Kinder der Ungleichheit der Stände und des Eigenthums, so muß eine kluge Regierung auch diese Kobolde als Triebfedern ihres eigenen Willens und ihrer Plane sich dienstbar machen. Und ich glaube, meine Liebe, das verstehen Wir. Da hat sich zum Beispiel gestern ein Herr von Estrades gemeldet. Er ist ein schöner, noch ziemlich junger Mann, aus sehr guter Familie, aber durch ein wildes ausschweifendes Leben zu Grunde gerichtet und so verschuldet, daß ihm nichts übrig bleibt, als der Bicêtre oder eine Kugel. Er flehte mich auf den Knieen um eine Generalpächter-Stelle an, und versprach dagegen Leib und Seele für Uns hingeben zu wollen. Sieh! solche Menschen sind in vielen

Lagen des Lebens unschätzbar; — es sind Sclaven, die uns persönlich nichts kosten, und die man zu „Allem“ ...... ich sage zu „Allem“ gebrauchen kann! Ich werde den jungen Mann nicht vergessen.“

Die Marquise hatte, während sie diese Worte zu ihrer Vertrauten sprach, das Couvert von seinen drei Siegeln befreit und eine kleine Druckschrift daraus entfaltet. Kaum aber waren ihre Blicke auf den Titel der Broschüre gefallen, als sie einen lauten Schrei ausstieß und das kleine Buch wie eine giftige Natter von sich warf.

Frau von Hausset eilte erschrocken herbei und sich theilnehmend über ihre Gebieterin neigend frug sie, bleich vor Schrecken, was ihr begegnet sei?

„Da! da!“ — rief mit halb erstickter Stimme die Marquise, indem sie auf die Broschüre deutete, — „lies nur den Titel!“

Frau von Hausset gehorchte; aber auch ihr entschlüpfte ein Ausruf des Staunens, als sie die Aufschrift las:

„Ludwig XV. und der Hirsch-Park!“ — „Unerhört! Unerhört!“ — rief sie aus.

„Ja, bei Gott, unerhört!“ — wiederholte Frau von Pompadour, die indessen aufgesprungen und nun mit großen Schritten im Zimmer auf und abging. — „Eine solche Frechheit, dem Könige gegenüber, ist unerhört! und daß eine solche Schrift gedruckt und veröffentlicht werden konnte, ist noch unerhörter! ..... Wo ist Choiseul, wo der Polizei-Lieutenant? .... für was sind diese Menschen

da? . . . für was erhalten sie ihre unermeßlichen Gehalte? . . . Hab' ich dafür ihre Habgierde mit Gold gefüttert, dafür die enormen Summen für die geheime Polizei bewilligt, daß man mir und dem Könige solch' eine Beschimpfung in das Gesicht werfen darf?"

Und Frau von Pompadour riß mit eigener Hand die Flügelthüre auf, die nach den Vorzimmern führte und rief mit vor Zorn bebender Stimme:

„Wo ist Herr von Choiseul? Wo sind die Minister?"

Glücklicherweise aber hatte die Stunde noch nicht geschlagen, in welcher diese bei der allmächtigen Beherrscherin Frankreichs täglich zu erscheinen pflegten, und Gourbillon, der schlaue und durchtriebene Kammerdiener der Marquise, — der recht gut wußte, um was es sich handelte, da die gedachte Broschüre bereits seit dem gestrigen Abend wie durch Zauber über ganz Paris verbreitet war — konnte dieselben mit Recht entschuldigen.

Aber Frau von Pompadour war nicht gewohnt bei ihren Launen Widerspruch zu finden. Sie stampfte daher zornig mit ihrem niedlichen Fuße den persischen Teppich, der den Fußboden ihres prachtvollen Boudoirs deckte und rief:

„Sie sollen sogleich erscheinen!"

Gourbillon verbeugte sich ehrerbietig und Frau von Pompadour warf die Thüre hinter sich zu.

Aber sofort schien ein anderer Gedanke sie zu durchzucken. Rasch ergriff sie die silberne Klingel und ließ sie

laut erschallen. Sofort öffnete sich die Thüre abermals, aber diesmal sehr leise, und Gourbillon erschien.

„Gourbillon!“ — rief jetzt die Marquise noch immer vor Zorn glühend und mit funkelnden Augen: — „Was hat es Neues in Paris!“

Einen jeden Anderen, außer dem Angeredeten, hätte diese Frage und der Zorn der Marquise außer Fassung gebracht. Gourbillon aber saß zu fest in der Gnade und war in zu viele Geheimnisse seiner Herrin eingeweiht, als daß er Madame gefürchtet hätte. Er blieb daher ganz ruhig; ja das ihm eigene stereotype und unterthänige Lächeln, das seine bleichen und schmalen Lippen umschwebte dieses untrügliche Merkmal gallonirter Spitzbubenseelen, verschwand nicht einmal von seinen Lippen, als er, sich demüthig bückend und die Hände reibend, sagte:

„Wenig, Ew. Gnaden! Man scandalisirt sich“ ....

„Ueber wen?“ — rief die Marquise und ihre Augen funkelten wie die einer Löwin, der man die Jungen rauben will.

„Ueber die Tänzerin Marigni, die den Herzog von Gontaut ....“

„Was Gontaut, was Marigni!“ — rief die Marquise, — „ist nicht von seiner Majestät die Rede?“

„Das ich nicht wüßte!“

„Keine Verstellung, Gourbillon! Hast du nichts von einem infamen Pasquill gegen deinen Herrn gehört?“

„Von einem Pasquill, — nein!“

„Von einer Broschüre ...“

„Doch, Frau Marquise, doch, von einer Broschüre habe ich gehört."

„Wie ist ihr Titel?"

„Gnädigste Frau!" — bat hier die Hausset, die eine noch gewaltigere Steigerung des Zornes bei ihrer Gebieterin verhindern wollte, da sie mit Recht die Folgen einer solchen Aufregung fürchtete. „Gnädigste Frau, ich bitte Sie, beruhigen Sie sich!" — Aber die Marquise herrschte ihr ein so gebieterisches: „Schweige!" entgegen, daß die Arme entsetzt zurückbebte.

„Wie ist ihr Titel?" — rief Frau von Pompadour noch einmal zu dem Kammerdiener gewendet.

„Ludwig XV. und der Hirsch-Park," — entgegnete Gourbillon so ruhig, als ob von der gleichgültigsten Sache die Rede wäre.

„Und ist sie viel verbreitet?"

„Ueber ganz Paris!"

Die Marquise drückte bei diesen Worten ihr Taschentuch so fest vor den Mund, daß ihr das Blut aus dem Gesichte zurücktrat, was bei der bleibenden Röthe der geschminkten Wangen und den schwarzen Schönheitspflästerchen wahrhaft entsetzlich aussah. Aber es war dies nur ein Moment, dann sagte sie mit wiedergewonnener Kraft:

„Es ist gut, Gourbillon; — laß jetzt die Minister bescheiden."

Der Kammerdiener verbeugte sich und verschwand; aber in demselben Augenblick schrie auch die Marquise auf

und sank, beide Hände auf ihr Herz gedrückt, ohnmächtig in die Arme ihrer Kammerfrau.

Es bedurfte wohl zehn Minuten lang der angestrengtesten Bemühungen der Frau von Haussét, bis die Marquise wieder zu sich kam; dennoch rief die erstere aus zarten Rücksichten Niemand zu Hülfe. Dies erkannte denn die Erwachende auch sogleich, und indem sie ihrer Vertrauten mit einem leisen Druck der Hand dankte, sagte sie:

„Es ist vorüber! Der Herzkrampf hat mich einmal wieder erfaßt. Aber," — fuhr sie dann fort, sich den kalten Schweiß auf der Stirne trocknend, — „jetzt muß ich vor allen Dingen wissen, was in dem Wisch steht."

„Gnädigste!" — rief entsetzt die Haussét, — „wollen Sie sich mit Gewalt krank machen? Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, legen Sie das Buch weg. Werfen Sie es mit Verachtung in das Feuer. Sie kennen ja längst die Angelegenheiten des Hirsch-Parkes; . . . . Sie selbst, meine Gnädigste, haben ja in der Großmuth Ihres edlen Herzens die kleinen Schwächen seiner Majestät geschont . . . ."

„Sage lieber," — versetzte die Pompadour jetzt wieder mit festem Tone, — „ich habe mir selbst zumeist diese kleinen Rivalinnen gegeben, weil ich dadurch im Stande war, den König vor größeren Leidenschaften, die mir hätten gefährlich werden können, durch unbedeutende und nichtssagende Wesen, zu bewahren."

„Nun,“ — rief die Hausset, — „und dennoch konnte Sie dies elende Buch so sehr erzürnen?“

„Wahrlich nicht aus Eifersucht!“ — entgegnete stolz die Marquise, — „wohl aber, weil es eine Frechheit ist, die geheimen Angelegenheiten seines Königs bloszustellen. Doch ich muß die Art und Weise kennen, wie dies geschehen. Gib mir das Buch!“

Frau von Hausset wagte jetzt nicht mehr zu widersprechen. Sie gehorchte daher und die Marquise durchflog die Schrift. Aber sie hatte noch keine fünf Minuten darin gelesen, als sie ausrief:

„Meinen Kopf zum Pfande, dies Pamphlet hat Diderot zum Verfasser, nur er vermag so beißend zu schreiben; — nur er hat die Stirne mit solchen schneidenden Sarcasmen seinem Herrn und König entgegen zu treten. Und um was dreht sich die ganze Sache?... um eine Närrin, ... oder besser gesagt, um eine eitle einfältige Thörin, die man, um ihr den Uebermuth zu vertreiben, auf einige Zeit in ein Irrenhaus gesteckt. Indessen .... hier muß Abhülfe geschafft werden;... man muß dem albernen Ding den Mund auf andere Weise stopfen, sonst gibt es böses Blut! .... Aber wie?“

„Wenn ich es wagen dürfte,“ — sagte hier die Hausset — „würde ich Madame an den vorhin erwähnten jungen Mann erinnern“

„An den Herrn von Estrades?“ — rief die Marquise mit leuchtenden Blicken.

„Bei Gott, Du hast recht! Das kommt wie gerufen!

Es ist eine Generalpächter-Stelle frei! Nimmt Estrades die Kleine, die gar nicht übel ist, in den Kauf, soll er die Stelle haben, und ich denke das Mädchen soll auch zufrieden sein, in ein alt-adeliges Haus zu heirathen. Für Estrades bangt mir es nicht . . . ." setzte sie dann nachdenklich hinzu . . — „wenn nur der kleine Trotzkopf keine Schwierigkeiten macht."

„Nun," — meinte die Hausset, — „die Wahl zwischen Wasser und Brod in einer Zelle des Irrenhauses und dem glänzenden und heiteren Leben an der Seite eines schönen jungen Mannes, von Adel, der Generalpächter wird, dünkt mir eben nicht zu schwer."

„Nur muß alles klug eingeleitet werden, so daß die Heirath — kommt sie zu Stande — und sie muß zu Stande kommen, — dies alberne Pasquill lügen straft!" — fuhr Madame fort. — „Estrades muß öffentlich bekennen, daß er jenen polnischen Grafen gespielt, den in Wahrheit der König machte. Kann sie dann durch Geld und Brillanten dahin gebracht werden, einzustimmen, so haben wir gewonnen."

„Und wem wollen Madame mit dieser — wenigstens in Betreff des Mädchens — vielleicht schwierigen Aufgabe betrauen?" — frug jetzt die Kammerfrau.

„Wen anders," — versetzte Frau von Pompadour, — „als Gourbillon, der ja alle diese Sachen besorgt, und der schon weit schwierigere Dinge geordnet hat. Eile sogleich zu ihm, bringe ihm diese fünfzig Louisd'or, setze ihm die Sache auseinander und sage ihm namentlich, daß

er die strengste Sorge trage, damit dies Pasquill nicht bis zum Könige dringe, derselbe auch von seinem Dasein keine Sylbe vernehme. Eile!" — rief die Marquise — „denn ich höre Geräusch im Vorzimmer, die Minister werden eingetroffen sein. Wir wollen eine Parthie spielen, die entweder Diderot oder der Herr Polizei-Lieutenant theuer bezahlen soll."

Und Frau von Pompadour beurlaubte mit einem Winke ihre Kammerfrau, während Gourbillon die Herren Minister anmeldete.

„Sie sollen kommen!" — herrschte die Marquise stolz, indem sie sich nachlässig in ihrem Sessel zurücklegte und einen weiteren Brief erbrach.

Der Staatsminister Herzog von Choiseul und der Polizei-Lieutenannt, Graf de Lusace traten ein.

Beide blieben an der Thüre stehen und verneigten sich tief, — tief, wie vor dem Könige, und doch war das Weib, das ihnen gegenüber saß und sie gar nicht zu bemerken schien, nur die uneheliche Tochter eines Pachters von La-Fertésous-Jouarre, der wegen Betrügereien hatt flüchten müssen. Aber was kann die Liebe eines Königs nicht? Mademoiselle Poisson, später Frau von Etioles, war jetzt Marquise von Pompadour, Beherrscherin Frankreichs, die selbst die Kaiserin von Oesterreich, die stolze Maria Theresia, in einem eigenhändigen Schreiben „ma chère cousine" genannt hatte. Sie war die „Macht," und der „Macht" huldigt die Welt.

Choiseul und Lusace verharrten daher mit geneigtem

Haupt an der Thüre des Boudoirs bis es der Marquise gefiel, sie bemerken zu wollen.

„Ah!" — sagte sie dann mit einer kaum sichtbaren Kopfbewegung — „die Herren Minister! — . . . Treten Sie näher, meine Herrn!"

Aber ihr Blick war bei diesen Worten so finster, in ihren Zügen arbeitete so deutlich ein verhaltener Zorn, daß beide Herren jetzt lieber einer Armee Feinde als diesem leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Weibe gegenüber gestanden hätten. Dennoch galt es, sich zu fassen und Herr von Choiseul sagte daher mit anscheinender Ruhe:

„Die gnädige Frau Marquise haben befohlen zu erscheinen, als wir gerade auf dem Wege hierher waren, und wir finden Sie schon mit Staatsangelegenheiten beschäftigt. Bei Staint Denis! Frankreich darf sich Glück wünschen, daß eine so thätige als schöne Hand das Steuer seines Staatsschiffes leitet!"

„Ich wache wenigstens für das Land und den König," — versetzte Frau von Pompadour mit stolz zurückgeworfenem Haupte und finsteren Mienen, — „wenn diejenigen schlafen, welchen diese Pflicht am heiligsten sein sollte."

„Die Frau Marquise kann gewiß damit uns nicht meinen!" — versetzte, so unbefangen als möglich, der Herzog. — „Sie weiß ja, wie ergeben Choiseul und Lusace ihren und des Königs Interessen sind."

„O ja!" — rief hönisch auflachend die Marquise, — „halte ich doch den Beweis dafür in den Händen!"

„Welchen Beweis?“ — stammelten Beide. Frau von Pompadour warf einen durchdringenden, zornigen Blick, in dem sich zugleich ein gränzenloser Hochmuth spiegelte, auf die Minister, die verwirrt vor ihr standen; dann nahm sie langsam die unselige Druckschrift und sie dem Grafen de Lusace hinreichend, sagte sie mit beißendem Tone:

„Wir gratuliren Frankreich zu einem Polizei-Minister, der — trotz seiner öffentlichen und geheimen Polizei, trotz der Millionen, die wir auf dies wichtige, zur Sicherung der Ruhe und der Ordnung so unentbehrliche Institut verwenden, nicht einmal den Druck und die Verbreitung einer solchen, für Seine Majestät so beleidigenden Schandschrift verhindern kann!“

In der That hatte sich jetzt eine Todtenblässe auf den Angesichtern beider Herren gelagert, denn sie kannten dies verhängnißvolle boshafte Pasquill, das Ludwig XV. auf eine um so verletzendere Weise blosstellte, als es nur zu sehr in der Wahrheit begründet war, seit gestern sehr gut.

„Nun!“ — rief die Marquise zornflammend — „wie kommt es Herr Graf, daß dies Buch erscheinen konnte?“

„Gnädigste!“ — entgegnete der Polizei-Lieutenant mit unsicherer Stimme — „ich habe seit gestern Abend kein Auge geschlossen, keine Minute unthätig und außer Amt verbracht; . . . alle mir zu Gebot stehenden Hebel sind in Bewegung gesetzt . . . aber vergeblich, . . . bis jetzt konnten so wenig die Verbreiter und die Urheber dieses Pasquills, als der Schreiber des unverschämten Briefes an den

König entdeckt werden, dessen Abschrift auch an Sie gelangte."

„Einen Brief an den König?" — rief die Marquise überrascht — „dessen Abschrift an mich gelangte? Ich habe keine erhalten!"

„So liegt sie wohl noch versiegelt vor Ihnen!" — entgegnete, durch diesen Beweis seiner Allwissenheit etwas freier aufathmend, der Graf. — „Belieben die Frau Marquise nur jenes Couvert mit dem schwarzen Rande zu öffnen. Auch ich erhielt dies frevelhafte Schreiben, welches durch unsichtbare Hände in mein Hôtel kam, denn die Post passirte keine der drei Abschriften."

Frau von Pompadour riß hastig die bezeichnete Couverte auf und entfaltete den darin liegenden Brief. Es war das bei Holbach verabredete Schreiben. Eine dunkle Röthe des Zornes überflog ihre schönen Züge beim Lesen desselben, und eben wollte sie ihrem Unmuthe mit der vollen Leidenschaft, die ihr eigen, die Zügel schießen lassen, als sich ein Geräusch vernehmen ließ. Entsetzt sprang sie auf und lauschte nach dem geheimen Gang, der von des Königs Gemächern zu den ihren führte. „Der König!" — rief sie dann hastig, indem sie den beiden Herren durch einen Wink bedeutete sich rasch zu entfernen. Aber noch hatten diese sich nicht umgewandt, als sich die Tapetenthüre öffnete und Ludwig XV., einen Brief in der Hand, eintrat.

Auch er war heftig erregt und seine bleichen verlebten Züge durchschoß blitzartig jenes Nervenzucken, welches immer ein Beweis höchster Erregung bei ihm war, und

wenn auch von ihm gar nicht gefühlt, doch unendlich peinlich auf seine Umgebung wirkte.

„Es ist Uns lieb, sie hier zu finden!“ — rief der Monarch noch in der offenen Thüre, als er seine Minister erblickte, die sich, als sie sahen, daß es zu spät sei, sich zu entfernen, schnell mit tiefer Verbeugung nach ihm hingewandt.

„Es ist Uns lieb, sie hier zu finden! ..... Bleiben sie daher, meine Herren, Wir haben Wichtiges zu berathen!“

Und sich leicht vor Frau von Pompadour neigend, ergriff er deren Hand und sagte, indem er sie an seine Lippen führte:

„Welchen Dank schuldet Unser Herz der Frau Marquise, die mit so freundlichem Eifer Uns die tausend und abertausend Sorgen der Regierung zu erleichtern sucht. Bei Gott, Madame, Sie haben Uns zu sehr verwöhnt, und eben darum rüttelt Uns vielleicht die Vorsehung von Zeit zu Zeit aus Unseren Träumen auf, wie dies heute wieder geschehen.“

„Ich hoffe, daß dies wenigstens nicht auf unangenehme Weise der Fall war?“ — versetzte mit fast hörbarem Herzklopfen die Geliebte des Königs.

„Doch!“ — entgegnete Ludwig und die Falten seiner Stirne zogen sich finster zusammen. — „Setzen Sie sich, meine Liebe, und lesen Sie dies Schreiben.“

Der König führte dabei Frau von Pompadour nach ihrem Sessel zurück und während er sich selbst in einen

andern warf, überflogen die Blicke der Marquise mit Hast die Zeilen des dargereichten Briefes.

„Majestät!“ — sagte sie dann — „Sie haben mich mit den Herrn Ministern gerade in dem Augenblick überrascht, als wir Rath pflogen, aus welcher Quelle des Giftes und des Hasses, dieser schmachvolle, frevelhafte Brief geflossen sein möchte.“

„Wie?!“ — rief der König überrascht. —

„Sie wissen um dies Schreiben?“

„Ja, mein Fürst!“ — versetzte Frau von Pompadour — „mir und dem Herrn Polizei-Lieutenant hat man Abschriften davon mitgetheilt; dem Herrn Grafen Lusace ohnzweifelhaft,“ — setzte sie schneidend hinzu — „um ihm die Mühe der Nachforschung zu ersparen.“

Der Graf zuckte zusammen, aber der König rief: — „Als ob es hier Nachforschung bedürfte; wer anders hat dies elende Machwerk verfaßt, als der Herr Abbé von Bernis, der, seit Wir ihn vom Hofe verbannt, sich mit den Jesuiten gegen Uns verbündet hat.“

Aber diese Ansicht schienen die übrigen Anwesenden nicht zu theilen. Die Marquise schüttelte daher mit dem Kopfe und sagte:

„Sire! Sie trauen dem guten Abbé zu viel zu. Zu diesem perfiden Actenstück hat er weder den Muth noch den Verstand. Auch ist er ja Ew. Majestät zu Dank verpflichtet, da Sie ihm den Cardinalshut verschafft.“

„Wir haben ihm denselben hingeworfen!“ — rief Ludwig XV. finster — „wie man einem bösen Hund

einen Knochen hinwirft; — und hat er auch den Brief nicht verfaßt, so stammt er von seinen Freunden."

„Herzog!" — sagte jetzt die Pompadour — „was ist Ihre Meinung?"

„Wenn ich es wagen darf, hier meine Meinung auszusprechen," — versetzte der Herzog von Choiseul — „so glaube ich eher, daß der Brief ein neues Machwerk der verwegenen und revolutionären Partei der Encyklopädisten ist."

„Dann wäre die Stelle gegen die Aufklärer nicht darin!" — meinte der König.

„Wenn sie keine Finte ist, das Auge der Polizei zu täuschen und sie auf falsche Wege zu führen!" — versetzte Choiseul.

„Und was meint Ihr, Lusace?" — frug Ludwig weiter.

„Ich theile die Meinung des Herzogs!" — entgegnete der Gefragte — „es ist ganz die Sprache Diderots!"

„Und auch ich stimme dieser Meinung bei!" — sagte die Marquise. — „Es sind dies die unseligen Früchte der Spöttereien Voltaires, der alles Heilige in den Staub zieht, und der albernen Schwärmereien Rousseau's, der von einem Utopien träumt, das die Welt nie finden wird."

„Aber!" — rief jetzt der König und es zuckte wie ein vernichtender Blitz über sein Antlitz — „der Brief ist Hochverrath, er tritt Unsere von Gott erhaltene Souverainität mit Füßen! Das Volk ist die rohe Kraft, die Regierung das Organ, der Kopf, die Seele des Staates, die Ver-

einigung beider ist die politische Macht, aber diese Macht ist nichts, wenn sie nicht in einer Hand ruht und von der Souverainität getragen wird."

„Darum Sire!" — versetzte die Marquise — „lassen wir um Gottes Willen diese Ideen nicht aufkommen. — Das Zwangsgesetz des Staates ist das Bindemittel der menschlichen Gesellschaft; wer dies Bindemittel lockert oder löst, ist ein Verräther an ihr!"

„Und sollen Wir Gewalt gegen die Encyklopädisten anwenden?" — frug der König. — „Sollen wir Holbach, d'Alembert, Grimm, die Prinzessin Carignan, die Gräfin Tessé, die Espinasse aufheben und nach der Bastille senden?"

„Majestät!" — rief hier der Herzog von Choiseul besorgt — „um Gottes Willen nicht! das hieße Feuer an eine Pulvertonne legen."

„O der Klugheit!" — versetzte hohnlächelnd Frau von Pompadour. — „Choiseul ist ein großer Diplomat. Sollen wir warten bis jene unruhigen Köpfe zu der einen Pulvertonne noch hunderte hinzugetragen, und dann der Blitz hineinschlägt? Wenn bei einem Schiffbruch zwei Menschen ein und dasselbe Brett ergreifen, das nur Einen tragen kann, so muß der schwächere herunter. Noth hat kein Gebot!"

„Vergebung!" — sagte Choiseul — „ist auch die Sache so ernst? Mir beucht: beim Lichte betrachtet sind die Ansichten dieser Menschen nichts als Gegenfüßlerei, Unzufriedenheit aus Eitelkeit!"

„Die Eitelkeit mag die Mutter der Ausgeburten Diderot'scher Ansichten sein" — fuhr die Pompadour fort — „aber wenn diese Witze und Bosheiten nun Drachenzähne wären, die mit der Zeit zu einer furchtbaren Ernte würden?"

„Am vernünftigsten wäre es am Ende," — sagte jetzt der König, — „wenn man diese Menschen gewönne. Die lautesten Schreier und Lästerer der Regierungen, wenn sie ein warmes und einträgliches Plätzchen, einen Titel, einen Orden oder sonst eine ähnliche Spielerei erhalten, schweigen und sterben ab, wie die Fische außer dem Wasser. Wir kennen diese Menschenbrut!"

„Das Herz Ew. Majestät ist zu gut!" — versetzte kopfschüttelnd die Marquise, der es indessen während dieses Gespräches viel leichter geworden war, da aus der Nichterwähnung des Pasquilles über den Hirsch-Park von Seiten des Königs, klar hervorging, daß dieses nicht bis zu ihm gedrungen. Sie widersetzte sich daher auch nicht weiter, als Ludwig — dessen Zorn sich, wie immer, rasch gelegt — jetzt ausrief:

„Wir sind überhaupt thöricht, aus der ganzen Sache viel zu machen. Es schadet Unserer Gesundheit und" — setzte er mit einem Blick auf Frau von Pompadour hinzu — „raubt Uns Stunden, die wir besser verbringen könnten. Choiseul und Lusace: Ihr setzt jedenfalls Eure Forschungen fort; — man muß wenigstens seine Feinde kennen. Zeigt die Spur auf den Abbé, wird es Uns sofort berichtet; ergibt es sich aber, daß sie nach dem

Hôtel Holbach führt, läßt man die Sache fallen. So lange Holbachs Koch noch so vortreffliche Pasteten liefert, und sie sich die Lorbeeren zu ihren Kränzen von seinen wilden Schweinsköpfen nehmen, sind sie unschädlich. Gourmands können fanatische, revolutionäre Schreier sein; aber... sie stürzen keinen Staat, denn sie lärmen nur um der Verdauung willen! Und nun, meine Herren, sagen Wir mit unserem großen Ahn: „tel est notre bon plaisir!“

Und der König machte eine leichte verabschiedende Handbewegung, worauf sich der Herzog von Choiseul und der Graf von Lusace unter tiefen Verbeugungen zurückzogen.

Choisy-le-Roi.

„Sind wir denn noch nicht bald in Paris?" — frug eine zarte Kinderstimme, mit dem Ausdrucke der höchsten Ungeduld, aus dem Schlage eines Wagens heraus den Postillon, als dieser eben, um die Ecke eines Waldes biegend, abermals in ein kleines armseliges französisches Dorf einfuhr.

„In zwei Stunden, Monsieur!" — war die Antwort des Postillons; aber .... im gleichen Augenblicke gab das Schicksal eine andere; denn die Pferde, scheu gemacht durch ein Paar schreiend daherrennende Bauernkinder, sprangen zur Seite, und ehe der Postillon die Zügel noch anziehen konnte, war der Wagen mit solcher Gewalt gegen eine Mauer geschleudert, daß er krachend zusammenbrach.

Der durchdringende Schrei zweier weiblichen Stimmen begleitete diese Katastrophe, die indessen für die Insassen des Wagens noch glücklich vorübergegangen war; denn un=

ter dem Zusammenlauf der gesammten Dorfjugend und dem Fluchen des Postillons entwanden sich jetzt mühselig vier Personen der umgestürzten Chaise. Es waren Vater Mozart mit Gattin und Kindern.

„Da haben wir die Bescheerung!“ — sagte endlich der Vice-Capellmeister, nachdem er den Seinen zur Freiheit verholfen und sich überzeugt, daß Niemand ein Unglück zugestoßen — „jetzt sind wir vom frühen Morgen bis zur Stunde, — ohne uns Ruhe zu gönnen — gefahren, haben Trinkgelder auf Trinkgelder bezahlt, um ja Paris noch am Tage zu erreichen und nun können wir vielleicht, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt, in einem elenden Neste übernachten!“

„Ach!“ — seufzte die Capellmeisterin, deren Herz von dem Schrecken noch wie Hammerschläge pochte, — „danken wir Gott, daß wir so davon gekommen sind!“

„Ja, Mutter!“ — versetzte Vater Mozart — „das wollen wir auch, und in meinem ersten Briefe an Freund Hagenauer in Salzburg, will ich ihn bitten vier heilige Messen zu Maria-Plain und eine bei dem heiligen Kindel zu Loretto lesen zu lassen;*) ..... aber unangenehm bleibt die Sache deshalb doch. Du weißt ja, daß man uns heute gegen Abend im Hotel des Bayerischen Gesandten, Grafen von Eyck,**) der uns so freundlich eingeladen

*) Nissen a. m. O.

**) Die Gräfin war eine Tochter des salzburgischen Oberstkämmerers, Grafen Arco.

hat, erwartet. Dort sollen wir wohnen, ... die Zimmer sind bereitet, und nun liegen wir hier an der Landstraße. Hätten wir uns nur nicht durch den Besuch der gräflich Lillibonnischen Güter verleiten lassen, diesen Weg einzuschlagen."

„Und wenn das nur kein böses Omen ist!" — seufzte die Mutter, die sich, um sich zu erholen, auf einen großen Stein gesetzt hatte. Aber Wolfgang sprang zu ihr, faßte sie ungestüm um den Hals, küßte sie und rief mit der ganzen Zuversicht der Jugend und des Genies:

„Mama! sei unbesorgt, ich werfe nicht um!"

„Glaub's, Herzenskind!" — versetzte die Mutter mit freudestrahlenden Augen. — „Bin nur froh, daß wir Alle mit ganzen Gliedern davon gekommen sind!"

„Und das Rad und die Achse, die zerbrochen, wird man ja auch bald gemacht haben!" — meinte Nannerl.

„Wird eben nicht so geschwind gehen!" — versetzte der Postillon den Hut etwas lüftend und sich verlegen auf dem Kopfe kratzend. — „Hier gibt es nur einen Wagner und der ist, wie ich so eben erfahre, im Felde. Weiß Gott, wenn er nach Hause kommt!"

„So schickt man nach ihm!" — meinte Wolfgang.

„Ja!" — rief der Postillon — „wird viel helfen; sein Schwager ist der Wirth des Dorfes und dem zu Gefallen bleibt er dann eher noch eine Stunde länger aus!"

„Schöne Aussichten!" — sagte der Alte — „wie heißt denn das Nest?"

„Choisy!" — versetzte der Postillon.

„Choisy?" — wiederholte Wolfgang freudig.

„Ei, Papa, da muß ja auch hier das Schloß Choisy-le-Roi sein, von dem uns die Gräfin Lillibonne so viel erzählt. Wie meinst du? Könnten wir nicht, während man auf die Rückkehr des Wagners und die Herstellung der Chaise wartet, nach dem Schlosse und seinen Gärten gehen?"

„Der Einfall, Männchen, ist gut!" — sagte der Vater. — „Meine Glieder sind ohnedem von dem langen Fahren steif, ich sehne mich darnach, ein wenig zu gehen."

„Nun, so geht!" — fiel hier die Mutter ein — „ich bleibe so lange bei dem Wagen und unseren Sachen zurück. Der Schreck ist mir ohnedem in die Beine gefahren, so daß ich lieber ausruhe."

Es war somit ein Auskunftsmittel getroffen, die Zeit, die man hier nothgedrungen verbringen mußte, auf die vernünftigste Weise zu tödten, und so machte sich der Vater mit Wolfgang und Nannerl nach dem Schlosse auf den Weg.

Aber es war auch in der That der Mühe werth, diese prächtige Besitzung der Könige von Frankreich zu besichtigen; — diese Besitzung, an welche die Geschichte so viele Erinnerungen knüpft; — Erinnerungen der Freude und des Schmerzes, froher Tage voll Jubel und Seligkeit und Jahre der Thränen und bodenlosen Jammers!

Das Schloß — jetzt längst den Stürmen der Revolution erlegen und von deren wildbrandenden Wogen von der Erde hinweggespült — wurde im Jahre 1674 von

der Prinzessin von Montpensier, der Enkelin Heinrich IV., Tochter Gastons von Orleans, Nichte Ludwig XIII. und Base Ludwig XIV., erbaut.

Mademoiselle von Montpensier, deren Grundeigenthum von ungeheurer Ausdehnung war, die in Paris das Palais-Luxembourg und in der Provinz die Schlösser von Eu, Aumale, Thiers, Dombes, Châtellerault und Saint Fargeau besaß, fand, daß diese prächtigen Wohnstätten, so fürstlich sie auch waren, ein Vorzug anderer ähnlicher Schlösser fehlte, nämlich der, daß sie nicht, wie Versailles, Sceaux und Saint-Germain, in der Nähe der Hauptstadt lagen. Sie wollte gern in deren Umgebung einen stillen Wohnort haben, wohin sie sich, wenn es ihr beliebte, von Zeit zu Zeit, begeben konnte, — eine einsame Stätte, in die sie sich vor dem Geräusche der großen Welt flüchten, und der Belästigung der ceremoniösen Visiten entziehen, — ein ländliches Boudoir, wo sie unbelauscht ihrem liebeglühenden Herzen Luft machen konnte, und wo sie keine anderen Zeugen hatte, als die befiederten Sänger ihrer Gärten und die Schiffer, die auf den Gewässern der nahen Seine dahinruderten.

Diesen Zufluchtsort, diese liebliche Einsiedelei, dies ländliche Boudoir suchte und fand sie in dem Dorfe Choisy.

An den Ufern der Seine, inmitten großartiger Laubwaldungen und zahlreicher Alleen alter Linden, Ulmen und Pappeln gelegen, war ihre neue Wohnung vollkommen mit ihrem Seelenzustande in Uebereinstimmung. Der berühmte

Lenotre, den sie nach Choisy holen ließ, um sich hinsichtlich der Anlage des Parkes und der Gebäude seines Rathes zu bedienen, war der Meinung, man müsse alle diese buschigen, dunklen Anpflanzungen niederschlagen, weil sie den Zugängen zu dem Schlosse hinderlich seien, das man sonst nur durch einige Waldlücken erblicken könne. Aber diese dichtbelaubten alten Bäume, diese laubenförmigen Alleen, dieses Halbdunkel, welches so wenig zu den Plänen Lenotre's paßte, harmonirte gerade mit den süßen, schwermüthigen Gedanken von Mademoiselle; deshalb schickte sie den Architekten Ludwig XIV. nach Versailles zurück und entschloß sich, nur die Pläne, welche ihre eigene Phantasie geschaffen hatte, in Ausführung bringen zu lassen.

Das nach ihren selbstentworfenen Plänen erbaute Schloß Choisy wurde nun und blieb ihr ganzes Leben lang der bevorzugte Gegenstand ihrer aufmerksamsten Sorgfalt, und da sie es mit Recht als ihr Werk betrachtete, so liebte sie es, wie eine Mutter ihr Kind liebt, und schmückte es ohne Unterlaß mit neuen Zierden; sie wollte sogar, daß es ihren Namen trüge, so daß es bis zur Zeit Ludwig XV., wo es Choisy-le-Roi genannt wurde, nur unter dem Namen Choisy-Mademoiselle bekannt war.*)

Aber wie herrlich hatte es Ludwig XV. wieder herstellen, wie großartig verschönern lassen!

Staunend standen jetzt Vater und Kinder vor diesem

---

*) Geheime Chronik der königlichen Lustschlösser Frankreichs. I. Bd. S. 10.

Wunderbau, zu dessen stolzer, prunkvoller Erscheinung alle Künste hatten beitragen müssen.

Außerhalb desselben sah man überall nur Statuen, Bosquets und Springbrunnen in marmornen Bassins; die äußeren Mauerwände selbst waren mit tausenderlei in Stein gemeiselten Ornamenten überladen; ja der kleine Wolfgang hatte Recht, als er bemerkte, daß es unmöglich sei, einen Blick auf das Gebäude zu werfen, ohne sogleich irgend einem pausbackigen Liebesgott zu begegnen, der nicht auf die anmuthigste Weise von der Welt dem staunenden Beschauer eine enorme Rosenguirlande entgegen halte. Ebenso war keine einzige Fenstereinfassung zu sehen, welche nicht mit dieser — in jener Zeit unvermeidlichen — Zierde gekrönt gewesen wäre.

Und nun gar das Innere des Schlosses, das ein höflicher Castelan den Fremden bereitwillig um ein kleines Trinkgeld öffnete: — wie prunkte es in der ganzen Pracht des französischen Renaissance-Styles! Da gab es nicht ein Fach des Holzgetäfels, auf welches nicht der Pinsel eines Boucher oder Vanloo, inmitten der anmuthigsten Sinnbilder, Götter, Göttinnen, Amoretten, Nymphen und Satyre hingezaubert hätte. Die ganze Mythologie war erschöpft und hätte von einem Wißbegierigen hier studirt werden können.

Da gab es keinen Plafond, keinen Karnies, an welchem das Gold nicht in reicher Fülle verschwendet worden wäre. Und dann diese zahllosen Spiegel — auch eine Eigenthümlichkeit der damaligen Bauart und Mode — die, zum Ent-

zücken der Mozart'schen Kinder, ihnen ihre lieblichen Köpfchen in hundert getreuen Bildern zurückwarfen.

Sie verweilten lange in den Zimmern, dann aber drängte Wolfgang auch die Gärten zu sehen; denn ihm ward bange in all' der todten Pracht, und sehnsüchtig schlug sein Herz der Freiheit und der Natur entgegen.

Während aber Vater Mozart mit den Kindern den langen Alleen und den vielen künstlich verschlungenen Wegen unter dem dichten grünen Laubdache hundertjähriger Eichen und Buchen entlang ging, kamen in einem anderen Gange des Parkes zwei ältere Damen langsam einhergeschritten. Sie waren beide nicht schön, aber dennoch sprachen die Züge der einen, bei einem Ausdruck von Hoheit, zugleich Milde und Menschenfreundlichkeit aus. Es war die Königin von Frankreich, die Tochter des entthronten Königs von Polen und Herzogs von Lothringen und Bar, Stanislaus Leczinsky's, die sanfte, fromme, vielgeprüfte Gemahlin Ludwig XV., gefolgt von ihrer Oberhofmeisterin.

Die tiefe Trauer in welche sie und den Hof der vor wenigen Tagen erfolgte Tod der Infantin versetzt, stand dem bleichen Antlitze der königlichen Frau mit den Zügen tiefen langjährigen Kummers wohl an, aber sie machte sie noch bleicher, hob den Ausdruck einer, über der ganzen Erscheinung ruhenden Wehmuth nur noch schärfer hervor.

Aber welche Kränkungen und Zurücksetzungen hatte auch die arme Königin Marie seit langen Jahren ertragen müssen!

Als sie Ludwig XV., König von Frankreich, ehelichte, schien der Himmel das ganze Füllhorn des Glücks über sie ausgegossen zu haben. Marie war damals 22 Jahre alt, ihr königlicher Bräutigam aber — um jene Zeit ein Ideal der Schönheit und ritterlicher Tugenden — zählte deren erst fünfzehn. Aber Ludwig liebte und verehrte seine Gattin auch aufrichtig, so daß er einen entschiedenen Widerwillen gegen das Maitressenwesen zeigte, das unter seinen Vorgängern und der Regentschaft den französischen Hof Angesichts der ganzen Welt gebrandmarkt hatte. Alle Plane der geschmeidigen Höflinge, die von der Sinnesänderung des Monarchen Nutzen zu ziehen hofften, scheiterten daher auch an der ehelichen Treue Ludwigs. Ja als einst einer dieser Elenden in seiner Nähe die Reize einer Dame geflissentlich bis in den Himmel erhob, trat der König zornig auf ihn zu und frug: — „Hätten Sie wohl die Frechheit, diese Dame schöner als meine Gemahlin zu finden?“ Von da an vermied man natürlich sorgfältig, diesen Punkt nur im entferntesten zu berühren; aber die schlauen Verführer gaben darum ihre Absichten nicht auf. Ein tugendhafter König ist ja den Schlechten nie angenehm; denn es giebt keine besseren und sicheren Handhaben zur Beherrschung eines Regenten, als seine Schwächen. Man überließ sich also der Hoffnung, die Zeit werde den Monarchen schon anders stimmen. Und man hatte leider nicht vergebens gehofft.

Die Altersverschiedenheit des königlichen Paares wurde nach 10 Jahren fühlbarer; Ludwigs Zuneigung zur Kö-

nigin, obgleich sie ihm schon mehrere Kinder geboren hatte, erkaltete allmählig, und nun trat auch die Verführungskunst wieder an das Licht. Der erste Schritt der Untreue machte den zweiten leicht, und schon nach wenigen Jahren war Ludwig XV. zu jenem unwürdigen Fürsten herabgesunken, der, durch Wollust, Andächtelei, Verschwendung und Despotismus, die Uebel des Staates unheilbar machte.

Seit jener Zeit war es um das Glück der armen Königin geschehen. In stillem Schmerz zerfließend, mußte sie sehen, wie eine Mailly ihre Nebenbuhlerin ward, wie diese wieder durch drei ihrer Schwestern verdrängt wurde; wie ihr Gatte, die letzte derselben, die schöne Frau von Tourelle, als seine Herzenskönigin zur Herzogin von Chateauroux erhob, und wie endlich die Marquise von Pompadour — die sie selbst als Ehrendame annehmen mußte — alles Andere bei dem Könige verdrängte; ja wie dieses Weib sich als Königin geberdete und Frankreich mit unerhörtem Despotismus regierte.

Und dennoch vergab sich die Tochter Stanislaus Leczinsky's nichts. Allen Schmerz, allen Kummer verschloß sie tief in ihr Herz und während sie so viele ihrer Nächte durchweinte, zeigte sie dem Könige, dem Hofe und der Welt ein sanftes freundliches Antlitz. Die Religion war dabei ihre einzige Stütze; wer wird es da der königlichen Dulderin verübeln, wenn sie nun ihr Alles in der Kirche und einer übertriebenen Kirchlichkeit fand. Der König ließ ihr übrigens dazu Zeit genug, weil er die seine zwischen die Pompadour, die Annehmlichkeiten des

Hirsch-Parkes, der Frankreich eine Milliarde kostete, die Jagd und scandalöse Orgien theilte. Die Königin Marie war daher auch am glücklichsten, wenn sie von Zeit zu Zeit, begleitet von ihrer Oberhofmeisterin, der Herzogin von Ayas Versailles verlassen und sich auf Stunden nach einem der benachbarten Schlösser begeben konnte.

So hatte sie denn auch heute die über den Hof verhängte Trauer benutzt, um in der Einsamkeit von Choisy-le-Roi ihren Träumen und Schmerzen nachzuhängen. Aber sie selbst fühlte jetzt bei ihrem Dortsein, daß sie in der Wahl des Orts nicht glücklich gewesen. Auch an diese Alleen, mit ihren buschigen Seitengängen und versteckten Plätzchen, auch an dieses Schloß, mit seinen prachtvollen Hallen und Sälen und Zimmern knüpften sich peinliche Erinnerungen.

Sie sprach dies eben gegen ihre Gefährtin, die Herzogin von Ayas, aus:

„Aber," — setzte sie dann schmerzlich bewegt hinzu, — „wo soll ich Arme freilich hingehen, um nicht auf Zeugen meiner Schmach und meiner Schande zu stoßen? — Die Königin von Frankreich, so reich an den herrlichsten Besitzungen, ist doch ärmer, als ihre ärmste Unterthanin, der die Liebe ihres Gatten den geringfügigsten Besitz doppelt werth macht."

„Aber, Majestät!" — versetzte die Herzogin, — „warum auch Alles in den schwärzesten Farben sehen. Choisy-le-Roi hat der geschichtlichen Erinnerungen so viele, daß

wir uns ja nicht an diejenigen anklammern müssen, die uns gerade peinlich sind."

„Der geschichtlichen Erinnerungen!" — wiederholte die Königin. — „O ja! die Prinzessin von Montpensier, die es erbaut, hat hier Jahre lang um den, von ihr so sehr geliebten Gatten geweint, um diesen elenden Lauzun, den sie aus dem Staube erhoben, und der sie dafür verachtete, ihre Güter verpraßte und das arme Weib so schmählich mißhandelte, daß er einst, von einer Jagdpartie zurückgekehrt, Mademoiselle zurief: Louise von Orleans, zieh mir die Stiefeln aus! und ihr, als sie — die Nichte Ludwigs XIII. — ihn mit verächtlichen Blicken zurückwies, einen Fußtritt versetzte."

„Es war ein Elender!" — versetzte die Oberhofmeisterin im Tone tiefster Verachtung, — „ein Elender, der in Mademoiselle die Krone und das Weib beschimpfte; aber . . . . Majestät! lag nicht auch hierin ein Fügung Gottes? Jener Fußtritt machte, daß die Prinzessin fortan ihr Leben nur frommen und religiösen Uebungen weihte und zu einer wahren Heiligen ward."

„Ja!" — sagte die Königin, mit einem trüben Blicke und einem sanften Neigen des Kopfes, — „und brach ihr das Herz!"

„Nun denn!" — fuhr die Herzogin fort, — „desto heiterer ging es hier unter dem Großdauphin zu. Der Sohn Ludwig XIV. und Zögling Bossuet's schlug in Choisy den Sitz der Freude auf."

„An was erinnern Sie mich, Herzogin!" — rief hier

die Königin. — „War es nicht Fräulein von Rambure, eine Hofdame seiner Gemahlin, mit deren Liebe er hier seine erotische Laufbahn begann? War es nicht die Schauspielerin Raisin, der hier die tollsten Feste gegeben wurden? O, meine Liebe,“ — fuhr Marie traurig fort, — „das Alles ruft mir eben die kleinen Soupers von Choisy-le-Roi in das Gedächtniß, die auch mein Gatte hier feiert.“

„Er ist König!“ — sagte mit besonderer Betonung die Ayas.

„Aber auch Mensch, Christ und Gatte!“ — versetzte die Königin, — „und er war einst so gut, so edel, so treu!“

„Die Stellung eines Herrschers ist eine schwierige!“ — fuhr die Oberhofmeisterin beschwichtigend fort, — „die vielen Versuchungen . . .“

„O! ich kenne seine Verführer!“ — rief Marie schmerzlich bewegt. — „Es sind dieselben, mit welchen er hier jene unseligen kleinen Soupers hält: der Prinz von Soubise, die Herzöge von Duras und Richelieu!“

„Majestät!“ — bat in aufrichtiger Theilnahme die Herzogin von Ayas, — „vergessen Sie! . . . Werfen Sie den Schleier der christlichen Liebe über diese kleinen Sünden eines sonst großen Königs.“

„Meine gute Ayas!“— entgegnete die Königin sanft, — „Du weißt, daß ich für meinen Gatten und König kein Wort, keine Miene des Vorwurfs habe. Diese Zeiten sind längst vorüber. Mein Herz ist — ihm gegenüber, — begraben und todt, so wie ich todt für ihn bin. Nur

als eine Puppe figurire ich noch am Hofe: einzig, um durch die Pracht meiner Staatskleider, das Flimmern meiner Krone, das Blitzen meiner Brillanten und den eitlen Prunk meiner Umgebung den Glanz des Hofes Ludwig XV. zu erhöhen, duldet, ja wünscht man es, daß ich dort noch erscheine. Aber für mich und meinen Schmerz ist dies Herz leider noch nicht abgestorben. Darum, meine alte, treue Freundin, gönne mir, daß ich hier und gegen Dich, mich ausspreche, ausweine in der Einsamkeit. O ich weiß es," — fuhr dann die Königin fort, den schmerzlichen Blick auf die Zimmer des Schlosses gerichtet, daß aus der Ferne, vergoldet von den Strahlen der sich neigenden Sonne, stolz und spöttelnd auf sie herniederblickte, — „o ich weiß es nur zu gut, daß bei diesen vertraulichen Zusammenkünften der König beim Eintritt in diese Räume seine Majestät ablegt; dann gibt es für Alle, die geladen sind, — Herren und Damen keine Etiquette mehr. Jedes kann seiner Laune die Zügel schießen lassen und den Frohsinn seines Naturells, so wie die Begabung seines Temperaments an den Tag legen. Ich weiß es," — fuhr die Königin in gesteigerter schmerzlicher Erregung fort, — „daß bei diesen auserlesenen, unseligen kleinen Soupers ein ununterbrochenes Kreuzfeuer pikanter Witze, unlauterer Epigramme unterhalten wird. . . ."

„O Majestät!" — wagte die Oberhofmeisterin zu unterbrechen, — „diese Gäste sind keine großen Geister . . ."

„Aber sie besitzen jenen Scharfsinn," — sagte die Königin ihre Hand auf den Arm der Herzogin von Ayas

legend, — „jene Sicherheit, jene kecke Frivolität, die in der feinen Welt als Geist gelten. Und dann," — fuhr die Fürsten immer erregter fort und ein leises Fieberroth zeigte sich auf ihren sonst so bleichen Wangen, — „gegen Ende des Mahles, wenn die Köpfe durch reiche Libationen der edelsten Weine erhitzt sind, wird die Unterhaltung lebhafter, die Manieren gestalten sich freier und jede Grenze fällt — ich will nicht sagen des Anstandes — wohl aber der Achtung, welche sich Jeder selbst schuldig ist, sei er nun König, Herzog oder Bettler!"

Und die Königin verhüllte bei diesen Worten ihr Antlitz mit dem feinen kostbar gestickten Battisttuche, das sie in der Hand hielt, um ihre Thränen zu verbergen und ihr leises Schluchzen zu ersticken.

Die Oberhofmeisterin war tief ergriffen, aber sie war zugleich auch indignirt, daß man es gewagt, der Gattin Ludwig XV. solche genaue Berichte über die Ausschweifungen ihres Gemahles zu geben.

„Und sollte sich Ew. Majestät hier nicht von Ihrer aufgeregten Phantasie täuschen lassen?" — sagte die Herzogin.

„Nein, meine Liebe!" — versetzte die Fürstin, ihre Thränen trocknend. — „Ich weiß das Alles aus guter Quelle."

„Und wer konnte so grausam sein, das edle Herz meiner hohen Gebieterin durch solche Berichte so tief zu verletzen?" frug Frau von Ayas weiter.

„Diese Wunden wurden und werden in guter Absicht

geschlagen," — entgegnete die Tochter Stanislaus Leczinsky's, — „um das Herz einer armen Büßerin ganz von den Banden der Erde zu befreien. Ich verdanke diese Berichte meinem Beichtvater."

„Pater Chaulieu also!" — sagte die Herzogin mit devoter Miene — „da muß ich schweigen."

„Und dieser Soubise!" — fuhr die Königin fort, und, all ihrer Sanftmuth ungeachtet, blitzte jener edle keusche Zorn aus ihren Augen, der die Tugend entflammt, wenn sie dem Laster gegenüber tritt, — „dieser Soubise, dieser fünfzigjährige Wollüstling, dieser Charles von Rohan, dieser Prinz, der sich nicht schämt ein feiger Diener einer Pompadour zu sein; den die unselige Schlacht bei Roßbach das Siegel der Schmach auf die Stirne gedrückt, daß kein Marschallstab wieder lösen kann, . . . er ist der Führer in diesen Gesellschaften, wie er von je der Verführer meines einst so guten Gatten war. Wissen Sie, Herzogin, was er bei dem letzten Souper von sich selbst erzählte?"

„Nein, Majestät!" — versetzte die Herzogin — „aber sollte der Bericht davon Ew. Hoheit nicht allzusehr aufregen?"

„Nein, mein Kind!" — sagte die Königin gelassen — „vergönne meinem armen Herzen, daß es sich ausspricht. Es wird dadurch leichter. Setzen wir uns einige Minuten auf diese Marmorbank. Es ist ein schönes Plätzchen. Sieh' nur wie diese Trauerweide ihre thränenschweren Aeste über jene Urne senkt; — o gewiß, hier hat die arme Erbauerin von Choisy-le-Roi auch oft gesessen und mit

feuchtem Auge in die dunklen Wipfel dieser Bäume geschaut."

Die Königin schwieg hier einen Augenblick und schien zu lauschen.

„Horch!" — sagte sie dann und ein wunderbarer melancholischer Ausdruck belebte die Züge ihres Antlitzes. — „Horch! flüstert es da nicht in den Zweigen, — — rauscht es da nicht wie ferne, ferne Melodien?"

Und in der That hörte man jetzt wunderbar schöne Accorde, die, wie aus der Unendlichkeit Tiefen, leise, leise auf den Flügeln des Abendwindes herüberschwebten, wie Grüße aus einer besseren Welt.

„Seltsam!" — rief die Oberhofmeisterin, und ein leichter Schauer durchrieselte sie. — „Auch ich höre eine ferne wunderschöne Musik. Es klingt wie Orgelton, und doch — die einzige Orgel, die Choisy-le-Roi aufzuweisen hat, befindet sich in der Kapelle des Parkes. Wer aber sollte und könnte die jetzt spielen; denn hier ist kein Organist, wenn der Hof hier nicht wohnt."

Aber die leisen, fernen Töne klangen fort und fort, so süß und wieder so fromm, in so seltsam fremdartiger Weise und doch auch wieder so sehr zum Herzen sprechend, daß beiden Frauen die Thränen in die Augen traten. Unwillkürlich hatten sie die Hände gefaltet und lauschten — halb hörend, halb betend — bis es still und stiller ward und sich endlich wieder die tiefe Ruhe, das großartige Schweigen der Einsamkeit über die weiten Räume des Parkes lagerten.

„Das waren keine irdischen Töne!“ — sagte jetzt die, zu jeder religiösen Schwärmerei nur zu geneigte Königin. — „Ich fühle es in meinem Innern, es waren die Stimmen der Geister dieses Schlosses, die mein Herz beruhigen wollten. Es ist ihnen gelungen und so will ich Ihnen, Herzogin, nun mit Ruhe erzählen, was ich vorhin mit leidenschaftlicher Erregung thun wollte. Ich will es, damit Sie sehen, welch ein Mensch dieser Soubise ist; — damit Sie erkennen, daß in solcher Gesellschaft auch das edelste Herz untergehen muß .... und edel, gut und groß war Ludwig, ... da er noch mein war.“

Die Königin hielt hier abermals einige Minuten, wie in Gedanken verloren, inne; dann fuhr sie mit ihrem Tuche über die Stirne als wolle sie die Bilder längst vergangener Zeiten verwischen, und hub an:

„Es war bei dem letzten kleinen Souper, welches der König hier in Choisy-le-Roi gegeben, als er sich etwas ermatteter wie gewöhnlich fühlte. Er wollte daher das geräuschvolle Vergnügen, daß unter seinen wenigen auserlesenen Gästen herrschte, ein wenig mildern, und schlug deshalb der Gesellschaft vor, das Souper dadurch zu beschließen, daß jedes der Anwesenden ein pikantes Abenteuer aus seinem Leben erzähle.“

„Der Vorschlag war neu und wurde bereitwillig angenommen, und da Ludwig den Prinzen von Soubise als denjenigen bezeichnete, der den Anfang machen solle, so erzählte dieser folgende Geschichte:“

„Als ich zwanzig Jahre alt war, hatte ich eine hübsche

Gestalt und eine elegante Haltung. Dabei befand ich mich im Besitz eines Vermögens, welches meinem Aeußeren einen noch höheren Werth verlieh, während mich die größte Lust von der Welt beseelte, mich zu Grunde zu richten,— eine Lust, welche ich seitdem vollkommen befriedigt habe, zumal, wie ich bald merkte, die Frauen keinen Abscheu vor mir zeigten, und es, mein Herz zu entflammen, durchaus nicht nöthig war, daß sie Sprößlinge edler Häuser seien, oder Gewänder von Sammt und Seide trugen."

„O!" — sagte hier die Oberhofmeisterin, — „der Frivole. Ich höre ihn ordentlich in diesen laisciven Worten!"

„Hören Sie nur weiter, es kommt noch besser!" — versetzte die Königin. —

„Mein erster Kammerdiener, — fuhr also Soubise fort,— hieß Finot und war ein eben so schlechtes Subject, trotzdem daß er nur Kammerdiener war, wie so mancher vornehme Seigneur bei Hofe."

„Das heißt wenigstens die Wahrheit sprechen!" — meinte Frau von Ayas.

„Namentlich wenn es der Herzog auf sich bezog!" — sagte die Königin, dann fuhr sie also fort: „Eines Tages sprach er mir mit Begeisterung von einer seiner Cousinen, die schön wie ein Engel und keusch wie eine Vestalin sei. Er hatte mit ihr von Liebe gesprochen, aber trotz seiner großen Erfahrungen hatte er sein Ziel doch nicht erreicht; denn das Mädchen wußte, daß ihr Cousin Finot bereits verheirathet sei. Sie wies ihn daher schnöde ab."

„Dies alles, sagte Soubise, hatte mir Finot erzählt, und nicht ohne Absicht; denn als er jetzt bemerkte, daß seine Schilderung der schönen Annette Dumont mich zu entflammen begann, setzte er mit pfiffiger Miene hinzu: Monseigneur, Sie sind — außer Seiner Majestät — der hübscheste junge Herr des ganzen Königreichs; an ihrer Stelle würde ich dieser kleinen Coquette den Hof machen; Ihnen wird sie nicht widerstehen können: Sie werden glücklich sein, und ich, ich werde den Trost einer famosen Rache haben.“

„Abscheulich!“

„Die Idee Finot's, — erzählte Soubise weiter, — mißfiel mir nicht. Es war dies ein Abenteuer nach meinem Geschmack; ich sehnte mich, das reizende Mädchen zu sehen und ward von den damit verbundenen Schwierigkeiten erst recht aufgestachelt. Mich in dem Glanze meines Ranges ihr zu nahen, war unmöglich, denn ihre Eltern, rechtschaffene Handwerksleute, vollgepfropft von den lächerlichsten Begriffen von Tugend und Ehrbarkeit, würden dies nie gelitten haben. Finot aber war ein köstlicher Bursche voller Ränke und Schliche. Auf seinen Rath zog ich den Livreerock eines meiner Bedienten an und war nun mein zweiter Kammerdiener, der College Finot's und sein Freund. In dieser Eigenschaft wurde ich denn auch seinem Onkel und seiner Tante vorgestellt und selbst von der Tochter freundlich aufgenommen.“

„Nie!“ — rief hier Soubise aus, — so erzählte die Königin weiter, — „nie habe ich ein reizenderes Mädchen

gesehen. Sie hatte ein wahrhaftes Engelsgesicht; Augen von unbeschreiblicher Tiefe, einen schönen Wuchs, und so kleine Hände und Füße, daß sie einer Prinzessin Ehre gemacht hätten. Kurz ich verliebte mich sogleich sterblich in sie."

„Da gehörte allerdings nicht sehr viel dazu!" — meinte die Herzogin.

„Gewiß nicht!" — versetzte ihre königliche Gebieterin, — „aber hören wir weiter, was Monseigneur erzählte: Ich war galant und aufmerksam und so gestand sie mir denn nach einigen Besuchen, daß ich ihr nicht mißfalle; aber .... sie sprach von solider Liebe .... und .... vom Heirathen. Ich machte ihr also begreiflich, daß ich für jetzt noch nicht daran denken könne, da ich erst zu kurze Zeit im Dienst des Prinzen stehe. Unterdessen gestattete sie mir, ihr den Hof zu machen und .... ich benutzte diese Gelegenheit so gut ich konnte."

„O Gott!" — rief hier die Oberhofmeisterin empört, — „welche Frevler sind doch die Männer!! Bei allen Heiligen! es ist in der That ein Wunder göttlicher Gnade und Langmuth, daß er dies ganze Geschlecht nicht schon längst vertilgt hat!"

Die Königin seufzte tief auf.

„Und doch," — sagte sie dann mit gepreßter Stimme, — „sind wir immer wieder so schwach, sie zu lieben!"

„Majestät!" — rief die Herzogin, den Kopf stolz in den Nacken werfend, und ihre Mienen nahmen einen Ausdruck erschreckender Härte an, — „nicht alle sind dies. Ich

kenne seine Hoheit den Herzog von Ayas nur noch dem Namen nach."

„Sie!" — versetzte die Königin trübe und legte mild und beruhigend ihre Hand auf die ihrer Vertrauten, — „aber nicht alle Herzen sind auch so stark, wie das Ihre."

Die Oberhofmeisterin zuckte leise mit den Achseln, und es war, als ob ein Zug spöttischen Lächelns über ihr Antlitz gleite; aber er verschwand in demselben Momente wieder. Ihre Liebe und Theilnahme für die Fürstin — die in der That noch unglücklicher war, als sie selbst — siegte über ihre eigenen Gefühle und ihre persönliche Ansicht, und mit aller ihr zu Gebote stehenden Milde, bat sie ihre königliche Freundin, um den Gedanken derselben eine andere Richtung zu geben, in der begonnenen Erzählung fortzufahren.

„Um diese Zeit," — fuhr also die Königin fort, — „wurde eine neue Tragödie von Voltaire aufgeführt, von der in ganz Paris gesprochen wurde. Auch die Familie Dumont bekam Lust sie zu sehen. Ich hatte, — so erzählte der Prinz Soubise weiter — an diesem Tage bei Herrn von La Poplinière dinirt, verließ sein Haus etwas spät, und da ich nicht mehr nach Versailles zurückkehren konnte, ging ich in das Theater. Hier nahm ich meinen Platz in der Loge der Madame René, denn es war zu der Zeit, in der ich diese Dame leidenschaftlich liebte!"

„Der Verräther!"

„Am andern Morgen trat Finot ganz zerstört in des

Prinzen Schlafgemach. Was bedeutet deine bestürzte Miene? — frug dieser. — Monseigneur, eine fatale Neuigkeit. . . — Welche? — Meine Cousine Annette ist hier! — Was will sie? — Sie sehen! Sie hat Sie gestern im Theater erkannt und schwört, daß sie nicht eher von dannen gehen werde, bevor sie mit Ihnen gesprochen."

„Die Scene die jetzt folgte, kann sich Jedermann denken — fuhr der Prinz fort, und wie man mich versichert," — setzte die Königin mit Indignation hinzu, — „ein diabolisches und perfides Lächeln spielte dabei um die Winkel seines Mundes. Die Thränen, — sagte er höhnend, — die Seufzer der zärtlichen Annette, ihre Vorwürfe, ihre Schmähungen waren nicht zu zählen. Die Kleine war zu einer Furie geworden; was sie und die ganze tragische Scene aber lächerlich machte, war ihr Verlangen: sie zu heirathen! Die Idee, — rief der übermüthige Seigneur — war in der That nicht übel; die Tochter eines Tischlers, Gemahlin des Prinzen von Soubise! Ich lachte laut auf . . . . aber in demselben Momente ward Annette bleich wie der Tod, ihre Thränen stockten, hoch richtete sie sich auf, sagte mir mit eisiger Kälte Lebewohl und verließ mein Zimmer."

„Ich muß gestehen, — erzählte der Prinz weiter, — daß mich dieser letzte Auftritt doch etwas frappirt hatte. Ich schellte also Finot und befahl ihm, seiner Cousine rasch zu folgen und sie nicht aus den Augen zu lassen. Finot eilte nach. Als er an den Pontneuf kommt, sieht

er eine Menge Menschen, welche sich nach der Brustwehr drängen und hinab in den Fluß sehen."

„O ich ahne!" — rief die Oberhofmeisterin mit finsterer Miene, und gedachte der letzten Begebenheit im Hirsch-Park, die sie aus dem berüchtigten Pasquill kannte, von der aber die Königin nichts wußte.

Diese hatte indessen den Ausruf ihrer Vertrauten überhört und fuhr mit sichtbarer Erregung fort:

„Finot fragt, was geschehen sei? und erfährt, daß sich ein junges Mädchen eben ertränkt habe. Er bricht sich durch die Menge Bahn, und sieht . . . wie Annette vom Strome fortgerissen wird; sie sinkt . . . erscheint noch einmal auf der Oberfläche des Wassers und verschwindet dann für immer!"

„Ich war," — sagte Soubise, — als mir Finot dies berichtete — in der That ein wenig bestürzt. Wer hätte auch denken sollen, daß das Närrchen sich gleich ertränken würde. Aber das sind die Folgen dieser albernen bürgerlich-tugendhaften Gesinnungen, wie sie das gemeine Volk hat. Selbst Finot, der Schurke, nahm den Tag darauf seinen Abschied, und ich sah ihn nie wieder. Aber abgehalten hat mich dies nicht, — rief Soubise dabei lachend — noch manches schöne Abenteuer in diesen Ständen zu suchen und zu finden!"*)

Die Königin war sichtbar angegriffen und erschöpft. Frau von Ayas dagegen rief empört:

*) Geheime Chronik der königl. Lustschlösser Frankreichs. I. Bd.

„O es ist schrecklich, wie weit diese Menschen in ihrer sündhaften Verblendung gekommen sind!“

„Und dieser Mann,“ — sagt die Königin, Thränen im Auge, indem sie die Hand der Herzogin krampfhaft preßte, — „dieser Mann, der zugleich der Günstling einer Pompadour ist, . . . ist der intimste Freund meines Gatten, des Königs Ludwig XV. von Frankreich!“

„Majestät!“ — rief voll Mitleid die Oberhofmeisterin, — „beruhigen Sie sich.“

„Beruhigen?“ — wiederholte die Königin, — „beruhigen? wenn ich sehen muß, wie der Mann, den ich liebe, in solch' verworfener Gesellschaft sein irdisches und sein Seelenheil verspielt? Bedenken Sie, Herzogin, was dazu gehört: solch' eine Geschichte mit fröhlichem Herzen in heiterer Gesellschaft zur Belustigung zum Besten zu geben?“

„Es ist wahr!“ — versetzte die Oberhofmeisterin gepreßt, — „solch' eine entsetzliche Erinnerung hätte auf dem Dasein eines jeden Mannes, dessen Herz nicht der Hölle verfallen, für immer mit vernichtender Schwere gelastet. Aber ....“ — setzte sie begütigend hinzu, — „vergessen Ew. Majestät nicht, daß es der Prinz von Soubise war, der die Geschichte erlebte und erzählte; .... der Prinz von Soubise, der durch ein fünfzigjähriges Leben voll Intriguen, galanten Abenteuern und Scandalen jedes sittliche Gefühl längst in sich erstickt hat.“

„Und,“ — setzte die Königin mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer und bedeutungsvollen Tone hinzu, — „der

der tägliche Umgang meines Gatten und Herrn ist! — O!" — rief sie dann mit plötzlichem Entsetzen und schmiegte sich dabei fast ängstlich an die Herzogin, — „diese verhöhnten bürgerlich-tugendhaften Gesinnungen, wenn sie sich nur nicht einst fürchterlich an uns Allen rächen! — Schon wankt aller Glaube, — schon hört man das Heiligste nur mit Spott und Hohn erwähnen, — schon tritt überall, in dem Parlamente, in den socialen Kreisen der Hauptstadt, selbst unter dem Volke ein Geist der Opposition auf, wie ihn Frankreich nie gekannt; — schon wanken alle Stützen des Thrones . . . . Herzogin! . . . Herzogin! wenn diese verhöhnten bürgerlich-tugendhaften Gesinnungen nur nicht einst Racheengel an uns Allen werden!"

Die Königin schauerte in sich zusammen.

„Beruhigen Sie sich, Majestät!" — flehte die Oberhofmeisterin; aber es war ihr selbst so unheimlich zu Muthe, daß sie nichts weiter sprechen konnte. Es dämmerte dabei und der Abendwind spielte gespensterisch in den hohen, dichtbelaubten hundertjährigen Bäumen.

Da plötzlich zeigten sich in einiger Entfernung drei menschliche Gestalten in dem Gange, in welchem sich die Königin und ihre Vertraute befanden. Man konnte nicht erkennen, wer es sei, nur soviel ließ sich unterscheiden, daß es ein Mann und zwei Kinder waren.

„Lassen Sie uns in das Schloß gehen!" — sagte bei diesem Anblick, sich rasch erhebend, die Königin. — „Es ist Abend geworden und wir sind nicht allein im Park."

Die Oberhofmeisterin folgte diesem Befehle sehr gern;

aber beide Damen hatten kaum einige Schritte gemacht, als ein netter freundlicher Knabe rasch auf sie zueilte und die Königin in deutscher Sprache mit den Worten anredete:

„Schöne Dame, willst Du mir sagen, wo wir sind?"

Die Königin war anfangs erschrocken, und, über die Kühnheit des Buben ärgerlich, wollte sie ihn eben hart anlassen als sie die deutsche Anrede, sowie seine offenen freundlichen Züge fesselten.

Sie hielt daher an und sagte mit ihrer gewöhnlichen Milde und Güte in schönem reinem Deutsch:*)

„Wo Du bist, mein Kleiner? .... Nun im Parke von Choisy-le-Roi!"

„Ja, das weiß ich!" — versetzte Wolfgang, denn Niemand anders war der Knabe, — „aber wir haben uns hier irre gegangen, und finden nun nicht mehr den Weg zum Schlosse zurück!"

„Das ist etwas anderes!" — entgegnete die Königin, — „doch seid Ihr jetzt auf dem rechten Wege; folgt nur dieser Allee und in zehn Minuten liegt das Schloß vor Euch. Aber wer bist Du und wie kommst Du aus Deutschland hierher!"

„Ich bin der Wolfgang Mozart," — versetzte mit drolligem Selbstgefühl der Knabe, — „und will mit meiner Schwester, Nannerl, vor dem Könige und der Königin von Frankreich spielen."

---

*) 19. Brief Leopold Mozart's am Madame Hagenauer. Nissen.

„Spielen? was denn?"

„Ist mir gleich: Clavier, Geige oder Orgel!"

„Du!" — frug lächelnd die Königin.

„Ja, ich!" — versetzte fast beleidigt der Junge. — „Du scheinst doch eine vornehme Frau zu sein, hast Du denn noch nichts von dem Wolfgang Mozart und seiner Schwester gehört?"

„Nein!" — sagte die Königin, der das offene ungenirte Wesen des Kindes ungemein gefiel, und der es zugleich ungemein lieb war, durch diese freundliche Erscheinung von den trüben Einflüssen der letzten Stunde befreit zu werden.

„Ei!" — meinte Wolfgang den Kopf schüttelnd, — „dann mußt Du ja gar keine Zeitungen lesen!"

„Das thue ich auch nicht, mein Kind!" — sagte die Herrscherin Frankreichs. — „Wenn Du aber wirklich so geschickt bist, wie Du angibst und vor dem Könige und der Königin zu Versailles spielst, dann werde ich Dich dort wiedersehen und auch hören."

„Wie!" — rief entzückt der Knabe, — „so bist Du vom Hofe?"

„Allerdings!" — versetzte die Dame lächelnd.

„Nun!" — fuhr Wolfgang fort, — „dann grüße mir einstweilen die Königin: sie soll, — wie die Gräfin Lillibonne erzählte, — eine sehr liebe, gute und fromme Frau sein, und sage ihr, — denn sie hat gewiß schon von uns gehört, — der Wolfgang und die Nannerl Mozart wären mit ihren Eltern in Paris angekommen, und würden sie nächstens besuchen!"

Und mit diesen Worten sprang der Knabe zu den Seinen zurück, während die Königin ganz aufgeheitert ausrief:

„Nun, bei unserer lieben Frau, eine drolligere Vorstellung und Einführung am Hofe von Frankreich hat es doch wohl noch nie gegeben!“

In Paris.

Die Familie Mozart war bereits in Paris angekommen und in dem Hôtel des bayerischen Gesandten, Grafen von Eyck, abgestiegen. Die Nachricht von ihrem Eintreffen verbreitete sich denn auch sofort wie ein Lauffeuer über die Hauptstadt Frankreichs. Hatte doch Grimm, der sie sogleich aufgesucht und auf das herzlichste begrüßt, Sorge dafür getragen, daß die Tagesblätter der deutschen Wunderkinder auf das Wärmste gedachten. Und war eine solche außergewöhnliche Erscheinung nicht ganz für diese sanguinische Nation gemacht?

Unstät, unruhig, für alles Neue und Eclatante sofort bis zum Uebermaß begeistert; vor allen Dingen dem Feinen, Leichten und Zierlichen huldigend, mußte schon die Nachricht von diesen kleinen Wunderblumen in dem Zaubergarten der Musik, ... von diesem siebenjährigen Cla-

vier- und Orgel-Virtuosen und seiner allerliebsten, nicht minder geschickten elfjährigen Schwester, die Franzosen elektrisiren.

Hier handelte es sich ja nicht von einem Eindringen in die Tiefen der Kunst; ... hier war ein Wunder zu sehen und zu hören, und noch dazu ein allerliebstes, das schon die deutschen Höfe, namentlich den damals befreundeten Kaiserhof zu Wien entzückt hatte. Welch' eine Nahrung für die Vergnügungs- und Zerstreuungssucht des übersättigten französischen Adels, der leidenschaftlichen, genußsüchtigen Pariser!

Grimm, selbst ein Musikfreund, war ganz glücklich; er kam daher seinen Landsleuten, die ja noch dazu an ihn empfohlen waren, auf die zuvorkommenste Weise entgegen, und führte sie, wie sich von selbst versteht, vor allen Dingen bei der Dame seines Herzens, bei Fräulein von Espinasse ein.

Nun aber entstand in den Kreisen der Encyklopädisten eine neue Rivalität ... und zwar zwischen der reizenden Espinasse und der Gräfin Tessé, die die Kinder mit Liebe und Freundlichkeiten geradezu überschütteten. Wolfgang ließ sich dies sehr gern gefallen und machte förmlich — freilich nach der Art der Kinder — der Espinasse den Hof, indem er ihr ganz unumwunden erklärte, daß sie die schönste Dame sei, die er noch gesehen, und daß er sie noch lieber als die kleine Erzherzogin von Oesterreich, die lockenköpfige Maria Antoinette, habe. Es stand also einer Verehelichung der schönen Französin mit Monsieur

Wolfgangerl durchaus nichts im Wege, als daß sie — wie unser kleiner Held sagte — noch zu schlecht deutsch spräche; und es war nun unendlich komisch, wenn er — sie auf ihr zukünftiges Glück vorbereitend — auf dem Sopha vor ihr stand und ihr Unterricht in der deutschen Sprache gab.

„Sag . . . Hochachtung!“ — rief Wolfgang, den Zeigefinger der rechten Hand empor gerichtet, wie man es macht, wenn man ein Schooßhündchen aufwarten läßt.

„Okaktunk!“ — versetzte die Espinasse, indem sie sich mit aller Gewalt zwang das Lachen zu verbeißen.

„Ach was, Okaktunk!“ — rief das Kind — „wie kann man denn nur Okaktunk sagen, es sind ja gar keine k in dem Wort. Gieb einmal Acht . . . . aber du mußt auch nicht lachen . . . . Hoch-acht-ung!“

„Ok-ak-tunk!“ — wiederholte die hübsche Französin mit aller möglichen Anstrengung.

„Schrecklich!“ — rief in köstlichem Pathos der Knabe, — „sie kann nicht „ch“ sagen: Hochachtung!“

Aber das Okaktunk kam immer wieder.

„Nun so sag' Arzt!“ — fuhr der kleine Lehrmeister fort.

„Arst!“ — versetzte Fräulein von Espinasse.

Wolfgang schüttelte ungeduldig sein kleines olympisches Haupt; faßte aber dann das Schelmenköpfchen seiner bezaubernden Schülerin unter dem Kinn, wand es sich zu, daß Aug' in Auge schaute und wiederholte: „Arzt!“

„Arstt!“ — stammelte mit hellem Lachen die Schöne; aber Wolfgang sprang unwillig von dem Sopha herab und rief:

„Sie lernt nichts! ich kann sie nicht brauchen..... und sie ist doch so schön!“ — —

Aber auch die haute volée stritt sich um das Vergnügen, die Wunderkinder bei sich zu sehen und sie zu hören. Vor allen Dingen standen der Mozart'schen Familie die deutschen Barone von Hopfgarten und von Bose zur Seite; dann die Herzöge von Chartres und von Dürat, die Marquise Villeroi, Mylord Bedford — der Paris mit Sterne ganz richtig dahin definirte: The paradise of coquets — the Elysium of petits maitres — the centre of frivolity!“*) aber dem ohngeachtet unendlich gern in diesem Mittelpunkte der Frivolität lebte; — ferner Fürst Gallizin u. s. w. An Huldigungen aller Art fehlte es dabei nicht, und die Gräfin von Eyck hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, den Kindern ein besonderes Zimmerchen einzuräumen, in welchem sie die hunderterlei Geschenke, die sie erhielten, aufstellten.

Und in der That, es war eine kleine allerliebste Ausstellung in deren Mitte Wolfgang und Nannerl mit kindlicher Lust und dem Behagen schönsten Selbstbewußtseins oft schwelgten. O wie reich träumten sie sich dann bei dem Anblicke dieser goldenen Tabatieren, Uhren, Zahnstocher-Etui, Ringe, Degenbänder, Bänder und Arm-Maschen, Blumen, Spitzen u. s. w.

---

*) Das Paradies der Coquetten, das Elysium der Stutzer, der Mittelpunkt der Frivolität.

Auch Baron von Bose hatte etwas hinzugelegt, was Wolfgang namentlich freute; nicht allein seines inneren Werthes wegen, sondern auch, weil er Bose, — der ein eben so freundlicher und leutseliger Mann, als tüchtiger Musikkenner war — liebte.

Es war ein schönes Buch, Gellerts Lieder, auf dessen erstem weißem Blatte stand:

„Nimm, kleiner siebenjähriger Orpheus, dies Buch aus der Hand deines Bruders und Freundes. Lies es oft — fühle seine göttlichen Gesänge und leihe ihnen (in diesen seligen Stunden der Empfindung) Deine unwiderstehlichen Harmonien, damit sie der fühllose Religionsverächter lese — und aufmerke — damit er sie höre — und niederfalle und Gott anbete."

Friedrich Carl, Baron von Bose.*)

Das religiöse Gefühl des Deutschen, so ganz mit Vater Mozart's Ansichten Hand in Hand gehend, sprach hier beiläufig seine Indignation über die damals in der feinen pariser Welt herrschenden, durch den Hof und die Encyklopädisten vertretenen, frivolen religiösen Ansichten aus. Aber auch die Poesie entfaltete ihre Flügel; denn als Vater Mozart und Wolfgang eines Morgens aus ihrem Schlafzimmer traten, stand ein Franzose —, den Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Taschen der Beinkleider —

*) Nissen: Biographie W. A. Mozart's S. 61.

mit dem Rücken an die Marmorbekleidung des Kamins gelehnt und trillerte heiter:

„La vie n'est qu'un voyage,
Tâchons de l'embellir.
Sémons sur le passage
Les roses du plaisir! *)

Als er aber die Eintretenden bemerkte, gab er sich mit ungemeiner Artigkeit und großem Selbstbewußtsein als einen der berühmtesten Dichter Frankreichs zu erkennen, und bat Wolfgang unter den feurigsten Versicherungen seiner Hochachtung und Bewunderung, folgendes Gedicht anzunehmen:

Mortels chéris des Dieux et des Rois,
Que l'harmonie a de puissance!
Quand les sons modulès soupirent sous vos doigts,
Que de Finesse et de Science!
Pour Vous louer, on n'a que le silence.
Avec quel sentiment le bois vibre et frémit!
Un Corps muet devient sonore et sensible.
A Vous, mortels heurux, est-il rien d'impossible!
Tout jusqu'au tacte en Vous a de l'esprit. **)

Wolfgang lachte herzlich, als der Mann fort war; weniger über das Gedicht, als über die enorme Artigkeit des Mannes; denn — wenn sich der Knabe auch noch nicht selbst geläufig in der französischen Sprache ausdrücken

---

*) Wohl eine Reis' ist nur das Leben,
Verschönern wir's zum Wohlgedeih'n;
Laßt auf dem Weg uns stets bestreben,
Die Rosen süßer Lust zu streuen!

**) Nissen: Biographie W. A. Mozart's. S. 59.

konnte, hatte er ihn doch recht wohl verstanden. Grimm aber, der gerade dazu kam, sagte:

„Es ist in der That etwas ganz eigenthümliches mit der Höflichkeit dieser Nation!"

„Mit dem einzigen Worte Monsieur und Madame könnte man durch ganz Frankreich reisen und ganze Gespräche führen. Man tritt in eine Loge und sagt mit einer höflichen Verbeugung: Monsieur! Das Compliment wird erwiedert mit einem nicht minder artigen: Monsieur! — Man will sich durch eine Masse Menschen durchdrücken, es bedarf nur des Wortes: Monsieur! begleitet mit einem leisen Anstoß, und es wird mit einem ebenso freundlichen: Monsieur! Platz gemacht. Da will es das Unglück, daß man einem Nachbar auf den Fuß tritt; ein scharfes, drohendes Monsieur! erschallt; aber ebenso schnell beruhigt den Aufgebrachten auch unser sanftes, Verzeihung flehendes: Monsieur! wieder. Man wünscht die gedruckte Arie der Oper, eine Handbewegung nach ihr und ein fragendes: Monsieur? ist genug, Monsieur! entgegnet der Besitzer und reicht sie uns artig. Freilich" — setzte Grimm hier lächelnd hinzu — „kommt das Monsieur und Madame dem Fremden oft auch so häufig, daß er wohl versucht wird, es zu parodiren, wie es einst Condé bei dem Narren machte, der immer von Monsieur Papa und Madame Mama sprach, indem er ausrief: Monsieur Jean dites à Monsieur mon cocher de mettre Messieurs mes chevaux à Madame ma voiture!"

Alle lachten, der Baron aber sagte zu dem Vice-Capell-

meister: „Lassen wir indessen jetzt, mein Bester, die französische Artigkeit und kommen wir lieber auf eine ihrer schönsten Tugenden zu sprechen: die Bereitwilligkeit alles Neue, was schön und gut ist, anzuerkennen.

„O, Herr Baron!" — rief Vater Mozart — „davon haben wir ja die schlagendsten Beweise!"

„Das ist alles bis jetzt noch nichts!" — entgegnete der menschenfreundliche Grimm. — „Es soll noch ganz anders kommen." Und ein Papier das mit einem großen Siegel versehen war, aus der Tasche ziehend und es dem Vice-Capellmeister hinreichend, setzte er strahlenden Auges hinzu:

„Hier, mein Lieber, die Erlaubniß des Herrn Lieutenant général de la police, Ihre Concerte au Théatre de Mr. Félix, rue et porte St. Honoré geben zu dürfen."

Wolfgang und der Vater waren außer sich vor Freude:

„Endlich! endlich!" — rief der Vice-Capellmeister — „wie sehnlichst haben ich und meine, durch die Reise jämmerlich zugerichtete Kasse, darauf gewartet!" — Aber Wolfgang hüpfte an Grimm hinauf, küßte ihn und rief:

„Himmlischer Mann, laß Dich umarmen! Vivat! jetzt kann ich wieder einmal öffentlich spielen, und zwar vor den Parisern!" — Und nach der Thüre laufend schrie er aus vollem Halse ganz selig in das Schlafzimmer der Mutter und der Schwester:

„Nannerl! Nannerl! wir spielen! Herr Grimm hat's fertig gebracht, wir dürfen die Concerte geben!"

Und in seiner Wonne das Schoßhündchen ergreifend, daß die Frau Gräfin von Eyck der Schwester geschenkt, schloß er es wie ein kleines Kind in seine Arme und tanzte mit ihm wie besessen im Zimmer herum.

Grimm schaute diesen Ausbrüchen der Freude mit unbeschreiblichem Vergnügen zu, während der Vater halb lachend, halb schmollend den Sohn schallt, daß er doch ewig ein „Kindskopf" bleibe.

„Aber" — frug jetzt die Mutter, die unterdessen mit Nannerl hereingetreten war, nachdem sie den edlen Hausfreund begrüßt, — „wie haben Sie dies denn fertig gebracht."

„Ei!" — versetzte Grimm heiter — „wie man eben in Paris alles fertig bringt: durch schöne Frauen! Es war in der That nicht leicht, denn diese Erlaubniß läuft schnurgerade gegen die Privilegien der Oper, des Concert spirituel und der französischen und italienischen Theater. Da aber Monsieur Wolfgang einmal den schönsten Damen der Pariser Welt, Fräulein von Espinasse und der Gräfin Tessé, den Kopf verrückt hat, so setzte ich diese in Bewegung. Erstere stürmte nun so lange auf das Herz des Herrn Lieutenant général de la police, Letztere auf das des Königs, bis beide sich ergaben und als Friedensschluß die hier liegende Erlaubniß zum Vorschein kam!"

„O wie soll ich Ihnen danken!" — rief der Vice-Capellmeister — „Sie allein thun Alles für uns. Ich hatte Empfehlungsschreiben des französischen Botschafters in Wien und von dem Minister zu Brüssel, Grafen

Cobenzl, an den Prinzen Conté, an die Herzogin von Aiguillon, an die Marquise Durfourt und Andere, deren ich eine ganze Litaney herzählen könnte. Was habe ich von allen gehabt? . . . . nichts, als schöne Worte, leere Phrasen! Der einzige Grimm hat Alles gethan!"

„Nun, nun!" — versetzte Grimm freundlich — „erfordert dies nicht schon die Pflicht, die ich gegen Sie als Landsmann, als Deutscher, habe? und dann — wir sind alle eitle, selbstsüchtige Menschen — Sie sehen ja, wie ich als Protector der liebenswürdigen Familie Mozart glänze!"

„O!" — rief Wolfgang und stellte sich, das Schoßhündchen noch immer wie ein Kind im Arme haltend, gerade vor Grimm, — „er macht sich schlechter, als er ist. Ich weiß, er thut es . . . . nicht um zu glänzen . . . . sondern, weil er uns lieb hat."

„Da hast du recht!" — sagte Grimm und reichte dem Kleinen mit aufrichtiger Freundlichkeit die Hand. — „Die Tasche meiner Neuigkeiten ist indessen noch lange nicht ausgeleert. Also weiter."

„Da ich wußte, daß wir die Erlaubniß zu den Concerten erhalten würden, gab ich mir selbst gleich die Erlaubniß dafür Sorge zu tragen, daß meine Freunde auch Plätze erhalten würden. Ich legte deshalb Listen in unseren Bureaux d'esprit auf, und erhielt in zwei Abenden 320 Unterschriften, wofür hier 80 Louisd'or sind."

Das war ein Wort für unseren praktischen und ver-

sorglichen Vice-Capellmeister. Der Sonnenschein der Freude lief über seine Züge, ein schmunzelndes, behagliches Lächeln spielte um die Winkel seines Mundes, und schon wollte er auf's Neue in den wärmsten Dank ausbrechen, als Grimm mit beschwichtigenden Geberden rief:

„St! lieber Mozart, das Beste kommt nach. Die Königin, die sonst fast niemals einen Wunsch gegen Monsieur d'Hebert, Trésorier des menus plaisirs du Roi ausspricht, hat sich wunderbarerweise sehr warm für Wolfgang verwendet. Sie will ihn und seine Schwester hören, und so ist höchsten Orts beschlossen worden, daß — trotz der Trauer für die Infantin — in diesen Tagen ein musikalischer Abend in den Privatgemächern der Königin statt finden soll.“

„Hurra!“ — rief Wolfgang und sprang hoch in die Höhe — „die Dame von Choisy-le-Roi hat Wort gehalten. Sie hat der Königin meinen Gruß gebracht und nun will die mich hören.“

„Was ist das?“ — frug Grimm. Der Vater erzählte ihm die Sache; worauf ersterer, augenscheinlich sehr angenehm überrascht, ausrief: „Ja so, nun verstehe ich alles!“

„Aber wann soll ich denn vor der Königin spielen?“ — frug jetzt Wolfgang. — „Ich bin sehr begierig sie zu sehen!“

„Das eben wollen wir jetzt hören!“ — versetzte Grimm. — „Denn ich bin gekommen, den Herrn Vice-Capellmeister und die Kinder abzuholen, um mit ihnen zu

Monsieur d'Hebert zu fahren. Der Herr Trésorier des menus plaisirs du Roi wird Ihnen dann Tag und Stunde der Audienz anzeigen. Machen sie also Toilette, meine Lieben, mein Wagen wartet unten." — Und nach einer halben Stunde fuhren Grimm, der Vice-Capellmeister und die Kinder zu dem Trésorier des menus plaisirs du Roi!

Ein Abend am Hofe zu Versailles.

Die Gemächer der Königin in dem Residenzschlosse zu Versailles waren geöffnet. Sie bildeten eine Flucht von fünfzehn Zimmern, von welchen man in unseren Zeiten jedes einen Salon nennen würde. Jetzt erschimmerten sie in dem Lichtmeere von mehr denn 700 Tafelkerzen, die von zahllosen Kronleuchtern aus Bergchristall und schwer vergoldeten Girandolen herabflammten, und den Glanz und die Pracht all dieser Marmorkamine, dieser Vergoldungen, Stuckatur-Arbeiten und Gemälde, dieser Uhren, Vasen, Statuen und kostbaren Teppiche, in den riesigen Spiegeln wie durch Zauber in hundertfacher Vervielfältigung wiedergaben.

Und doch waren diese Privatgemächer der Königin noch schlicht zu nennen, gegen jene, welche die Marquise von Pompadour bewohnte, und die großen königlichen Säle und Appartements Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Kannte man doch in jener Zeit kein fürstliches Schloß, das sich jenem von Versailles auch nur hätte vergleichen können! Versailles wird zuerst um das Jahr 1037 als ein unbedeutendes Dorf mit einer alten Ritterburg erwähnt. 1627 ließ Ludwig XIII. hier ein Jagdschloß anlegen, welches der Mittelpunkt der colossalen Anlagen geblieben ist, wodurch später Ludwig XIV. Versailles, nach Mansard's Plan, zu einem der merkwürdigsten Punkte für die Geschichte der europäischen Kunst und Politik erhoben hat.

Die ersten Anlagen, welche Ludwig XIV. machen ließ, beschränkten sich auf Erweiterung des Parkes und Verschönerung des Jagdschlosses. Bald aber gefiel sich der König hier so gut, daß er beschloß, sich jährlich mehrere Monate daselbst aufzuhalten und dies machte denn natürlich bedeutende Erweiterungen des Lustschlosses nöthig. Aber man ging mit Kraft und Energie daran, so daß der ungeheuere Neubau 1672 bereits schon so weit vorgerückt war, daß Ludwig XIV. im Februar dieses Jahres seine Residenz zu Versailles aufschlagen konnte. In Folge mehrerer Privilegien stieg nun aber auch die Zahl der Privatwohnungen in der Nähe des königlichen Schlosses bald so hoch, daß Ludwig, um der unbegränzten Baulust Gränzen zu setzen, 1713 jene Privilegien zurücknahm. Zu Ende der Regierung Ludwig XIV. zählte Versailles, welches bereits das Stadtrecht erhalten, schon gegen 100,000 Einwohner, und blieb seitdem bis zu den Octobertagen 1789, wo Ludwig XVI. gezwungen wurde, den Sitz seiner

Ahnen zu verlassen, königliche Residenz. Versailles war von nun an der Typus einer Menge von Schlössern. Obwohl die Einförmigkeit des Styles, in welchem es erbaut worden, bei der ungeheueren Ausdehnung des Gebäudes — nur das Blei für seine Dächer kostete Zweiunddreißig Millionen Livres! — für den Blick etwas Ermüdendes hat, so trägt das ganze doch den Stempel der Majestät des Gedankens, der es hervorrief.

Dieselbe Größe herrscht aber auch in der Vertheilung der inneren Räume. Hier verdienen noch jetzt gerechte Bewunderung die Schloßpfarrkirche, Notre-Dame, die Schloßkapelle, der Opernsaal, der Saal des Herkules, der Saal des Mars, das Oeil de Beuf und vor allen Dingen die Gallerie Lebrun, so genannt nach den dort von Lebrun ausgeführten Gemälden. Sie nimmt, in Verbindung mit den Sälen des Krieges und Friedens zu beiden Seiten, die ganze Länge des Haugtgebäudes ein, und ist bei einer Tiefe von 31 und einer Höhe von 40 Fuß, 217 Fuß lang. Siebzehn ungeheuere Spiegel machen, ebensoviel mächtigen Bogenfenstern gegenüber, einen herrlichen Effect.

Und alle diese Säle und Galerieen zieren Werke der ersten französischen Maler, Bildhauer und Erzgießer, — Werke eines Lebrun, Lemoine, Lafosse, Blanchard, Jouvenet, Audran, Philipp von Champagne, July, Marsy, Coysevox, Girardin, Regnaudin, Couston, Keller, Aubry, Roger u. s. w.

Aber freilich kostete dieser königliche Riesenbau des prachtliebenden Ludwig XIV. das arme, schon so tief

verschuldete Frankreich auch ganz unermeßliche Summen, die durch unglückliche Kriege und die rasenden Verschwendungen des Hofes bis zu der unglaublichen Höhe von 4000 Millionen stiegen. Vergeblich setzten alle auf einander folgenden Finanzminister: Machault, Moreau de Sechelles, Moras, Boulogne, Silhouette u. s. w. alle ihre Kräfte, ja ihr Leben daran, den sinkenden Staat zu retten; ihre Bemühungen waren um so vergeblicher, als eine Pompadour und Du Barry die Einnahmen des Landes wie in rasendem Taumel vergeudeten und verschleuderten.

So ward denn das furchbare Wort der Ersteren zum Wahlspruch des Hofes und aller Welt, und bei dem tollsten Leben und den sinnlosesten Verschwendungen hieß es: Après nous le déluge! *)

Singend, schwelgend, jauchzend taumelte man an dem gähnenden Abgrunde dahin, der bald genug Ludwig XVI. und die arme unglückliche Maria Antoinette verschlingen sollte.

Wer dachte aber jetzt, — wer dachte heute auch nur an die Möglichkeit einer so unseligen Katastrophe?! Wer hätte in den lichtstrahlenden, von Pracht strotzenden Zimmern der Königin, in welchen sich eine von Brillanten und Juwelen funkelnde Gesellschaft auf das heiterste bewegte, ahnen sollen, wie unterhöhlt dieser Boden sei!

---

*) Nach uns die Sündfluth! (Wenn wir nicht mehr da sind, mag es gehen, wie es will!)

Zwar gab die Hoftrauer um die Infantin der heutigen Soirée äußerlich einen ernsteren Anstrich; aber ein einziger Blick auf die Mienen der Anwesenden, ein kurzes Lauschen auf die Conversation, die die verschiedenen Gruppen beschäftigte, bewiesen, daß hier von Ernst und Trauer nichts herrsche . . . als die Farbe, nicht einmal ein Schein der Wahrheit!

Von hohem Interesse war aber gerade die Art der Gruppirung der sich im Haupt-Salon befindlichen Personen, die sich augenscheinlich wie funkelnde Christalle um zwei Kerne ansetzten. Der König war noch nicht erschienen, da er spät von der Jagd zurückgekommen; wogegen sich die Königin in Mitten ihrer Getreuen auf einem prachtvollen Fauteuil niedergelassen. Aber wie klein war das Häuflein, daß sie und die Prinzessinnen: Madame Adelaide und Madame Victoire umgab; wie einfach und bescheiden erschien die Königin selbst; mit welcher anspruchslosen von einer sichtlichen Schwermuth überschatteten Grazie pflegte sie die Unterhaltung, die sich über Gegenstände der Kunst und Religion verbreitete.

Ganz anders stand es mit der zweiten Gruppe, die sich — fast am andern Ende des Saales — um eine der Hofdamen der Königin, um die Marquise von Pompadour gebildet hatte. Sie selbst gleichfalls einen Sessel einnehmend strahlte in einer Fülle von Brillanten, die auf den Gewändern von schwarzem Sammt mit doppelter Pracht funkelten und leuchteten. Dabei schmückte ihr Haupt ein Diadem, das einer Krone nicht unähnlich sah. Es war

ein Geschenk des Königs und stellte ein Diamanten Bouquet vor, in dessen Mitte sich eine prachtvolle Rose befand, die auf jeder Seite von sieben kleineren Rosen umgeben würde. Collier, Armbänder und Bruststück entsprachen dem Diademe vollkommen und gaben der Marquise so sehr das Ansehen einer Königin, daß die darin liegende Absichtlichkeit nur zu deutlich hervortrat. Dabei hatte sie einen Hermelin über ihre Füße breiten lassen und überschaute nun, nachlässig zurückgelegt, mit herablassenden Blicken den sie in weiteren und engeren Kreisen umgebenden Hofstaat, unter welchem sich, außer den Herzögen von Choiseul, Goutaut, Aiguillon, Richelieu und La Valette, der Abbé St. Cyr, der Chevalier von Montaigne, der Graf und die Gräfin von Campan, die Prinzen von Soubise und Guiche, sämmtliche Minister und fast alle übrigen Herren und Damen des Hofes befanden.

Die Situation war in der That zu glänzend, — die unersättliche Herrschsucht, den unbegränzten Hochmuth der Marquise zu befriedigend, als daß ihre stolzen Blicke nicht von Zeit zu Zeit triumphirend nach der Königin geflogen wären. Aber die Tochter Stanislaus Leszinsky's war zu sehr an ähnliche Demüthigungen gewöhnt, die Kraft ihrer Seele schon zu lange gebrochen, als daß sie sich emporrichten und dies Weib hätte niederschmettern können. Auch der Sclave gewöhnt sich mit der Zeit an Schmach und Fesseln und in Maria von Frankreich war längst die Königin der religiösen Schwärmerin, der Dulderin und Märtyrerin zum Opfer gefallen. Sie

war gut und fromm, aber geistig unbedeutend und schwach.

Anders freilich stand es mit den Prinzessinnen. Beide fühlten ihr Königliches Blut bei solchen Auftritten empört durch ihre Adern rollen, aber sie mußten sich eben dem Herkommen und dem unbeugsamen Willen Ludwig XV., ihres Herrn und Königs, fügen.

Frau von Pompadour schien indessen heute sehr aufgeräumt zu sein, denn sie beliebte mit den sie zunächst umgebenden Herzögen von Choiseul und Aiguillon und dem Prinzen von Soubise zu scherzen, die denn auch mit der Bereitwilligkeit fein gebildeter Höflinge und der Leichtigkeit ihrer Nation auf die Laune der Gebieterin eingingen.

„Herr von Soubise," — sagte sie jetzt in leichtfertiger Weise — „wissen Sie mir vielleicht zu sagen, warum Choiseul heute ein solches Trappistengesicht macht?"

„O ja, meine Gnädigste!" — entgegnete der alte vornehme Wüstling, aus dessen glitzernden Augen die höchste Frivolität, aus dessen faunenartigen Zügen die derbste Sinnlichkeit leuchtete. — „Er machte es heute wie Maenius einst am neuen Jahre im Capitol!"

„Und was that der?"

„Er rief mit zum Himmel erhobenen Händen: „Warum bin ich nicht vierzigtausend Thaler schuldig!" und als man ihn frug: „Wie so?" — antwortete er: „Ich würde hundert Procent gewinnen, wenn mich Jupiter erhörte, denn ich schulde achtzigtausend!"

Alle lachten, denn man wußte, daß Choiseul, der als unverbesserlicher Verschwender und Schuldenmacher bekannt war, wieder einmal steckte.

„Da hat die Geschichte mit dem Service also nicht viel geholfen?" — rief spöttelnd der Herzog von Aiguillon.

„Nein!" — versetzte in komischen Pathos Choiseul. — „Man schöpft kein Meer mit einer Nußschaale aus."

„Und darf man die Geschichte von dem Service hören?" — frug die Pompadour.

„Warum nicht!" — entgegnete Aiguillon heiter — „Sie ist eines Finanzministers wie Silhouette würdig."

„Nun denn!"

„Als der Herr Herzog vorige Woche auf der neuerrichteten Porzellanfabrik von Sevres war; um die Fortschritte dieses, von unserer hochverehrten Gönnerin so warm protegirten Industriezweiges zu inspiciren, fand er in einem der Säle die herumliegenden Scherben eines kostbaren Service, das durch Zufall verunglückt war. Ein Blick . . . und ein Gedanke! Choiseul läßt das werthlose Zeug in seinen Wagen und nach Hause bringen. Hier legt er am anderen Morgen mit höchst eigenen Händen, die sämmtlichen Scherben auf ein Tischchen an seiner Thüre. Keine zehn Minuten vergehen, ein ungestümer Mahner dringt ein, wirft den Tisch um . . . . und . . . . Choiseul und sein Gläubiger sind quitt!"

„Vortrefflich!" — rief die Pompadour laut lachend. — „Choiseul, Sie müssen die Finanzen übernehmen!"

„Um Gottes Willen!“ — versetzte dieser — „ich habe genug zu thun, um mit dem Vermögen meines Vaters fertig zu werden.“

„Darum heißt es,“ — trillerte Soubise —

„Zwei Schelme müssen sein zu lang erspartem Gut:
„Der eine, der's erwirbt, der andere, der's verthut?“

„Und,“ — setzte Aiguillon hinzu — „möge die Frau Marquise nur die Rechnungsablage bedenken, die sollte dann gut ausfallen.“

Die Pompadour zuckte spöttelnd mit den Achseln und sagte: — „Warum studirt man denn Geschichte. Perikles, in Verlegenheit, wie er dem Staate Rechnung ablege, sprach mit Alcibiades darüber. Da sagte dieser: Denken Ew. Excellenz vielmehr darauf, wie Sie keine ablegen!“

„Herrlich!“ — „Süperbe!“ — riefen Soubise und Aiguillon.

„Und, bei Gott!“ — fügte Choiseul hinzu — „solcher neuen Periklese hat die Welt jetzt, so viel als Staaten sind.“

„Nun!“ — versetzte die Frau Marquise — „für was ist denn das dumme Volk da. Die Regierungen stehen fest, so lange der Witz auf ihrer Seite ist. Es gibt zwei Klassen von Dieben, solche die gehangen werden, und solche die es nicht werden! Alle Periklese gehören zu der letzten!“ — rief sie dann lachend — „und Choiseul auch!“

„Choiseul, wißt Ihr was?“ — rief jetzt Soubise

— „Ihr müßt Euch unsterblich machen und ein Werk schreiben."

„Vielleicht über die Roués?" — frug dieser — „dann würde mir seine Hoheit, der Prinz von Soubise, den trefflichsten Stoff liefern."

„Nein, nein!" — sagte Soubise und that als ob er nachsinne. — „Es könnte vielleicht den Titel tragen: Liart de faire des dettes et de promener les creanciers, par un homme comme il faut!"*)

„Warum nicht!" — entgegnete Choiseul heiter. — „Der erste Grundsatz, den ich darin aufstellen würde, und den sich unser Finanzminister hinter die Ohren schreiben soll, wäre: Alte Schulden zahlen wir nicht und neue lassen wir alt werden!"

„Unübertrefflich!" — rief Soubise. — „Ich erlebe, daß es der edle Herzog bei diesen Grundsätzen, trotz seiner Schulden, noch zu einigen Millionen bringt."

„Immer besser als der junge Graf von Brancas!" — versetzte Choiseul. — „Als dieser sah, daß er sich nicht mehr halten konnte, rief er seine Gläubiger zusammen, um sie zu befriedigen, ging aber die Nacht zuvor mit Sack und Pack zum Teufel. Die Gläubiger aber lasen an den leeren Wänden:

---

*) Die Kunst Schulden zu machen und die Gläubiger an der Nase herumzuführen. Von einem Mann nach der Mode.

„Créanciers! maudite canaille!
Commissaires, huissiers et recors,
Vous aurez bien le diable au corps,
Si vous emportez la muraille!" *)

„O Choiseul! Choiseul!"—rief hier die Marquise, — „Ihr seid noch schlechter und noch boshafter als Soubise, und das will viel heißen! Was hat Euch der arme Graf Brancas gethan, daß Ihr ihn so grausam mitnehmt?"

„Meine Gnädige! . . . ."

„Kein Wort," — sagte lachend die Pompadour, — „ich selbst übernehme es, Brancas an Euch zu rächen. Aiguillon?" — frug sie dann, diesem zugewandt, — „Habt Ihr Bleifeder und Papier?"

Der Herzog bejahte.

„Nun denn," — fuhr sie fort, — „so schreibt die Grabschrift auf, die ich eben für Choiseul gemacht."

„Die Grabschrift?" — rief der Herzog-Minister mit komischem Ernst.

„Ja!" — entgegnete die Marquise heiter, — „und Aiguillon haftet mir dafür, daß sie dem Herrn Herzog gesetzt wird."

„Göttlich!" — rief Prinz Soubise, — „und wie lautet sie?"

---

*) Ihr Gläubiger, verdammter Pöbelschwall,
Ihr Commissäre, Häscher vom Gericht,
Habt ihr im Leibe selbst den Teufel all:
Fort bringt ihr doch die kahlen Mauern nicht.

Und die Marquise dictirte mit boshaftem Lächeln und so lauter Stimme, daß es selbst die Entfernteren hören konnten:

„Ci gît Choiseul d'empruntense mémoire,
Qui toujours emprunta et jamais ne rendit.
Seigneur! s'il est dans votre gloire,
Ce n'est peut être qu'à crédit.“ *)

Der Witz war zu treffend, um nicht die allgemeinste Heiterkeit zu erregen, und so entstand ein solches Lachen, daß selbst die Königin über diese unerhörte Aufführung in ihren Appartements erblaßte. Madame Adelaide aber, die älteste der Prinzessinen, wollte eben ihrer Indignation in scharfen Worten Luft machen, als sich die Flügelthüren öffneten, und der Ruf: „Seine Majestät der König!“ eine allgemeine Stille hervorbrachte.

Die Königin, die Prinzessinnen und Frau von Pompadour, — die einzigen, die bis jetzt gesessen hatten, — erhoben sich, während alle Anderen sich tief bückten und verneigten. Ludwig XV. aber grüßte mit einem leichten Kopfnicken, und schritt, den Vorschriften der Etiquette zufolge, auf seine Gemahlin zu, mit der er sich, dem Her-

---

*) Thatsache. Der obige Spottvers der Pompadour
„Choiseul, der Borger uns'rer Zeithistorie,
Der stets zum Borgen, nie zum Zahlen rieth,
Liegt hier; nimmt Gott in seine Glorie
Ihn auf, geschieht es wohl nur auf Credit!“
ward auf Choiseuls, diesem verschwenderischsten aller Minister, Grab gesetzt.

kommen nach, nun eine Viertelstunde zu unterhalten hatte, worauf er bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich den Anwesenden das Zeichen zu geben pflegte, daß ein vollständig freies Bewegen einzutreten habe.

Diese Viertelstunde war, wie natürlich, für den ganzen Hof, der während derselben stehend und ohne zu sprechen verharren mußte, höchst peinlich; der stolzen Marquise von Pompadour aber schien sie heute auch demüthigend zu sein, denn sie bemerkte wohl, wie Madame Adelaide von Frankreich, welche an dem Gespräch mit dem Könige geflissentlich laut Theil nahm, jetzt ihre triumphirenden, die tiefste Verachtung sprühenden Blicke, nach ihr sandte, — sie gleichsam ihre untergeordnete Stellung fühlen lassend.

Wie hätte sich dies die stolze, herrschsüchtige Frau, in deren Händen das Schicksal von ganz Frankreich ruhte, gefallen lassen können?

Eine flammende Röthe überflog ihre Züge und allem Zwang der Etiquette zum Trotz, wandte sie sich daher zu dem ihr zunächst stehenden Prinzen von Soubise und sagte zu diesem:

„Prinz, Sie sind heute langweiliger denn je!“

Soubise und der ganze Hof erbebte; denn Jedermann wußte, wie streng der König in solchen Dingen auf das übliche Herkommen hielt. Auch Madame Adelaide schaute hoch auf; sei es aber, daß es der König wirklich nicht hörte, oder aber — seiner stolzen Geliebten gegenüber — nicht den Muth hatte zu hören .... kurz er sprach ruhig fort,

und nun war die Reihe an Madame Adelaide, zu erbleichen, während Frau von Pompadour wie ein guter Feldherr den augenblicklichen Sieg benutzte, und mit der größten Ungezwungenheit mit dem Prinzen weiter sprach.

„Geschwind!“ — sagte sie, — „unterhalten Sie mich in dieser langweiligen Viertelstunde ein wenig. Wie ich schon von den kleinen Soupers her weiß, sind Sie unerschöpflich in Anekdoten aus Ihrem sündenreichen Leben. Erzählen Sie mir eine.“

„Aber ....“ stotterte der sonst gewiß nicht blöde Soubise verlegen — „bedenken Sie, Gnädigste, die Stunde und den Ort!“

„O!“ — entgegnete Frau von Pompadour höhnisch und bog stolz ihr Haupt zurück, so daß das prachtvolle Diadem, welches sie trug, in allen Farben des Regenbogens blitzte und funkelte. — „Wenn die Marquise von Pompadour Sie darum bittet, werden Sie es ihr gewiß nicht abschlagen.“

Aber der Prinz hatte sich auch schon von seiner ersten Ueberraschung erholt. Die Frau, mit der er sprach, war zwar nur des Königs Maitresse, aber .... sie war auch die allmächtige Herrscherin in Frankreich. Was bedurfte es mehr! Ein Wort von ihr machte ihn für jede Kühnheit unverantwortlich; ... aber .... ein Wort von ihr, konnte ihn auch von dem Hofe von Versailles verbannen, und das wäre für einen Lebemann wie Soubise mehr als ein Todesurtheil gewesen.

Rasch und mit der Geschmeidigkeit eines rutinirten

Höflings verneigte er sich daher gegen seine Nachbarin und sagte:

„Ein so schöner Mund, wie der Ihre, darf nur befehlen und Soubise wird jedem Ihrer Wünsche entsprechen."

„Nun denn!" — versetzte Frau von Pompadour, — „so befehle ich, daß Sie nicht langweilig sind!"

„Also eine Anekdote?"

„Ja, und eine unterhaltende, im Geschmack unserer kleinen Soupers!"

„Schön! Von Ludwig XIV.?"

„Wie Sie wollen, nur unterhaltend und nicht erlogen!"

„Wahr, unterhaltend und verliebt?"

„Vortrefflich!"

„Also! Ludwig XIV. begnügte sich — wie Sie, meine Gnädige, wohl wissen, nicht damit, den Herzog von Lauzun zu den höchsten Staatswürden zu erheben, sondern er vertraute ihm auch seine geheimsten Neigungen und verwickelte ihn selbst in seine galanten Abenteuer. Folgendes erzählte mir nun der Herzog lange Zeit nach seiner Rückkunft von Pignerol."

„Die Gräfin von Saisons, welche von Fräulein von Lavallière verdrängt worden war, suchte immer nach einer Gelegenheit, der neuen Geliebten des Königs zu schaden. Sie gab daher dem Fräulein von Houdancourt, einer Ehrendame der Königin von bemerkenswerther Schönheit, zu verstehen, daß es nur einiger Winke ihrerseits bedürfe, um die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen."

„In der That, der König, dessen edles Herz ewig von

jener Liebespein gequält wurde, die für Menschen höherer Organisation allein das Glück des Lebens ausmacht, säumte nicht, dem Entgegenkommen der hübschen Dame zu entsprechen. Nun hatte bekannterweise der König im Louvre von jeher ungehinderten Zutritt zu den Gemächern der Ehrendamen. Er wollte sich daher auch jetzt dahin begeben, wie er es vor seiner Vermählung gethan hatte; aber der Eintritt war jetzt allen Männern durch die strenge Herzogin von Noailles untersagt."

„Sehen Sie nur, Prinz," — unterbrach hier die Marquise den Erzähler und ein höhnisches Feuer erglänzte in ihrem Auge, — „wie Madame Adelaide vor Zorn und Wuth über unser Gespräch zittert."

„Bei Gott!" — versetzte Soubise, — „sie wird abwechselnd bleich und roth!"

„Sie hat es verdient!" — sagte Frau von Pompdour mit Härte — „aber fahren Sie fort Prinz, Sie erzählen allerliebst."

Der Prinz biß sich auf die Lippen, denn er fühlte recht gut, welche Rolle er hier spielte: allein was war zu thun? Er fuhr also, die beste Laune affectirend, fort:

„Ludwig schwur und wetterte; sein Toben war umsonst; er mußte sich dem Verbote fügen und auf andere Mittel sinnen."

„Ueber die Soubise nicht in Verlegenheit gekommen wäre!" — rief leichtfertig lächelnd die Marquise.

„Allerdings nicht!" — versetzte der Prinz — „aber auch Ludwig wußte Auswege. Er versammelte seinen

galanten großen Rath, der aus Lauzun, Guiche, Bardes und seinem schlauen Kammerdiener Bontems bestand, und die Hülfe war bald gefunden. Lauzun kannte die Localitäten genau; er war mit den Zugängen zu den Zimmern der Ehrendamen sehr vertraut und erklärte daher, daß für den Augenblick der einzig mögliche Weg dahin über die Dachrinne und durch den Kamin führe."

„Ein schöner Weg für einen König!" — sagte lachend die Marquise, ohne jedoch ihre Blicke von Madame zu wenden.

„Jeder Weg ist schön!" — versetzte der Prinz, und seine Augen leuchteten in lascivem Feuer auf, — „wenn er zur Eroberung eines geliebten Herzens führt! Der König gestand indessen doch, daß er sich auf diesem für ihn ganz neuen Schauplatz galanter Abenteuer etwas linkisch benehmen dürfte; aber er war doch bereit, den Weg zu betreten. Mitternacht wurde zum Rendezvous bestimmt. Die zu besuchenden Schönheiten hiervon erst zu benachrichtigen, hielt man jedoch für Zeitverschwendung, denn diese Damen waren zu geistvoll, als daß sie sich durch eine derartige Ueberraschung hätten verwirren lassen. Zur bestimmten Stunde also trat der galante große Rath seine abenteuerliche Fahrt über das Dach durch ein Mansardenfensterchen an. Der Weg den sie zu machen hatten, war weder breit noch sicher, dennoch wurde er glücklich überwunden.

Ludwig XIV., glorreichen Angedenkens stieg durch den Schornstein und Kamin nach Lauzun hinab. Ihre Herzen schlugen hörbar; — jede Staffel der Strickleiter,

die sie hinabkamen, schien ihnen eine an der Himmelsleiter hinauf, da ....“ aber der Prinz Soubise unterbrach sich hier plötzlich mit den Worten: „Majestät scheint sein Gespräch vollendet zu haben .....“

„Das Ende, Prinz, — das Ende Ihrer Erzählung!“ — rief die Marquise, der es gerade darum zu thun war, daß sie der König in Unterhaltung finde.

„Nun! .... der Teufel hatte sein Spiel!“ — fuhr Soubise fort — „die alte Herzogin von Noailles hatte Tags zuvor, Fräulein von Houdancourt ausquartiert und selbst diese Zimmer bezogen. Sie schrie aus Leibeskräften: der Böse sei da! der Böse wolle sie holen und so hatten der König und Lauzun kaum Zeit ihren Rückzug im Sturmschritt anzutreten.“

„Der König!“ — wiederholte der Prinz erblassend — „er schreitet auf Sie zu!“

„Weiter!“ — befahl die Marquise heftig.

„Nun! die böse Welt flüsterte sich, als die Sache ruchbar geworden, zu, Ludwig habe für seinen Muth und sein Unglück doch noch den ersehnten Lohn gefunden!“

„Ei, sieh da!“ — sagte jetzt der König herantretend in scharfem Tone — „die Frau Marquise scheinen sich sehr angenehm mit dem Herrn Prinzen von Soubise zu unterhalten?“

„Das Wappen der Langenweile ist ein aufgesperrter Kinnbacken. Wer wollte die Kühnheit haben es neben die Lilien Frankreichs aufzupflanzen?“ — versetzte Frau von

Pompadour heiter und mit dem vollen Zauber ihrer seelenvollen Stimme, während ihre tiefen, schönen Augen dem Könige einen Blick zuwarfen, der ihn im Innersten vor Lust erbeben machte.

Der König lächelte. Er lächelte über den Witz seiner Geliebten und über das, was ihm ihre Augen sagten, und das ihm nichts weniger als Langeweile versprach, die er in den Tod haßte.

„Freilich!“ — versetzte er daher, und seine kleine Aufwallung über die Verletzung der ihm sonst so heiligen Etiquette war schon wieder vergessen, — „freilich! es giebt nichts langweiligeres, als die Langeweile, diese Krankheit der Seele, diese Geisel der Menschheit .....“

„Und“ — fiel Frau von Pompadour ein — „diese Tochter des Hergebrachten und Veralteten! Sire, ein König von so viel Geist, wie Ludwig XV., wird uns den Rosenkranz der Anstandszierererei nicht bis zum letzten Kügelchen abbeten lassen!“

„Nein!“ — versetzte der König geschmeichelt — „so grausam wollen Wir nicht sein. Wir wissen: das Leben ist eine Quarantaine für das Paradies! — und“ — setzte er leiser hinzu — „Wir müssen Uns daher mit denjenigen halten, die Uns, von dieser Quarantaine aus, zeitweise Blicke in dasselbe gestatten. — Was meinen Sie Prinz?“

Soubise verneigte sich ehrfurchtsvoll; dann aber sagte er mit dem ihm eigenen Faunenlächeln:

„Aspettar e non venire,
Star in letto e non dormire,
Ben servir e non gradire,
Son trè cose a far morire!“ *)

„Er ist unverbesserlich!“ — sagte der König lächelnd, indem er dem Prinzen mit dem Finger drohte — „aber die Appartements der Königin sind kein Choisy-le-Roi!“

Und dies sagend gab seine Majestät das Zeichen, daß das große Ceremoniell aufhöre und die Abendunterhaltung beginnen könne.

Sofort gab sich denn auch eine allgemeine Bewegung kund. Man ging hierhin und dorthin; die zum Spiel der Majestäten Befohlenen nahmen unter tiefen Verneigungen ihre Ehrenplätze ein; andere Parthien arangirten sich um Madame Adelaide und Madame Victoire, so wie um die Marquise von Pompadour, die sich mit dem Prinzen Soubise, der Gräfin von Campan und dem Herzog von Choiseul niedersetzte. Zugleich trugen mehrere Diener ein prachtvolles, fast ganz vergoldetes Clavier, das ungemein künstlich gearbeitet, lackirt und gemalt war, in den Salon der Königin, während andere die Flügelthüren öffneten, die zu den Vorzimmern führten, in welchen sich die Künstler befanden, die den heutigen Abend durch ihre Talente verschönern sollten.

---

*) Erwarten, ohne daß man das Erwartete erblickt,
Im Bette liegen, ohne daß der Schlaf uns glückt,
Gar redlich dienen, ohne daß man vorwärts rückt,
Ist solch' ein Uebel, daß es mehr als Tod uns drückt.

„Wir werden also heute einen ganz besonderen Genuß haben!“ — sagte jetzt mit einem Ausdruck kalter gezwungener Höflichkeit der König, der mit Madame Adelaide an einem Spieltische unweit dem der Königin saß — „einen Genuß, den wir zumeist Ihrer Majestät verdanken.“

„Ja, Sire!“ — entgegnete die Königin mit einem ceremoniellen verbindlichen Lächeln, das aber den schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge nur noch peinlicher machte: — „Wir haben uns der Hoffnung hingegeben, Unserem königlichen Gemahle eine unterhaltende Stunde bieten zu können, wenn Wir die deutschen Wunderkinder, die beiden kleinen Mozarts, die sich jetzt in Paris befinden, mit ihrem Vater, hierher befahlen.“

„Wir haben von denselben gehört;“ — versetzte der König, seine Karten ordnend; — „Prinz Conti erzählte uns Unglaubliches von ihnen. Lassen Sie dieselben eintreten.“

Sofort begab sich Monsieur Hebert, Trésorier des menus plaisirs du Roi an die Thüre des Vorzimmers und winkte dem Vice-Capellmeister, der denn auch, begleitet von seinen Kindern, mit der ihm eigenen bescheidenen und doch würdevollen Weise eintrat. Kaum aber hatte Wolfgang, nach der ersten ceremoniellen Verbeugung, die Königin erblickt, als er in ein freudiges „Ah!“ ausbrach und zum Staunen des ganzen Hofes mit freudestrahlendem Angesicht auf die Fürstin zueilte. Diese aber streckte dem freundlichen Knaben die Hände wohlwollend entgegen und sagte:

„Nicht wahr, mein Kleiner, ich habe Wort gehalten, und dich der Königin empfohlen!"

„Ja!" — entgegnete Wolfgang, — „Wort hast Du gehalten und ich danke Dir dafür; aber wo ist denn die Königin?"

„Wo sie ist?" — wiederholte Marie von Frankreich mit einem schmerzlichen Ausdrucke, indem sie dem Kinde mit ihrer kleinen, hübschen Hand liebkosend über die Stirne fuhr, — „ich bin es selbst!"

„Was? wie?" — rief hier überrascht der Knabe — „Du selbst . . . . bist die Königin von Frankreich?"

„Ja!"

„O wie freundlich und gut du bist!" — sagte Wolfgang entzückt, — „jetzt hab' ich dich noch einmal so lieb!"

„Und dies" — setzte die Königin hinzu und wandte den kleinen Mozart mit dem kindlichen, offenen und ehrlichen Gesichte Ludwig XV. zu — „Dies ist Seine Majestät."

Der kleine Wolfgang verbeugte sich bei diesen Worten der hohen Frau mit soviel Anstand und Leichtigkeit, daß es einem kleinen französischen Prinzen Ehre gemacht hätte, und der König wohlgefällig lächelte; worauf er sich — da er kein Deutsch verstand — von seiner Gemahlin erklären ließ, auf welche Weise sie zu dieser Bekanntschaft gekommen sei.

Auch Nannerl und der Vater mußten nun näher treten, um den höchsten Herrschaften vorgestellt zu werden, wobei sich besonders Madame Victoire de France, die zweite der Prinzessinnen, mit großer Herzlichkeit Wolf-

gang's annahm. Aber der Knabe war auch um so entzückter von ihr, als er schon nach kurzem in deutscher Sprache geführtem Zwiegespräche, ihre große Vertrautheit mit und ihre begeisterte Verehrung für die Musik erkannte. Außerdem war sie ja auch eine Freundin der Gräfin Tessé, die jetzt hinter ihrem Sessel stand, und die dem Knaben schon viel Gutes und Schönes von dieser Prinzessin erzählt hatte.

„Hé bien!" — sagte jetzt der König — „Wir sind begierig Unsere kleinen Künstler nun zu hören!"

Diese Worte waren Befehl. Beide Kinder setzten sich daher an das Clavier, um durch Vortrag einer vierhändigen, sehr brillanten und schwierigen Piece ihr kleines Concert zu beginnen.

Das Spiel der Majestäten ging indessen ungestört fort.

Im Anfang achtete vom Hofe außer der Königin, Madame Victoire und der Gräfin Tessé, Niemand besonders auf sie. So herrlich der Vortrag der Kinder auch war, man hatte Aehnliches schon gehört; und wie man in jenen höchsten Sphären der menschlichen Gesellschaft in allen Genüssen zu übersättigt zu sein pflegt, langweilt selbst das Vortreffliche; während man in der Zerstreutheit vergaß, daß Kinder vom zartesten Alter und nicht erwachsene Künstler, die ihr ganzes Leben an die Ueberwindung der größten technischen Schwierigkeiten gesetzt, hier spielten.

Es war daher auch nur Madame Victoire, die am Schlusse der Piece mit feurigen Worten ihren Beifall kund gab. Die Königin nickte zwar auch wohlgefällig, aber die

Gleichgültigkeit ihres Gatten, schnürte ihr die Brust zu. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Nannerl standen die Thränen in den Augen und der kleine Wolfgang war über diese Kälte so indignirt, daß er das Notenheft höchst unsanft zuschlug, und — zum Vater tretend — sagte:

„Komm, Papa, gehen wir, die verstehen nichts von Musik!"

In der That hatte denn auch der Vice-Capellmeister die größte Mühe den beleidigten Künstlerstolz des kleinen Maestro zu beschwichtigen. Aber er griff auch diesmal, als kluger: verständiger Mann, nicht fehl.

„Wenn du willst, Wolfgangerl," — sagte er daher leise nach mehreren vergeblichen Versuchen der Beruhigung — „so ziehen wir uns zurück; aber was wird die Welt sagen, wenn sie hört: in Versailles sind die Mozarts, von welchen so viel Geschrei gemacht wird, so gut als durchgefallen. Sie trugen nur eine einzige Piece vor und diese ließ kalt. Wenn ich an deiner Stelle wäre, zwänge ich den König und den ganzen Hof durch ein doppelt schönes Spiel zur Anerkennung."

In Wolfgangerl's Augen blitzte es auf, wie mit Sonnengluth. Es überlief ihn heiß. Sein Gesicht glühte; er fühlte so etwas in sich, wie ein Feldherr, der ein kleines Scharmützel verloren hat und nun bereit ist, die unbedeutende Scharte durch einen gewaltigen Sieg auszuwetzen.

„Du hast recht, Papa!" — sagte er dann, und ohne

ein Wort weiter zu verlieren, ging er auf den König zu, verneigte sich leicht und sagte:

„Wollen Majestät mir ein Thema angeben, über welches ich phantasiren soll?" —

Ludwig blickte bei dem Klang der Kinderstimme erstaunt von den Karten auf. Er hatte in der That vergessen, was um ihn hervorging.

„Ja so!" — sagte er — „die Kinder. Was will der Kleine?"

Madame Adelaide übersetzte ihm Wolfgangs Frage.

„Schön!" — erwiederte der König, dem die Keckheit des Knaben gefiel, und er gab ihm ein Thema aus einer damals sehr beliebten Oper Lully's.

Wolfgang verneigte sich abermals ganz chevaleresque, aber mit höchst ernsten Mienen, und setzte sich sofort an das Instrument.

Jetzt blickte Ludwig XV. schon aus Neugierde dem kleinen Trotzkopf nach, und spielte er auch weiter, so hörte er doch auch. Aber es dauerte gar nicht lange, da kam ein zeitweises Stocken in das Spiel der Majestäten und Prinzessinnen, ja mit einemmale warf der König seine Karten hin und stand ganz erstaunt auf.

Der Hof folgte natürlich, und Wolfgang, der es bemerkte, fühlte, wie es ihm wie glühende Lava durch die Adern rollte, — wie ein Strahl der Begeisterung durch Herz und Kopf zuckte.

Aber . . . . welch' ein Spiel war dies auch? War dies

wirklich ein Kind von sieben Jahren, daß diese Töne dem Instrument entlockte? das, phantasirend, diese neuen musikalischen Gedanken schuf? Diese Harmonien wach rief?

Der König strich sich mehr wie einmal mit der Hand über Augen und Stirne, als wollte er sich überzeugen, daß das, was er hörte und sah, weder Traum noch Zauberei sei. Der Königin Augen feuchteten sich und Madame Victoire, selbst eine Virtuosin auf dem Claviere, hatte Mühe ihr unbegränztes Staunen und Entzücken nicht laut werden zu lassen. Alle diese Menschen aber, einen Soubise, eine Pompadour einbegriffen — fühlten sich seltsam berührt. Es geschah ihnen etwas ganz Ungewohntes: die unsichtbare Macht des Edlen, Großen und Schönen ergriff sie, und hob sie hoch über den Staub der Trivialität. Sie fühlten sich — für Minuten — andere, bessere Menschen.

Wie wunderbar ist doch das innerste Wesen der Musik, wie wenig vermag doch der Mensch ihre tiefen Geheimnisse zu ergründen! Wie ein stilles göttliches Wehen durchzieht sie seine Brust; aber dies stille Wehen wird zur allgewaltigen Macht, die von seinem Innern Besitz nimmt und es mit einem so seligen verklärten Leben erfüllt, daß seines Geistes Schwingen ihn hoch emportragen über die Erde und das armselige Leben mit all seiner niederdrückenden Qual! Dann wächst der Mensch, gleichsam wie ein geistiger Riese — wie ein Titane — empor; göttliche Kraft durchdringt ihn, und sich unbewußt ganz hingebend an das ewige, göttliche, das Weltall erfüllende Sein, vernimmt und versteht er die Sprache der Schöpfung, ja, der Gott-

heit, und ruft — selbst Schöpfer werdend — Welten aus seinem Inneren hervor; — Welten voll zauberhaften, himmlischen Lebens, die Jeden, der sie zu schauen vermag, mit unendlichem, unnennbarem Entzücken erfüllen!

So auch war es hier — wenigstens auf Momente — in diesen Sphären der derbsten Frivolität, des unbeschreiblichsten Leichtsinnes, der tiefsten Verdorbenheit. Es war, als ob ein milder Lufthauch die zaubrisch-süßen Blüthendüfte von den Gestaden einer besseren, edleren Welt herübertrüge in dies Sodom und Gomorra der Civilisation. Auf Augenblicke sog Jedes mit tiefen Zügen den Balsamhauch des verlorenen Paradieses ein; — sog ihn ein: leicht, froh, gehoben, . . . vergessend, daß dies Eden längst für es verschlossen — verschlossen und bewacht durch den Cherub seines eingenen Gewissens — vertheidigt mit dem flammenden Schwerte des Schuldbewußtseins!

Wolfgang hatte geendet. Ein lautes „Bravo!" des Königs gab das Signal zu einem — am Hofe zu Versailles seltenen — Beifallssturme. Madame Victoire aber, die Lieblingstochter Ludwig XV., eilte zu dem jungen, kindlichen Künstler hin, ihn auf das Innigste liebkosend und mit Küssen überdeckend.

Der König hatte sich unterdessen, sein Erstaunen auszudrücken, Frau von Pompadour genähert, und, da auch sie wünschte, den Wunderknaben näher zu sehen, gab er ein Zeichen, ihn herbeizuführen. Monsieur Hebert, Trésorier des menus plaisirs du Roi, der bei solchen Gelegenheiten den Dienst eines Ceremonienmeisters

versah, führte Wolfgang denn auch sofort zu der Marquise.

„Ein kleines Männchen," — sagte sie spöttelnd — „aber doch ein großes Genie! Stellen sie ihn vor mich auf den Tisch!"

Man that es, und da sie ihn nun — vor ihm stehend — gnädig anlächelte, neigte sich Wolfgang gegen sie hinüber, um sie, wie er es gewohnt war, zu küssen.

Aber Feuer und Flammen stiegen ihm in's Gesicht, als sich bei dieser Bewegung die stolze Frau zurückbog und ihn abwehrte, und unwillig rief er:

„Ei! wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt!" *)

Glücklicherweise waren diese unvorsichtigen Worte des Kindes in deutscher Sprache herausgestoßen, und somit von Niemand, als den Seinen — die vor Entsetzen in die Erde zu sinken glaubten — und von der ferne stehenden Prinzessin Victoire — die sich köstlich darüber amüsirte — verstanden worden. Da indessen nun die Schleusen der Bewunderung aufgezogen und selbst der König warm geworden war, mußte Wolfgang von neuem Proben seines glänzenden Talentes, abwechselnd mit seiner Schwester, oder auch mit dieser zusammen, ablegen. Hatte aber bis dahin die Verständigen die brillante Manier und die Tiefe seines Spieles, sowie die Fülle entzückender Ideen und die

---

*) Thatsache. Nissen: S. 49. Oulibicheff: I. Thl. S. 20. Jahn: I. Thl. S. 48.

Kenntniß der Harmonie und der Modulationen, die der Genius dieses Kindes verrieth, entzückt, so riß nun die Masse das schon in Wien versuchte Kunststück, auch bei einer, mit einer Serviette verdeckten Claviatur vortrefflich und mit derselben Schnelligkeit und Präcision zu spielen, wie bei unbedeckter, zur größten Begeisterung hin.

Die gewöhnlichen, alltäglichen Menschen, sie mögen nun den höheren oder den niederen Sphären der Gesellschaft angehören, ziehen ja immer unterhaltende Kunststückchen der wahren Kunst, die ein tieferes Verständniß verlangt, vor. Nun gar Franzosen und Höflinge, die ohnedem gewöhnt sind, nur den Champagnerschaum des Lebens zu kosten!

Als daher Wolfgang dies Kunststück mehreremale mit seinen allerliebsten kleinen Händchen — die kaum fähig waren eine Sexte zu greifen — gemacht hatte, war Alles vor Bewunderung außer sich. Aber gerade das ärgerte den kleinen Künstler, so daß er sich darüber ganz unumwunden gegen Madame Victoire, die sein ganzes Vertrauen gewonnen, aussprach.

„Sie verstehen Alle nichts von Musik!“ — sagte er in komischem Pathos — „nur Du verstehst etwas davon und darum will ich es auch nur mit Dir zu thun haben. Gib mir eine Aufgabe!“

„Aber welche?“ — frug die Prinzessin.

„Geben Sie ihm einen Menuet,“ — fiel hier die Gräfin Tessé ein, — „und lassen Sie ihn den Baß unterlegen.“

„Gut!“ — versetzte Madame — „Monsieur Le Grand, wollen Sie dem Kleinen einen Menuet aufsetzen, damit er den Baß dazu schreibe!“

Monsieur Le Grand, der Musiklehrer der Prinzessinnen, nicht unbekannt durch seine Compositionen, trat lächelnd hinzu und entwarf mit ungläubiger Miene das Verlangte. Kaum aber war dies geschehen, ergriff das Kind mit der größten Unbefangenheit die Feder und setzte — ohne sich auch nur einmal dem Claviere zu nahen — den Baß vollkommen regelrecht unter den Menuet.

Monsieur Le Grand stand wie verwirrt, denn er wußte sehr wohl, daß er — ein alter tüchtiger Meister und Componist — das nicht zu leisten fähig wäre.

Aber das Erstaunen Aller, die Bewunderung für dies Phänomen sollte sich noch steigern.

„Nun!“ — sagte jetzt Madame Adelaide von Frankreich, die sehr schön sang, — „wenn du ein solcher Tausendkünstler bist, so habe auch ich eine Aufgabe für dich.“

„Sprich!“ — sagte freundlich und ohne die geringste Verlegenheit Wolfgang.

„Wärst du wohl im Stande, nach dem Gehöre und ohne mich anzusehen, eine italienische Cavatine, die ich auswendig weiß, zu begleiten?“

„Unmöglich!“ — rief Le Grand — „das ist vollkommen unmöglich!“

„Ich will's versuchen!“ — sagte der Knabe und eilte zum Clavier.

„Madame Adelaide begann, sie sang vortrefflich und wahrhaft schön.

Das Kind versuchte einen Baß, der nicht nach aller Strenge richtig war, weil es in der That unmöglich ist, die Begleitung eines Gesanges, den man nicht kennt, genau im Voraus anzugeben. Allein sobald die Cavatine zu Ende war, bat er die Prinzessin, von vorn wieder anzufangen, und nun spielte er nicht allein mit der rechten Hand das Ganze, sondern fügte zugleich mit der Linken den Baß ohne die geringste Verlegenheit hinzu; worauf er zehnmal hinter einander Madame ersuchte von Neuem anzufangen, und bei jeder Wiederholung veränderte er den Charakter seiner Begleitung.*)

Dies war das Non plus ultra, was man je gehört — — und dies von einem siebenjährigen Kinde!

Die Begeisterung für Wolfgang war aber auch so groß, so allgemein, so gewaltig, wie sie in diesem hohen, stets so vornehmsteifen und aristokratisch nüchternen Cirkel niemals sonst vorgekommen.

Madame Victoire de France ließ ihren kleinen Wolfgang gar nicht mehr aus den Armen. Sie löste selbst eine Diamant Broche von ihrem Busen und steckte sie im Entzücken ihrem Liebling an, während ihn die Königin wie ein Vögelchen mit leckeren Bissen fütterte und der König

---

*) Geschichtlich wahr. Brief Grimms an einen deutschen Fürsten. Nissen: S. 47. Oulibicheff: I. Thl. S. 20. Jahn: I. Thl. S. 51.

sich an dem unbefangenen Geplauder des Kindes ergötzte, das die Königin ihm übersetzen mußte.

Welch' ein Abend war dies für unseren Helden! — — welche Vergötterung des Kindes! Und wie wird es sein, wenn Jahre verstrichen und der bis dahin zur größten Meisterschaft gereifte Genius wieder an dieser Stelle steht?

Fragen wir nicht. Die Weisheit des Ewigen hat mit Vaterliebe die Zukunft unserem Auge verhüllt, und über dem Haupte eines jeden Künstlers schweben in wunderbarer Verschlingung: Lorbeerkranz und Dornenkrone!

Die ersten Werke.

Die Erscheinung der Mozart'schen Kinder am Hofe zu Versailles war eine solch' eclatante gewesen, daß man schon den anderen Tag in ganz Paris davon sprach. Ein ungeheurer Zudrang zu den Concerten, welche sie gaben, zeigte sich als unmittelbare Folge davon, sowie ihnen kaum Zeit und Möglichkeit blieb, allen den Einladungen nachzukommen, welche ihnen von dem hohen Adel, den Herzögen und Prinzen, Grafen und Baronen des Landes zukamen.

Am Hofe selbst, mußten sie von nun an sehr oft erscheinen, und Wolfgang feierte hier auf der Orgel der Schloßkapelle fast noch glänzendere Triumphe, als auf dem Clavier. Namentlich aber nahm sich ihrer in diesen Sphären die Königin und Madame Victoire de France

so liebevoll an, daß die Kinder in den Appartements dieser hohen Damen bald beinahe ebenso zu Hause waren, als bei der Gräfin Tessé und der reizenden Espinasse, die, im Vereine mit Grimm, ihre Hauptstützen in Paris waren.

Vater Mozart glänzte ordentlich vor Seligkeit über den Ruhm und die Ehre, die seine beiden Kinder, namentlich aber sein Wolfgang, erndteten; während sich der alte Praktikus nicht minder über die goldenen Füchse freute, die in Strömen in seine Kasse flossen und dem voraussichtigen, für eine gediegene Ausbildung seines begabten Sohnes, besorgten Vater, die Möglichkeit einer längeren Reise nach Italien versprachen. Es regnete dabei für die Kinder kostbare Geschenke, und schon gleich nach ihrem ersten Auftreten bei Hofe, hatte Monsieur Hebert Wolfgang fünfzig Louisd'or und eine goldene Dose vom König überbracht; während ihm die Gräfin Tessé ebenfalls eine goldene Tabatiere und eine goldene Uhr verehrte, deren Hauptwerth in ihrer, damals von aller Welt angestaunten, Kleinheit bestand. Nannerl ward natürlich ebenfalls nicht vergessen.

Da aber zugleich Jedermann ein bleibendes Andenken an die liebliche Erscheinung dieser Kinder haben wollte, so zeichnete sie einer ihrer Verehrer, Herr von Carmontelle. Wolfgang spielt auf diesem trefflichen Bilde, — welches Herr von Mechel in Kupfer stach — Clavier, während der Vater, hinter seinem Sessel stehend, ihn mit

der Violine begleitet und Nannerl ihm zur Seite, mit einem Notenblatte in der Hand, zu singen bereit ist.

Aber auch in der Künstlerwelt und unter den Sachverständigen fanden die Kinder — und namentlich Wolfgang — die bereitwilligste Anerkennung. Schoberth, Eckard, Hochbrucker und Le Grand, die damals berühmtesten Musiker in Paris, kamen zu dem Knaben und brachten ihm die Compositionen, welche sie herausgegeben. Aber gerade diese Freundlichkeit so tüchtiger Männer war es auch, die in dem Kinde einen Gedanken weckte, dessen Ausführung die schönste Blüthe des Pariser Aufenthaltes werden sollte.

Der April des Jahres 1764 hatte sich mit ganz ungewöhnlicher Schönheit angelassen. Der Himmel erstrahlte im reinsten Blau. Die Sonne brannte so warm und erquickend, wie sonst kaum im Mai, und über der erwachenden Erde schwebten bereits die ersten Lerchen, als wollten sie mit ihrem Auferstehungsrufe die Tausende und Abertausende von Keimen und Knospen an das Licht des Tages und zu der Lust des Lebens rufen.

Und auch die Menschen in ihren dumpfen Städten, in ihren Hütten, Häusern und Palästen fühlten diesen Auferstehungsdrang, und wer da konnte folgte ihm, und suchte — wenigstens auf Stunden — Luft, Licht und frisches Leben in der Natur.

Auch Madame Victoire de France, in der letzten Zeit sehr leidend, war diesem Rufe gefolgt, und weilte jetzt in Choisy-le-Roi.

Der Hof dagegen hatte sich, in Familienangelegenheiten, nach Schloß Meudon begeben, wo Ludwig XV. mehrere Wochen zu verweilen gedachte. Es war daher in Versailles wie ausgestorben, und auch in Paris auf den Taumel des Winters eine solche Abspannung gefolgt, daß die Familie Mozart ihre projectirte Abreise nach London auf den 10. April festsetzte.

Bei dem Könige, der Königin, Madame Adelaide, der Marquise von Pompadour und den höchsten Hofchargen hatten sie sich, ehe sich diese nach Meudon begaben, verabschiedet; es blieb nun nur noch der letzte Besuch bei Madame Victoire und der Gräfin Tessé übrig, die sich in dem Gefolge der Prinzessin befand.

Aber gerade dieser Abschiedsbesuch war auch der, welcher die Familie Mozart — außer der Trennung von dem wackeren Freunde Grimm und der reizenden Espinasse — am meisten schmerzte. Die Letztere wußte dies recht gut und da sie eine abgesagte Feindin aller rührenden Scenen und Situationen war, schlug sie dem Vice-Capellmeister vor, ihn, in Begleitung Grimms, nach Choisy-le-Roi zu bringen, zumal ihr selbst eine Einladung dahin geworden. Unter der Aegide ihres heiteren Geistes versicherte sie Vater Mozart — werde jeder trübe Schatten weichen.

So fuhren sie denn, wenige Tage vor der nach London festgesetzten Abreise, in zwei prächtigen Wagen nach dem königlichen Lustgarten.

O! es war nicht der einzige Abschied, den Choisy-le-Roi gesehen! Die Geister des Schlosses wußten von gar vielen zu erzählen: Abschiede, die unter heißen Thränen, und andere, die unter Jauchzen hier begangen worden waren. Aber der schönste war doch der des Großdauphin gewesen, als diesen Ludwig XIV., aus Eifersucht über den glänzenden Hof, den er hier hielt, nach demselben Schlosse Meudon verwies, auf welchem sich jetzt für den Augenblick Ludwig XV. befand.

Der Großdauphin mußte natürlich gehorchen; aber bevor er diesen anmuthigen Ort, diesen Tempel der Genüsse, dessen Verlust er in so hohem Grade bedauerte, verließ, wollte er diesen prachtvollen Gemächern, diesen geräumigen Sälen, diesen üppigen Boudoirs, diesen schönen Springbrunnen, diesen heimlich stillen Bosquets, diesen in aller Farbenpracht prangenden Blumenparterres, diesen der Liebe so günstigen Laubgängen, ja selbst den Wassern der Seine, deren Wellen kosend den zauberischen Palast umspielten, ... noch ein feierliches Lebewohl sagen.

Er vereinigte daher zum letzten Male die Vertrauten seines kleinen Hofes, und gab ihnen in einer herrlichen Sommernacht eines der entzückendsten Feste.

Ganz Choisy-le-Roi war erleuchtet, sowohl im Innern als auch außerhalb des Schlosses. Reich verzierte Kandelaber waren in verschiedener Entfernung im ganzen Parke vertheilt und warfen nach allen Seiten hin ihr Licht, dessen Strahlen die grüne Nacht des Laubwerkes wie mit zahllosen selbstleuchtenden Smaragden erhellte. Das

Schloß strahlte wie eine Sonne, inmitten von tausend Sonnen. Die Hauptfacade war dabei mit Blumenguirlanden, geschmückt, aus welchen, wie durch Zauberlicht, Lichtstrahlen aller Farben drangen. Zwei kolossale Statuen am Eingang der Hauptpforte stehend, hielten ungeheure Pechpfannen in ihren Händen. Alle nach den Gärten zu gehende Fenster standen offen und in den prächtig geschmückten Gemächern sah man Kronleuchter von allen Größen mit zahllosen Lichtern bedeckt, wie Sternenmeere glänzen.

Dabei hatte man die Laubgänge durch farbige Glaskugeln erleuchtet, deren geschmackvolle Anordnung durch das dichte Laub hindurch eine zauberische Wirkung hervorbrachten.

Aber es fehlte auch Keiner der Auserwählten des kleinen Hofes bei diesem Zauberfeste. Während in den weiten Sälen beim Klange herrlicher Musik sinnige Tänze aufgeführt wurden, sah man in den Gärten frohe, lebenslustige Gäste umherwandeln, die bald in Gruppen sich vereinigten und mit Scherz und Witz sich neckten, bald paarweise abschweifend, in die Krümmungen der Laubgänge oder auf die Lichtungen des Parkes sich verloren.

Auch die Seine hatte ihren Antheil an dem Feste. Ihre Ufer waren durch eine doppelte Reihe von Lampen erleuchtet, die flammenden Perlenschnüren von unabsehbarer Länge glichen, und deren flackerndes Licht sich in den Wellen vertausendfachte. Die schweigenden Gewässer

durchfurchten eine Menge festlich bewimpelter Gondeln mit venetianischen Laternen geschmückt, welche in der Ferne wie feurige Kugeln aussahen oder wie Irrlichter, die im Winde hin und her schwanken. Diese Gondeln aber trugen galante Cavaliere und schöne Damen, die, indem sie mit ihren leichten Rudern in den Wellen plätscherten, ihre nächtliche Spazierfahrt durch fröhliche Gesänge oder heiteres, süßes Gekose würzten.

O, Choisy-le-Roi! nie hat ein Schloß einen feenartigeren Anblick dargeboten; nie ein Fest so viele fröhliche, liebenswürdige und lebenslustige Gäste gezählt!

Und doch, der Sturm der Zeiten hat auch diese Lichter gelöscht, ... hat auch diesen Jubel verweht .... hat alle jene fröhlichen Menschen in den stillen Schoß der Erde gebettet! — O Choisy-le-Roi, stolzes, prächtiges Choisy-le-Roi! der Sturm der Zeit hat auch dich mit seinen furchtbaren Flügelschlägen vernichtend getroffen. Die Axt der Revolution, die der wahnsinnige Leichtsinn deiner Herren hervorgerufen, riß deine Mauern ein, zertrümmerte deine Statuen, schlug die Bäume und Laubgänge deiner Gärten nieder.... und verwandelte deine ganze Pracht und Herrlichkeit in einen einzigen, großen Schutthaufen! Und wunderbare Fügung! von all den Großen und Vornehmen, die dort gehaust und geschwelgt, weiß die Nachwelt wenig mehr; aber sie ist noch heute stolz auf den Namen des Kindes, das wir jetzt in einer eigenthümlichen Stimmung nach Choisy-le-Roi fahren sehen.

Und in der That, der kleine Wolfgang Mozart war noch niemals so gewaltig aufgeregt gewesen, als heute. Er war ausgelassen, sprudelte vor kindlichen Witzen und Laune, machte mit Fräulein von Espinasse so tolle Possen, daß Nannerl mehr als einmal erschrocken aufschrie, in der Furcht, der kleine Tollkopf falle dem rasch dahinfliegenden Wagen, in dem sie saßen, hinaus. Es war gut, daß der Vater mit Grimm, sich in der ersten Equipage befand, er würde dem kleinen aufgeregten Maestro doch die Zügel etwas schärfer angezogen haben. Fräulein von Espinasse kannte indessen recht gut die Ursache dieser Aufregung und ganz ungewöhnlichen Stimmung des Kindes. Sie, die so viel mit berühmten Künstlern, genialen Männern, ausgezeichneten Schriftstellern, Philosophen und Dichtern umging — sie, die als der schönste Stern der weltberühmten Pariser Bureaux d'esprit glänzte, und deren heller, funkelnder Geist mit magischer Kraft selbst auf einen Diderot, Grimm, Holbach, Helvetius und d'Alembert erregend und fesselnd einwirkte — — sie verstand natürlich das innere Leben und Weben künstlerischer Naturen, geistiger Größen. Ihr scharfer Blick hatte daher längst auch in dem Kelche „der holden Wunderblume," die ihr das Schicksal in Wolfgang entgegengebracht, dies geheime Leben und Weben eines genialen Geistes entdeckt; hatte erkannt, welch' schöpferische Kraft, sich selbst noch unbewußt, hier walte; — hatte mit dem wunderbaren Ahnungsvermögen, das nur höheren Frauennaturen eigen ist, gewissermaßen aus der Zukunft

herausgefühlt, daß ihr Liebling einst ein von aller Welt angestaunter Heros der Tonkunst sein werde.

Aber sie wußte auch, welche Blüthen diesem noch so jugendlichen Genie bereits entsprossen; — sie wußte, was für ihn dieser Tag bedeute; — sie verstand daher auch das nervös erregte Wesen des Kindes — das tolle Uebersprudeln dieser reichen Natur.

Und was schlossen denn auch die beiden eleganten Saffian-Mappen ein, die **Nannerl** mit einer Art heiliger Scheu auf ihrem Schooße hielt? .... Was sie einschlossen? **Die ersten Werke des siebenjährigen Knaben!.. vier in den letzten Wochen componirte, in Paris gestochene Clavier-Sonaten mit Violinbegleitung ad libitum, wovon zwei Madame Victoire de France, und die beiden andern der Frau Gräfin Tessé gewidmet waren!***)

---

*) II. Sonates pour le Clavecin,
qui peuvent se jouer avec l'accompagnement de Violon,
dédiées à Madame Victoire de France.
Par J. G. W. Mozart de Salzbourg, âgé de sept ans.
Oeuvre premier.

Von diesen beiden Sonaten befindet sich die erste in den Oeuvres complettes de W. A. Mozart, Cahier XVII. Sonata III. pag. 67 bei Breitkopf und Härtel, und die Sonata II. pag. 76 in demselben als IV. Sonata.

Sonates pour le Clavecin,
qui peuvent se jouer avec l'accompagnement de Violon,
dédiées à Madame la Comtesse de Tessé. etc.
Par J. G. W. Mozart de Salzbourg, âgé de sept ans.
Oeuvre II.

Von diesen zwei Sonaten ist nur die erste in genannter Leipziger Ausgabe. Cah. VII. und in der Steiner'schen im X. Heft enthalten.

O! wie begreiflich war da die fast fieberhafte Spannung des Kindes, die selige Erregtheit, die das Bewußtsein der ersten künstlerischen Schöpfung in Wolfgang hervorgerufen.

Es waren seine „ersten **Werke**“, die er da neben sich liegen hatte; — es waren seine „ersten **Werke**“, die er im Begriff stand, zwei hochgeschätzten, lieb gewordenen Wesen voll inniger Dankbarkeit in die Hände zu legen; — es waren seine „ersten **Werke**“, die er der Welt gab, — die seine Zukunft, die seinen Ruhm und Ruf begründen sollen!

O! es kann Niemand, der nicht selbst Werke der Kunst oder des Wissens geschaffen und der Welt übergeben hat — das Gefühl beurtheilen, das die Brust dessen durchzittert, der sich zum erstenmale Schöpfer fühlt. Vielleicht ist dies Erstlingsprodukt deines Geistes nur ein schwacher Versuch, auf den du in späteren Jahren, wenn du — reicher an Erfahrung und Wissen — Größeres geleistet, lächelnd zurückblickst; aber dennoch wirst du nie mehr, auch nicht bei deinen besten Schöpfungen, die Seligkeit, das Entzücken empfinden, die dir dein „erstes Werk“ gab.

O schöne, süße, göttliche Begeisterung! Du liegst ja nicht begründet in kindischer Eitelkeit oder in geistigem Stolze und dünkelhafter Ueberhebung! — Nein! Dich hat Gott selbst in das Herz der Menschen gegossen, damit du die begabteren Sterblichen heben mögest über den Staub der Alltäglichkeit; — damit du ihnen ein Sporn würdest

zu neuem Schaffen und Wirken, zu immer edlerem, kühnerem Streben!

Und so war es auch bei Wolfgang. In seinem kindlichen Gemüthe hatte ja nicht das leiseste Gefühl der Eitelkeit Raum. Ihm selbst unbewußt, — fast wie von selbst, waren diese Compositionen aus seinem Innern hervorgequollen; er hatte sie — vom Geiste dictirt — wie spielend geschrieben, schreiben müssen. Jetzt waren sie da und er freute sich königlich darüber, wie ein Kind über seine Puppe, wie eine Mutter über das holde, liebe Kleine, das ihr die Natur geschenkt.

Wolfgang dachte dabei nicht im Entferntesten an die Welt und was sie sagen würde. Er war nur glücklich, unendlich glücklich und toller wie je!

Aber die Welt sagte viel. Die Presse erschöpfte sich in Enthusiasmus über den siebenjährigen deutschen Componisten, Clavier- und Orgel-Virtuosen. Man konnte sich nicht von seinem Staunen über dies Wunder erholen.

Auch die beiden hohen Damen, welchen diese Sonaten gewidmet waren: Madame Victoire und die Gräfin Tessé, waren entzückt und trennten sich nur unter Thränen von ihrem Lieblinge.

Aber sonderbar, kurz vor dem Momente, in welchem man zur Rückfahrt einsteigen sollte, war Wolfgang verschwunden:

„Ich mag das Abschiednehmen nicht!“ — hatte er im Vorbeigehen Nannerl fast brusque zugeflüstert, wie er es

immer zu thun pflegte, wenn ihn Rührung zu erfassen drohte, — „aber ich werde ihnen doch Adieu sagen!"

Jetzt suchte man ihn, aber er war nicht zu finden. Endlich kam Grimm und bat Madame Victoire und die Gräfin Tessé an ein offenes, nach dem Park gehendes Fenster zu treten, die Uebrigen aber mit ihm einzusteigen und langsam der Hauptallee entlang zu fahren.

Beides geschah. Da rauschten auf einmal wunderbare Töne auf. Es waren die Klänge der großen Orgel in der Park-Kapelle, die auch die Königin schon einmal vernommen.

Aber welch' entzückendes Lebewohl riefen sie den Lauschenden, — riefen sie Choisy-le-Roi zu! Erst leise und fast wehmüthig, wie ein herzlicher Abschiedsgruß; dann gewaltig und immer gewaltiger, als ob der Schmerz wachse, in seinem Wachsen aber große Gedanken, mächtige Ideen erzeuge. O! das war kein Abschiednehmen nur von hier und denjenigen Wesen, die hier blieben, — — das war zugleich ein Abschiednehmen von einem nun durchschrittenen Paradiese; — — ein Abschiednehmen von dem Eden der Kindheit, das nun — erblassend — vor dem zurücksank, der heute seine erste That gethan.

Ja! diese Flötentöne, sie galten dem hinabsinkenden Frühmorgen eines heiteren Kinderlebens. Aber die Klänge werden ernster und ernster; da fährt es wie ein Sturmwind dazwischen und schreit auf wie in unendlicher namenloser Wehmuth; aber die Wehmuth löst sich in eine süße heilige Sehnsucht, bis plötzlich, wie die Ahnung einer großen

Zukunft, gewaltige Tonmassen majestätisch aufrauschen und in erschütternden Accorden schließen.

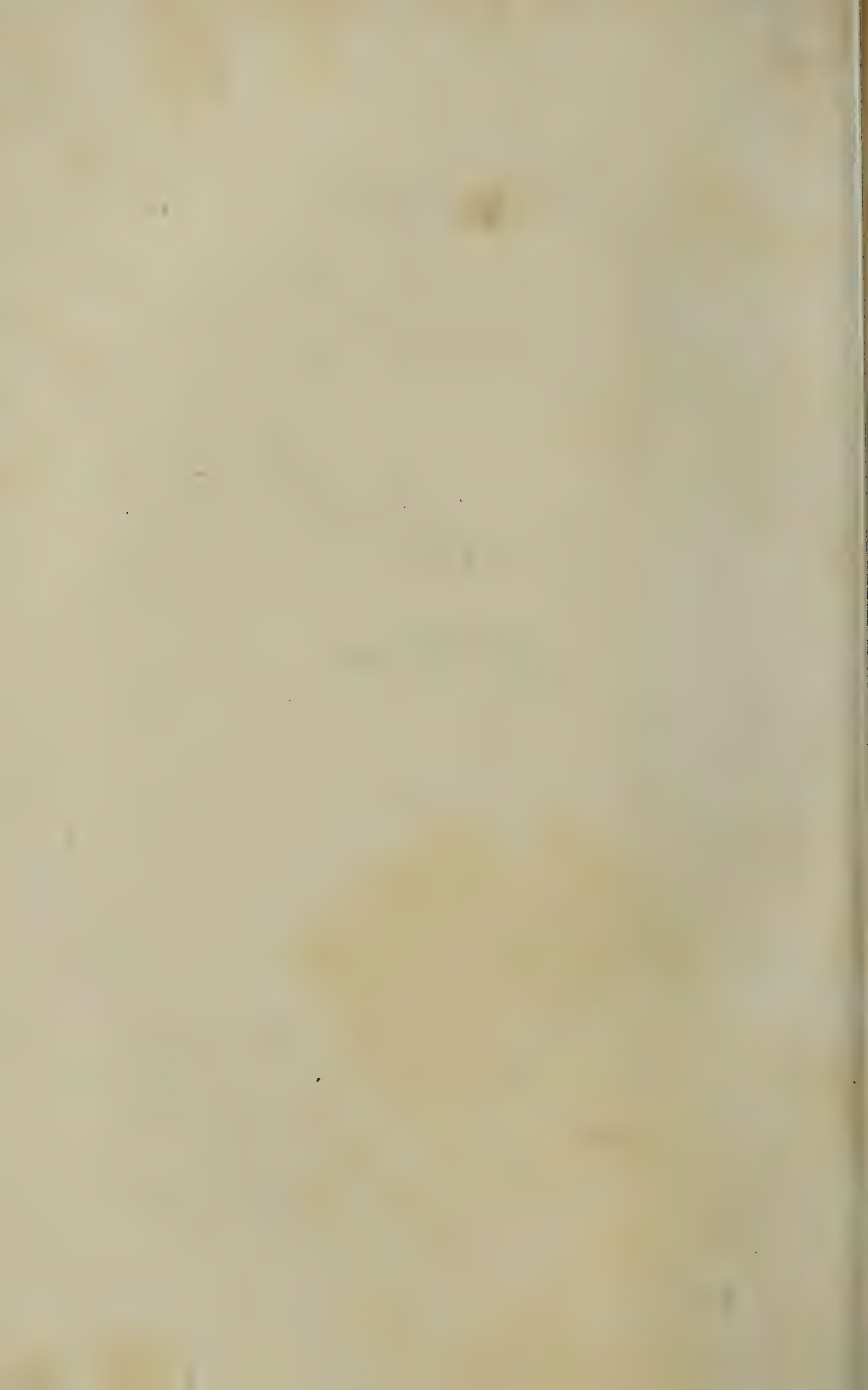
Es ist still geworden. Choisy=le=Roi steht träumend im Abendgolde. Die Augen zweier hohen Damen blicken, von Thränen der Liebe feucht, hinüber nach dem Parke; auf der Straße nach Paris aber fahren zwei Wagen, mit stillen in sich gekehrten Menschen.

Ende des ersten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

II.

In Italien.



Mozart.

Ein Künstlerleben.

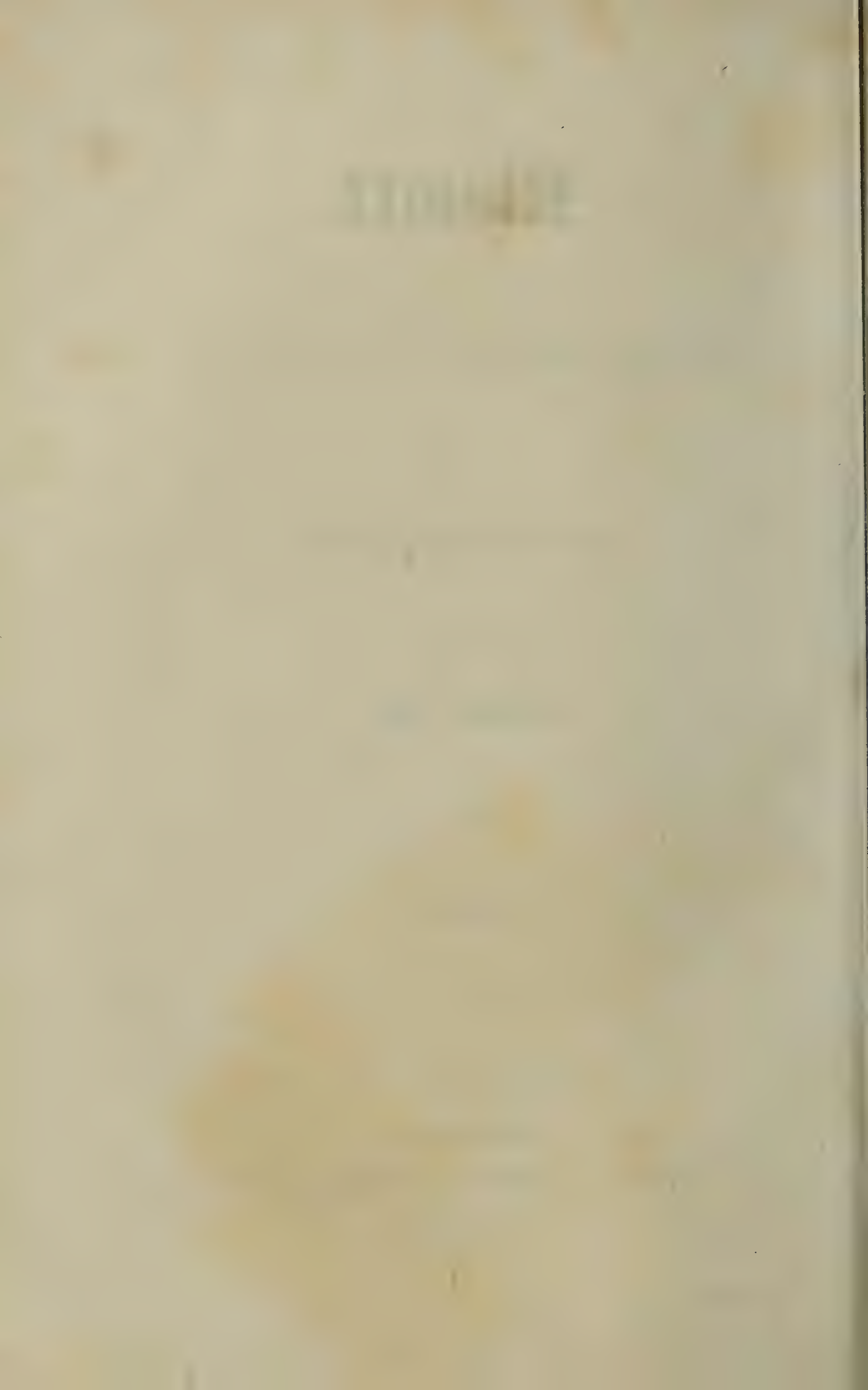
Cultur-historischer Roman

von

Heribert Rau.

Zweiter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.



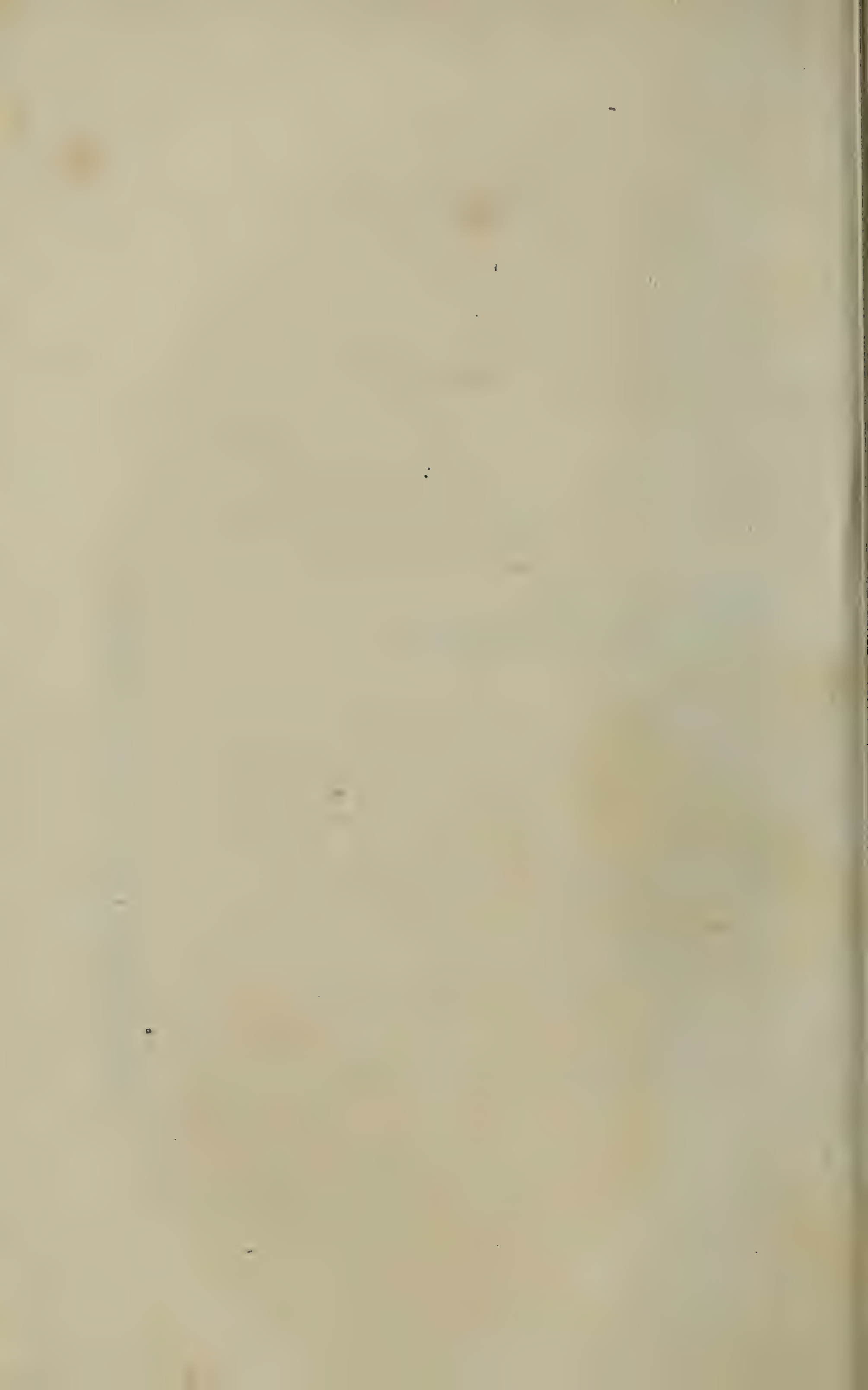
Inhalt.

II. In Italien.

(Mozart's Jugend.)

Seite

Signore Carlo Broschi 1
Abenddämmerung und Morgenröthe 17
Il cavaliere filarmonico 32
Der Fußkuß 42
Ein junger Prinz 53
Das Miserere 65
Giuditta 75
Jugendfreundschaft und Jugendliebe 90
List um List 100
Eine Nacht in Neapel 116
Der Zauberring 129
Signora Bernasconi 150
Leben und Tod 179
Das Ordenskreuz 192
Intriguen 202
Das Ungewitter 217
„Evviva il Maestro!“ — „Evviva il Maestrino!“ 230



Signore Carlo Broschi.

Ein schöner Märztag des Jahres 1770 goß sein Sonnengold über die reichgesegnete Comarca di Roma, auf die der Himmel in seinem reinsten und tiefsten Blau freundlichlächelnd, wie auf ein Lieblingskind, herabschaute. Aber weniger freundlich erwiderte ihm das alte berühmte Bologna den so wohlgemeinten Gruß; denn es lag mit seinen Palästen, Kirchen und Klöstern, seinen schiefen Thürmen und seinem alt ehrwürdigen Universitätsgebäude — im ernsten Sinnen über längst vergangene Jahrhunderte verloren — wie ein zu Stein gewordenes Spiegelbild des oberitalienischen Mittelalters da.

Namentlich trat damals dies charakteristische Gepräge dem Beschauer im Innern der Stadt entgegen, wie an dem großen viereckigen Markte, dem Platze des heiligen Petronius, den die alte Podesteria — der Sitz der früheren Herr=

scher — das Collegio dei Mercanti, der Dom und andere im strengen Style des Mittelalters aufgeführte Gebäude umgeben. Aber auch die Nebenstraßen waren damals noch diesem Charakter so treu, wie in keiner andern Stadt der Welt; und zwar ging dies so weit, daß selbst die Läden und Buden der Gold- und Silberarbeiter, der Handwerker und Krämer noch zunftartig neben einander lagen.

Was aber das finstere Ansehen noch mehrte, waren die gemauerten Hallen, die sich an allen Häusern und durch alle Straßen hinzogen und durch ihre schattenwerfenden Säulen einen fast ängstlichen Anblick boten.

Große Marmortische, steinerne Fußböden mit breiten Abzugskanälen, machten einst diese Hallen für den täglichen Verkehr geeignet und geben noch heute, in ihren Trümmern, der Gegenwart einen Beweis von dem vorsorglichen Gemeingeiste des Mittelalters, wie er, für das Volk bedacht, aus der republikanischen Römerzeit hervorwuchs.

Auch über das ganze Leben und Treiben der Menschen war noch ein mittelalterlicher Hauch gebreitet, der durch die Menge der umhertreibenden Mönche und Geistlichen aller Art wahrlich nichts verlor. Solche Gestalten waren ja alte Bekannte der kolossalen Statue des Neptun — jenes Meisterwerkes des würdigen Johann von Bologna — die die große Fontaine des Petronius-Platzes schmückt, und heute, wie vor hunderten von Jahren, schimmerten am hellen Tage Lampen aus den finsteren Fleischhallen, — bewegten sich Menschen aller Gattungen, Alter, Stände und Gewerbe an den alten, ernsten Gebäuden hin, — fuhren

langsam große, schwere, altmodische Wagen auf kleinen Rädern, vorn mit einer Zierrath geschmückt, die einer Schnabelspitze der Fischerböte nicht unähnlich, zwischen den zahlreichen, engen Holzbuden des Platzes durch, in welchen alle Bedürfnisse des Kleinhandels feil gehalten wurden.

Blumen- und Obstverkäuferinnen nahmen dabei ihre Plätze an den Straßenecken ein; — Frauen mit Schleiern über dem reichen dunkeln Haare gingen nach den Kirchen, die Messe zu hören; — hier lagerten, dem göttlichen dolce far niente huldigend, ganze Gruppen von zerlumpten Bettlern; — dort verzehrten Andere, in den kühlen Schatten der Säulen gelagert, ihre Makaroni; — während quer über den Platz eine lange Reihe jener spukhaften schwarzen Gestalten langsam und feierlich schritt, die der Gesellschaft der Misericordia angehörten.

Auch diese Gesellschaft — noch jetzt in mehreren Städten Italiens bestehend — ist ein Erbtheil längst erblaßter Jahrhunderte, aus den Parteikämpfen der adlichen Geschlechter herstammend. Geschah es damals doch oft, daß die bei den Gefechten Verwundeten ohne Hülfe, ohne Beistand in den Straßen liegen blieben; sei es, daß ihre Kampfgenossen geflohen waren oder daß unbetheiligte Bürger Bedenken trugen, ihnen zu Hülfe zu kommen und dadurch als Anhänger einer Partei zu gelten.

Diese Noth, unter der Alle gemeinsam litten, führte zu einer Maßregel, nach der man das Parteiwesen nicht auf die Leidenden auszudehnen beschloß und sich verband, in jedem Hülfsbedürftigen nur den Menschen, nicht den Anhän-

ger dieses oder jenes Hauses zu sehen. So ward die Misericordia gestiftet. Fand man nun einen Todten, einen Verwundeten in den Straßen und gab eine bestimmte Glocke das Signal, welches die Brüderschaft herbeirief, so warfen diejenigen, welche ihr angehörten, ihre schwarzen Kutten um, zogen die spitze Kapuze, die das Gesicht verhüllte und nur für die Augen Einschnitte ließ, über, umgürteten sich, hingen den Rosenkranz an ihren Gürtel, den muschelgeschmückten Pilgerhut an den Arm, und eilten — auf diese Weise dem Parteigetriebe unkenntlich — an ihre Pflicht. So schwieg unter diesen düstern Hüllen der Kampf, so verband man sich, mitten im wilden Streite der Parteien, zu milden Werken wahrer Menschlichkeit.

Und diese schöne Sitte ist nicht untergegangen. Noch jetzt bestehen diese Misericordia und zählen ihre Mitglieder unter Bürgern und Adel. Sie bringen Leute, welche in den Straßen verunglückten und ihren Beistand fordern, in deren Wohnungen oder in die Lazarethe; sie tragen arme Wöchnerinnen in die Hospitäler und Todte zu Grabe, und aus den kleinen Beiträgen, die jeder Einzelne zahlt, sind bereits verschiedene bedeutende Hospitäler erstanden.

Eine dieser finsteren, vermummten Gestalten war es nun, die eben jetzt — von einem Leichenbegängnisse zurückgekehrt — die Schelle an dem Gartenthore einer herrlichen Villa zog. Die Villa, augenscheinlich noch nicht sehr lange gebaut, lag, eine kleine Strecke von Bologna entfernt, vor dem sarragossaner Thore und zeigte schon in ihrer äußeren Erscheinung von dem feinen und edlen Geschmack

ihres Erbauers. Freundlich, licht und luftig, wie eine zierliche Krone, erhob sie sich auf einem leichtanschwellenden Hügel, die schlanken Säulen der Veranda wie üppige Blüthenstengel emportreibend. Oliven, Kastanien- und Granatbäume, Pinien, Cypressen und Lorbeer umgaben und beschatteteten sie, und mischten, in reizenden Gruppen vereint, ihr verschiedenfarbiges Laub mit malerischer Schönheit. Zwischen dem Laubwerk und den Blumen aber prangten kostbare Werke der Kunst: ein Perseus des edlen Donatello, das Haupt der Medusa siegreich in der erhobenen Hand, — ein kühner Römer, die geraubte Sabinerin auf dem nervigen Arme, von Johann von Bologna, und ähnliche herrliche Schöpfungen der größten italienischen Meister.

O es war ein köstlicher Ort! man sah es ihm an, daß hier ungewöhnlicher Reichthum und Kunstsinn ihre Tempel aufgeschlagen; aber man fühlte auch zugleich, daß Ruhe und Friede hier wohnen müsse. Ach! und Ruhe und Friede — sagt eine edle Frau — sind so selten geworden unter den Menschen, daß man ihren bloßen Anblick wie einen Talismann zu betrachten gewöhnt ist, unter dessen Schutz man alle wilden Wünsche, alles heiße Kämpfen der eigenen Seele stellen möchte.

An dem äußeren Gartenthore dieser reizenden Besitzung war es also, an welchem eben jetzt eine jener finsteren vermummten Gestalten der Misericordia die Schelle gezogen hatte. Wenige Minuten später trat ein greiser Diener aus dem Hause, schritt nach dem Gitterthore, öffnete

dasselbe und ließ die verhüllte Gestalt unter ehrfurchtsvoller Verbeugung ein. Kein Wort wurde dabei unter den Beiden gewechselt, und erst als sie ein einfaches Gemach im untern Stockwerke der Villa erreicht hatten und der Verhüllte Anstalten machte, die schwarze Kutte abzulegen, sagte der alte Diener, indem er jenem Hülfe leistete mit bescheidenem Tone:

„Wenn mir irgend etwas in der Welt unbegreiflich ist, Herr, ... so ist es Eure Betheiligung an der Misericordia. Ich will nicht sagen, Ihr seid ein reicher Mann, denn das wäre am Ende kein Grund, um sich guten Werken zu entziehen; aber Ihr seid ein alter Mann, der seine dreiundsechszig Jahre auf dem Rücken hat, und da sollte ich denken, Ihr dürftet Euch Ruhe geben und diese Strapatzen jüngeren Kräften überlassen."

Der Angeredete, dessen schönes Greisenhaupt unterdessen unter der Kaputze hervorgekommen war, antwortete nicht sogleich: er sah den alten Diener nur mit einem Ausdruck unendlichen Wohlwollens an, während ein feines Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Aber das schien den alten Diener zu ärgern, denn er runzelte die Stirne und rief — das Gewand über den Arm nehmend — fast bitter:

„Sind immer die alten Streiche! .... meint wohl, Ihr seid noch vierzig Jahre alt!"

„Nein!" — versetzte jetzt gutmüthig, und über den Zorn des Dieners lächelnd, der Andere — „nein Andreas, das denke ich nicht, gegen solche Einbildung protestiren meine steifen Glieder; aber, mein Freund, da du doch

immer von „Alter" sprichst, so sage mir einmal, wie viele Sommer hast denn Du gesehen?"

„Das gehört nicht hierher!"

„Wie viele Sommer hast Du gesehen?"

„Nun denn: dreiundsiebzig!"

„Also" — fuhr der andere fort — „bist Du gerade zehn Jahre älter als ich! Warum dienst du mir denn noch und setzest dich nicht zur Ruhe? Könntest's ja auch deinen alten Knochen gönnen; denn dein Vermögen würde es dir erlauben, recht gut erlauben, deine alten Tage in der behaglichsten Ruhe hinzubringen. Nun?"

„Gewiß, Herr!" — versetzte Andreas, und eine leichte Rührung machte dem flüchtigen Unmuthe Platz — „gewiß könnte ich meine alten Tage behaglich schließen; denn dafür hat Eure unbegränzte Güte und Freigebigkeit gesorgt. Aber doch wollte ich lieber noch auf alles verzichten, was ich besitze, als meinen Dienst bei Euch aufgeben."

„Und warum?" — frug Jener.

„Warum? warum?" — wiederholte der Diener, und man sah ihm an, daß ihn das Geständniß fast eben so peinige, wie ein erstes Liebesgeständniß ein unverdorbenes Kind. — „Warum? nun, weil ich Euch — wie Ihr ja selber wißt — als den besten Herrn und als den besten Menschen auf Gottes weiter Welt liebe und achte!"

Der alte Herr griff bei diesen Worten des Dieners an seine Nase und machte das Zeichen des Zupfens.

Andreas zuckte die Achseln —: „Ich soll mich an der Nase zupfen?!"

„Ja!" — versetzte gemüthlich der Herr — „denn sieh! wie du mir, trotz deiner dreiundsiebzig Jahre noch dienst, weil du mich liebst und obgleich du ruhen könntest; .... so diene ich junger Bursche von erst zweiundsechszig Jahren der Menschheit, weil ich sie liebe und obgleich ich auch ruhen könnte. Als ich aus Spanien hierherkam, mir hier, wie Cicero, ein kleines Tusculum zu gründen, und diese Leute, deren Gesichter ich nicht erkennen konnte, zum erstenmale sah und von ihrem edlen Berufe hörte, da hatte ich die Empfindung, als müsse ich mich tief, tief vor ihnen verneigen, zumal wenn ich aus der langen Kutte bald den mit Kalk und Staub befleckten, breitgetretenen Schuh eines Handwerkers, bald den blankgewichsten Stiefel eines vornehmen Herrn hervorgucken sah; oder wenn auf der Tragbahre feine, weiße Männerhände mit den schwielenvollen Händen des Arbeitenden wechselten. — Solch' ein persönliches, anspruchloses Helfen ist es, was der Menschheit Noth thut. Dabei prangen keine Namen in öffentlichen Blättern, es ist auch kein Orden dafür zu gewinnen und keine ehrenvolle Anerkennung in den Augen der Frommen und Heiligen. Unbekannt, ungesehen und verloren in der großen Zahl hilft Jeder, nicht mit Geld, auf das er vielleicht nur geringen Werth legt, sondern mit der eigenen Kraft, mit dem eigenen guten und edlen Willen, zu jeder Stunde und mit Aufopferung der eigenen Bequemlichkeit. Das Wichtigste dabei ist aber, daß jeder der reichen und vornehmen Theilnehmer dadurch bisweilen an das Schmerzenlager der Armen kommt, die Noth und das

Elend seiner unglücklichen Mitbrüder kennen lernt, und somit fühlt, daß die gedrückte Menschheit ein Anrecht, eine unabweisliche Forderung an seine Hülfe hat."

„O!" — sagte ergriffen Andreas, indem er seinem Herrn mit Bewunderung in das von den edelsten Gefühlen bewegte Antlitz sah — „das ist Alles wahr und gut und schön; aber Ihr, die Ihr so viel für die Menschen gethan habt und noch thut, — Ihr dürftet hier doch auch an Euch denken. Ihr habt ja bis zum Augenblick trotz Eurer Jahre an den Misericordia Theil genommen; überlaßt von nun an wenigstens die persönliche Betheiligung jüngeren Kräften."

Der Angeredete schüttelte das Haupt:

„Alter, ehrlicher Andreas!" — sagte er dann und reichte dem ergrauten Diener die Hand:

„Das geht nicht! Schon um des Prinzipes willen, muß ich dabei bleiben. Sieh', es giebt auf Erden viele schöne und edle Unternehmungen .... aber nur wenige kommen zu ihrer vollen, reichen Blüthe. Weißt du auch warum? .... Weil so wenige Menschen den Muth und die Kraft haben, sich daran persönlich zu betheiligen. Tausende glauben, es sei genug mit ihrem Beifall oder einer kleinen Beisteuer an Geld .... aber das ist nichts als Schwachheit, Selbstbetrug oder Eitelkeit. Nur da werden und können große Gedanken groß und mächtig in das Leben eingreifen, wo sie bei Allen zur That werden, bei Reich und Arm, bei Jung und Alt, bei Vornehm und Gering! ....

Aber" — setzte er hinzu .... „ich bin in der That etwas erschöpft. Ist Pater Martini da?"

„Ja!" — versetzte Andreas — „der ehrwürdige Vater arbeitet schon seit zwei Stunden in Eurer Bibliothek."

„So bringe mir ein Glas Lacrimae Christi und etwas zu essen dahin!" — sagte der Gebieter, Signore Carlo Broschi, und stieg die breite Marmortreppe hinauf.

Signore Carlo Broschi, genannt Farinelli, war einer der berühmtesten Männer seines Jahrhunderts. Von der Natur mit einer zauberhaft schönen Stimme begabt, die durch Kunst einen Umfang erhielt, der den gewöhnlichen um eine ganze Octave überstieg, und von dem berühmten Porpora gebildet, überragte er alle Sänger seiner und aller vorhergehenden Zeiten.

Schon im siebzehnten Jahre trat er in Rom auf, und man kann sich einen Begriff von der Herrlichkeit seiner Stimme machen, wenn man erfährt, welche Siege er hier in dem Theater Aliberti davontrug. Broschi hatte unter anderem eine Arie mit obligater Flötenbegleitung zu singen. Der Künstler, der die Flöte blies, war als ausgezeichnet bekannt: dennoch aber übertrafen die Töne des jugendlichen Sängers jene der Flöte an Reinheit und Zärte so sehr, daß ein stürmischer, nicht enden wollender Applaus Signore Carlo Broschi den Siegeskranz zuerkannte. Von nun an war sein Ruf gegründet und bald überstrahlte sein Name, selbst den eines Elisi, Gizzielli und Caffarelli.

Broschi, der unterdessen — da er ein Freund der Familie Farina in Neapel war und oft in deren Hause zu

singen pflegte — den Namen Farinelli erhalten hatte, ging nun nach Wien, Paris und London und gefiel überall, nicht nur durch seinen Gesang, sondern auch durch sein anspruchsloses und liebenswürdiges Wesen so ungeheuer, daß er unermeßliche Reichthümer zusammen brachte. Da sollte plötzlich ein eigenthümliches Ereigniß seinem Leben eine Wendung geben, und den, der bis dahin nur Sänger gewesen, auch als Staatsmann bis zur weltgeschichtlichen Bedeutung erheben.

Spanien war nämlich um jene Zeit in einer höchst traurigen und bedenklichen Lage. Seine Regierung und Gesetzgebung ging, dem Namen nach, allein vom Könige aus, und doch war Philipp V. in einem Zustande, der die Verwandten eines Privatmannes berechtigt haben würde, ihm eine gerichtliche Vormundschaft geben zu lassen.

Brachte er doch die Tage im Bette zu, ließ Haare und Nägel wachsen, beobachtete ein hartnäckiges Schweigen, stand nur Nachts einige Augenblicke auf, um Nahrung zu nehmen und war durch nichts in der Welt dazu zu bewegen, Theil an den Regierungsgeschäften zu nehmen oder auch nur die nöthigsten Unterschriften zu geben.

Nur Musik und vorzüglich Gesang vermochten es hier und da, ihn aus seiner an Wahnsinn streifenden Melancholie zu wecken und auf Augenblicke zur Vernunft zurückzuführen. Als daher Farinelli's Ruhm die Welt erfüllte, kam die Königin von Spanien, die kluge und talentvolle Elisabeth von Parma, auf den glücklichen Gedanken, diesen ausgezeichneten Sänger nach Madrid zu berufen.

Farinelli folgte dieser Einladung, da er sie schicklichkeitshalber nicht ausschlagen konnte.

In Madrid angekommen, bewog ihn die Königin gleich am ersten Tage in einem königlichen Gemache zu singen, welches an dasjenige stieß, in dem Philipp V. im Bette lag. Und siehe da, die Wirkung seines Gesanges auf den König war gleich anfangs so groß, daß dieser sich bewegen ließ, aufzustehen, sich anzukleiden und an den Geschäften Theil zu nehmen.

Von diesem Augenblicke an war Farinelli für die Königin und für die spanische Regierung ganz unentbehrlich, da Philipp V. nur dadurch, daß ihm Farinelli jeden Tag einige Arien vorsang, dem Leben und dem Lande erhalten werden konnte. Natürlich war Elisabetha von Parma's Dankbarkeit auch unbegränzt. Farinelli erhielt sofort einen Jahresgehalt von 14,000 spanischen Reichsthalern, ein Palais als Wohnung, königliche Küche, Keller und Bedienung, nebst einer Hofequipage und überhaupt Allem, was zu einer wahrhaft fürstlichen Existenz gehörte.*)

Was aber von nun an Farinelli's Namen einen so schönen Klang in der Geschichte gegeben hat, ist der Umstand, daß er sich nicht nur als einen in der That treff-

---

*) Biographie universelle, ancienne et moderne. Paris. 1815. Histoire de la Musique par Burney. — Lamberg: Mémorial d'un mondain. p. 97. Ditter von Dittersdorf. Selbstbiographie. S. 110 u. f. — Schlosser: Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Jahn: I. Theil 2tes Buch 195.

lichen Staatsmann zeigte, sondern auch nicht das Geringste an seinem edlen, liebenswürdigen Charakter und seiner nie genug anzuerkennenden Bescheidenheit einbüßte. Farinelli mißbrauchte seinen Einfluß niemals, auch nicht unter der Regierung des folgenden Königs Ferdinand VI., der wunderbarerweise eben so melancholisch als sein Vorgänger, und — wie dieser — nur durch Farinelli's Gesang dem Leben und der Regierung zu gewinnen war.

Farinelli leitete daher unter zwei Königen — wenn auch nicht officiell, so doch durch den Marquis Ensenada, der sein Geschöpf war, — die Regierung Spaniens. An ihn wandten sich die Gesandten der fremden Höfe, ihm schmeichelten die Regenten Europa's, an ihn schrieb selbst die stolze Kaiserin von Oesterreich, Maria Theresia! Aber Farinelli war auch nicht unthätig. Während er als Director der durch ihn zu Madrid ins Leben gerufenen, italienischen Oper diese zu einer glänzenden Höhe erhob, erhielten Manufacturen und Fabriken Ermunterung, wurden Kriege geführt und Friede geschlossen, die Söhne Elisabethens mit auswärtigen Reichen versorgt, und die Wunden des spanischen Erbfolgekriegs so viel als möglich geheilt. Aber die Königin fühlte auch, welche Stütze sie in Farinelli habe. Sie selbst hing ihm das Ordenskreuz von Calatrava mit eigenen Händen um; überreichte ihm das, in Diamanten gefaßte, Bildniß des Königs, und gab ihm als Zeichen ihrer Achtung eine goldene Dose auf deren Deckel zwei große Diamanten funkelten und die einen Wechsel von 5000 spanischen Reichsthalern enthielt. Auch

der König von Frankreich hatte Farinelli schon früher mit seinem in Diamanten gefaßten Bildnisse beehrt. Aber auch die Wolken blieben nicht aus, die den Himmel selbst des glücklichsten der Sterblichen manchmal verfinsteren.

Wie wäre es möglich gewesen, daß ein Mann, wie Farinelli, den das Glück von dem Stande eines einfachen Sängers bis zu den Stufen eines Thrones gehoben, dem Neid und der Chikane hätte entgehen können. Dennoch zerschellten alle Intriguen an seinem edlen und schönen Charakter. Weit davon entfernt durch seine Stellung, Auszeichnung und Macht stolz zu werden, entwaffnete gerade seine liebenswürdige Bescheidenheit seine ärgsten Feinde. So bewarb sich einmal einer der mächtigsten Grande lange Zeit vergeblich um einen Gesandtschaftsposten. Obgleich nun Farinelli recht gut wußte, daß dieser Mann sein ausgemachter Gegner sei, brachte er es endlich doch bei dem Könige dahin, daß jenem die ersehnte Stellung ward. Aber — sagte bei dieser Gelegenheit der König zu Broschi — „wißt Ihr auch, Farinelli, daß der Empfohlene Euer Feind ist und Böses von Euch redet, wo er kann?" — — „Ja, Majestät!" — entgegnete Farinelli — „eben darum möchte ich mich auf diese Weise an ihm rächen."

Ein anderesmal hörte Farinelli, als er sich gerade zum Könige begeben wollte, einen Gardisten in einem der anstoßenden Säle auf ihn schimpfen und raisonniren und sich laut darüber beklagen, daß der König alle seine Gunst lediglich auf einen elenden Musiker häufe. Farinelli

zog sofort Erkundigungen über den Schimpfenden und die wahrscheinliche Ursache seines Unmuthes ein. Da erfuhr er denn, daß der Mann seit dreißig Jahren diene, ohne jemals eine Beförderung erreicht zu haben.

Farinelli schwieg; als er aber aus dem Gemach des Königs trat, überreichte er dem unzufriedenen Gardisten ein Diplom, welches ihn zum Hauptmann ernannte. Man kann sich die Ueberraschung und Verwirrung des Mannes denken. Farinelli aber reichte ihm lächelnd die Hand und sagte mit der ihm eigenen Güte:

„Ein Gardist ist nicht vermögend genug, um die Kosten einer Hauptmannsequipage tragen zu können. Wir wollen dies also morgen beim Mittagessen, zu dem ich Euch erwarte, arrangiren!"

Solche Leutseligkeit, Güte und Freundlichkeit gewann denn auch Farinelli alle Herzen, und selbst als König Ferdinand VI. und seine Gemahlin im Laufe eines Jahres gestorben und König Carl III. den spanischen Thron bestiegen, konnte dieser Farinelli seine Achtung nicht versagen. Da dieser indessen fühlte, daß mit dem neuen Thronwechsel auch andere Prinzipien in Spanien eingezogen seien, zog er sich — ein ächt philosophischer Geist — von selbst zurück, und begab sich, unermeßlich reich und von der Königin als Erbe ihrer sämmtlichen Claviere, Flügel und Musikalien, die eine der größten derartigen Sammlungen der Welt bildeten, beschenkt, nach Italien zurück, wo er sich zu Bologna, wie wir wissen, ein Tusculum gründete.

Hier verlebte Farinelli nun in stiller glücklicher Zurückgezogenheit und Ruhe die letzten Tage seines Lebens auf die unsere Erzählung jetzt noch einige Streiflichter werfen soll.*)

---

*) Ditter von Dittersdorf. — Histoire de la Musique par Burney. — Biographie universelle, ancienne et moderne: Tom. XIV. fo. 161.

Abenddämmerung und Morgenröthe.

Die innere Einrichtung der Villa Farinelli entsprach der äußeren Erscheinung dieses freundlichen Tusculums ganz. Den Eingang zu dem Hause bildete jene reizende Veranda, von welcher wir schon gesprochen, und die, auf schlanken, zierlichen Säulen ruhend, sich schon jetzt in eine trauliche Laube von jungem Grün zu verwandeln anfing. Schön gearbeitete Bänke und Tische erhoben sich einladend zu beiden Seiten und verriethen, daß in den heißen Tagen hier das Lieblingsplätzchen des schönen stattlichen Greises sei, der so glücklich war, diese Villa sein Eigenthum zu nennen.

Durch die Veranda trat man in einen geräumigen Saal, dessen Wände aus weißem Marmor die Büsten der hervorragendsten Männer des Römerthums schmückten. Das Ameublement war in antikem Style gehalten und bekundete durch seine gediegene Einfachheit und Ueberein=

stimmung mit der architektonischen Ausschmückung des Gemaches den edlen und feinen Geschmack des Besitzers. Im gleichen Style hielten sich sämmtliche Gelasse des Erdgeschosses. Sie hätten in der That einem römischen Kaiser — einem Trajan — Ehre gemacht.

Ganz anders dagegen war das zweite Geschoß der Villa Farinelli gehalten. Dienten die Säle und Gemächer des Erdgeschosses, hochgestellte Freunde und Besuche zu empfangen, so bildete der obere Theil des Hauses die stille, behagliche, an vielen großen Erinnerungen reiche Wohnung eines großen Künstlers und Philosophen.

Auch hier befanden sich, aber auf den beiden Flanken des Hauses, zwei geräumige Säle, von welchen der eine die weltbekannte musikalische Bibliothek Farinelli's — dies kostbare Erbe der Königin von Spanien — enthielt; während in dem anderen alle die Claviere und Flügel aufgestellt waren, die dieselbe freigebige Hand dem Retter zweier Könige als Zeichen des Dankes und der Achtung verehrt. Außer diesen Clavieren und Flügeln aber, von welchen jedes den Namen eines großen Malers, wie Raphael, Correggio, Titian, Guido u. s. w. trug, befand sich noch ein höchst merkwürdiges musikalisches Instrument hier, das indessen in dem sorgfältigsten Verschlusse ruhte. Es war dies die Lieblingsvioline Farinelli's — von ihm Viola d'amour genannt — ein Meisterstück des berühmten Cremonesen Amati aus dem 16. Jahrhundert.

Die Wände dieses Saales schmückten übrigens vortreff-

liche Gemälde der italienischen und spanischen Schule, unter welchen sich auch die lebensgroßen Bildnisse König Philipps V. und Elisabethen's von Parma befanden. Die weitere Ausstattung zeigte einen allseitigen, die größte Behaglichkeit athmenden Comfort. Zwischen diesen beiden Sälen endlich lagen die Wohn- und Schlafzimmer des Hausherrn. Aber, dieser Hausherr war schon seit Jahren nicht so ganz allein, als man vielleicht denkt. Er — der in seinem ganzen vielbewegten Leben ein Schooßkind des Glückes gewesen — war dies auch im Alter noch; denn er besaß — was anderen Sterblichen meist nur in den schönen poetisch-schäumenden Jahren der Jugend und Tausenden gar nicht wird — einen edlen, ganz gleichgesinnten, herrlichen Freund. Dieser Freund aber, nur ein einziges Jahr jünger als er selbst, war der gelehrte Franziskaner Johann Baptist Martini, Italiens größter Contrapunktist, das Haupt der weltberühmten philharmonischen Gesellschaft zu Bologna, der angestaunte Autor des Werkes „Saggio fondamentale prattico di contrapunto," dem selbst Friedrich der Große — in Anerkennung der ausgedehnten Verdienste, die sich Martini um die Musik erworben — sein in Brillanten eingefaßtes Bildniß nebst einem eigenhändigen sehr verbindlichen Schreiben zugesandt hatte.*)

Wilhelm von Vallo: Antologia romana. — Journal dei Litterati von Pisa 1785. Scrittori Bolognesi. 5. p. 342 sq — Memoire per le belle arti.

Was aber vermöchte die Geschichte reizenderes zu bieten, als den Anblick dieser beiden, durch ein gleiches wissenschaftliches und künstlerisches Streben und die Bande der innigsten Freundschaft verbundenen edlen Greise?! O! sie waren Dioskuren im ächten Sinne des Wortes. Unser egoistisches Zeitalter freilich, das auf Orest und Pylades, Nisus und Euryalus, Achilleus und Patroklus, Theseus und Pirithous, Scipio und Laelius, David und Jonathan, Jesus und Johannis hinschaut, wie auf die Riesenkraft eines Herkules, Theseus und Achilleus, versteht ein solch' glückliches Zusammen-leben, -weben und -streben, -schaffen und -sein kaum. Hier aber war in der That, wie Aristoteles die Freundschaft definirt: „eine Seele in zwei Körpern!" Aber ihre Charaktere paßten auch trefflich zu einander; beide hatten große Lebenserfahrungen — Martini namentlich durch ausgedehnte Reisen — hinter sich liegen; beide waren begeisterte Verehrer der Musik, und, was die Hauptsache ist, beide fesselte jetzt ein großes gemeinsames Unternehmen: die Herausgabe einer tiefgelehrten, allseitig gediegenen und umfassenden „Geschichte der Musik."

Freilich war Vater Martini der eigentliche Schöpfer dieses Werkes; aber Farinelli hatte ihn nicht nur zu diesem Unternehmen bestimmt, nein! er stellte dem gelehrten Freunde auch seine ganze unschätzbare Bibliothek, während dieser Riesenarbeit zur Verfügung und half thatsächlich durch seine eigenen Kenntnisse und sein fortwährendes Studium.

Daher kam es denn auch, daß der ehrwürdige Pater Martini alltäglich viele Stunden in Farinelli's Villa zubrachte, wo der Bibliothek-Saal so zu sagen sein Studierzimmer geworden. Nach der Last des Tages gewährte dann Farinelli's unübertreffliches Spiel auf der Viola d'amour beiden Erholung und Erhebung, und ließ sie, da ihnen, trotz des Alters, die volle Jugendfrische des Geistes geblieben, herrliche Stunden verleben.

Auch jetzt saß Pater Martini wieder an seinem in der Mitte des Bibliothek-Saales stehenden Schreibtische, halb vergraben unter Folianten und Pergamentrollen, als Farinelli eintrat.

Aber der würdige Franziskaner war heute — wie Farinelli gleich nach dem ersten Gruße merkte — gar nicht so recht wie gewöhnlich bei der Arbeit. Es gab sich in allen seinen Bewegungen eine auffallende, ihm sonst ganz fremde Unruhe kund und endlich legte er die Feder ganz weg und stand auf.

„Es geht heute nicht!“ — sagte er zugleich, sich gewissermaßen vor sich selbst entschuldigend. — „Ich bin zu aufgeregt, zu zerstreut.“

„Also doch auch!“ entgegnete lächelnd Farinelli, und befahl dem Diener, der seinem vorhin erhaltenen Auftrage zufolge, seinem Herrn so eben ein Glas Lacrimä Christi präsentirte, auch dem Freunde ein solches vorzusetzen: — „Ich dachte das Concert von gestern Abend habe nur mich so gewaltig erfaßt!“

„Nun!“ — versetzte Pater Martini — „meine Auf-

regung ist wohl eigentlich weniger Folge des Concertes, als der Gedanken, die mir die Wundererscheinung dieses genialen jungen Maestro's macht. Er hat mich entzückt; aber gerade darum fürchte ich für ihn .... fürchte, statt inneren Gehaltes, statt des Waltens eines großen musikalischen Geistes, am Ende nur oberflächliche Genialität, nur eine überaus glückliche Naturbegabung und technische Fertigkeit zu finden; wie dies bei Wunderkindern zumeist der Fall ist."

„Aber, mein lieber Freund und Bruder!" — entgegnete Farinelli — „dagegen spricht ja doch seine ganze Vergangenheit. Denke nur, was man dir von Wien, Paris und London über den jungen Amadeus Mozart schrieb; entsinne Dich, was unser gemeinsamer Freund Grimm in seinen wahrhaft begeisterten Briefen sagt, und Grimm ist doch auch ein Sachverständiger. Und würden die Unternehmer des Theaters in Mailand, sogleich nachdem der vierzehnjährige Knabe den Fuß auf italienischen Boden gesetzt, ihm auch schon die Anerkennung gezollt haben, eine Oper für den nächsten Carneval bei ihm zu bestellen, wenn sie ihrer Sache nicht gewiß wären? Martini denke nur: der vierzehnjährige Knabe soll eine Oper für das mailänder Theater schreiben ..... und er hat es angenommen, als ob das Ding nichts wäre. Und hat er nicht in Wien schon zwei Opern geschrieben: La finta simplice im Auftrage des Kaisers Joseph ....."

„Die nicht zur Aufführung kam!" — fiel Martini ein. —

„Weil die Neider und Feinde des jungen Maestro den

Director Affligio für sich gewannen und durch die abscheulichsten Cabalen die Aufführung hintertrieben. Aber der kleine Mozart machte sich nichts daraus. Er schrieb eine neue Oper „Bastien et Bastienne,“ die dann in Mesmer's Hause aufgeführt wurde, und zwar, wie Hasse und Metastasio Dir und mir schrieben, mit dem größten Erfolg.“

„Mit dem Erfolg“ — sagte der greise Franziskaner kopfschüttelnd — „den jedes halb erträgliche Stück auf einem Liebhabertheater und vor Freunden hat.“

„Und Hasse und Metastasio?“

„Sind für den kleinen Mozart eingenommen.“

„Und die früheren Berichte von München, Wien, Paris, London, Holland und so weiter?“

„Schwärmen für das „Wunderkind,“ sind aber jeder tieferen Beurtheilung fern!“ — sagte Vater Martini. — „Hier bei uns ist es etwas ganz anders. Der junge Mozart hat jetzt das „Wunderkind“ abgestreift. Er will keine Wundererscheinung mehr sein, sondern ein Künstler .... und dies, mein theurer Freund, gefällt mir gerade so sehr an dem jungen Menschen, daß ich ihn schon jetzt, nach zweimaligem Zusammentreffen liebe. Aber diese Liebe macht mich eben auch bangen. Er ist mit seinem Vater nach Italien, der hohen Schule der Musik, gekommen, und hier muß er, will er sich einen Namen machen, vor allen Dingen seine Prüfung vor der philharmonischen Gesellschaft zu Bologna bestehen. Vermag er dies, haben wir ihn zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft, zum

Cavaliere filarmonico, erhoben, dann steht sein Ruf fest. Aber .... aber .... der Areopag, der ihn hier erwartet, ist gleich dem in Athen, der verführerischen Sprache einer oberflächlichen Begeisterung unzugänglich. Hier gilt es, seine Meisterschaft zu beweisen, nicht allein im Vortrag, wie gestern im Concerte, mit dem Feldmarschall Graf Pallavicini die Haute volée Bologna's erfreute, sondern namentlich auch im Contrapunkt. Nur ein durchaus wissenschaftlich gebildeter Componist hat Anspruch auf die Mitgliedschaft in unserer Gesellschaft."

„Nun!" — sagte Farinelli, der die strengen Grundsätze und die ruhige Unbestechlichkeit Pater Martini's und der philharmonischen Gesellschaft kannte, und daher doch auch etwas für den jungen deutschen Maestro zu bangen anfing: — „Wir wollen sehen. Jedenfalls weiß ich, daß der kleine Mozart die letzten Jahre zu den ernstesten Studien benutzt hat. Stradella, Carissimi, Scarlatti, Leo, Dürante, Hasse, Bach und Händel waren die ersten Meister, die er, wie mir sein Vater sagte, durchnahm. Und wie er mit der größten Geläufigkeit italienisch spricht, so ist er auch in der italienischen Musik zu Hause."

„Hat er nicht auch bereits den Titel Concertmeister?"

„Ja! sein Vater ist hochfürstlich Salzburgischer Capellmeister, der Sohn hochfürstlich Salzburgischer Concert meister! und das ward er im dreizehnten Jahre!"

„Allerdings eminent! besonders von dem Herrn Fürstbischof von Salzburg."

„Nun er wollte auch nicht daran und behauptete immer der Vater helfe dem Amadeus. Der Knabe mußte also auf das Schloß kommen, bekam seine Aufgabe zur Composition, ward in ein einsames Zimmer eingeschlossen und durfte keinen Menschen sehen, bis er seine Arbeit vollendet. Dies war aber bald geschehen und sie fiel so vortrefflich aus, daß der Herr Fürstbischof die Ernennung zum Concertmeister sofort folgen ließ."

Pater Martini ging, in tiefe Gedanken verloren, auf und ab.

„Nun!" — sagte er endlich — „so wird es ja auch bei uns gehen. Er componirte ja auch schon eine Messe, ein Offertorium und ein Posaunen-Concert, die ich kenne und die trefflich sind."

„Und die in Gegenwart des Wiener Hofes aufgeführt und von ihm selbst dirigirt wurden."

„Es ist groß! es ist groß!" — rief der greise Mönch mit blitzenden Augen.

„Und was wird ihm mein Freund zur Prüfung vorlegen?" — frug Farinelli:

„Eine Antiphona aus dem Antiphonarium, die er vierstimmig setzen muß," — entgegnete Martini ernst. — „Er kann Großes lösen, er soll es .... und zwar zu seinem eigenen Ruhme. Ich fühle, daß dieser kleine Maestro mir das Herz gestohlen hat."

Eine Pause entstand.

„Soll ich Dir, mein alter treuer Freund, ein Geständniß machen?" — sagte nach einiger Zeit Farinelli, indem er

seine Hand vertrauensvoll auf des Paters Schulter legte, der sich wieder neben ihn gesetzt — „mich hat die Erscheinung dieses jungen eminenten musikalischer Genies an etwas erinnert, das mir im Leben zwar schon tausendmale vorgekommen, das aber immer peinlich ist.“

„Und das wäre?“ — frug der Andere.

„An das Abschiednehmen! — Wie ich dem kleinen Maestro so in seine großen seelenvollen Augen blickte, da ward es mir klar wie Sonnenlicht, daß dies die Sterne seien, die für das Reich der Musik einen neuen Tag verkünden. Um uns, mein Freund und Bruder, um uns liegt Abenddämmerung .... dort .... erglüht Morgenröthe!“

„Und was wäre dabei?“ — frug mit einem Lächeln voll Ruhe und Erhabenheit der Franziskaner-Mönch — „das Leben der Einzelnen und jenes der Menschheit .... sie bestehen beide aus einem ewigen Wechsel von Licht und Schatten, von Abend und Morgen, von Vergehen und Erblühen.“

„O das weiß ich wohl!“ — entgegnete Farinelli — „und denke auch nicht so klein und kindisch, um nicht gern im großen Ganzen und für das große Ganze aufgehen zu wollen. Wenn nur die Trennung .... wenn nur das Abschiednehmen nicht wäre!“

„Ei!“ — meinte Vater Martini — „da stoßen wir ja wunderbarerweise einmal auf eine Verschiedenheit in unserer Denkungsart. — Ich für mein Theil wenigstens, habe schon so oft in meinem Leben Abschied nehmen müssen, daß ich wahrlich an alle Trennung gewöhnt bin.“

„Das glaubst du nur, mein Bruder!“ — rief Farinelli — „aber du täuschest dich. Wie könnte ich die Trennungen zählen, in die mich das Geschick verflochten und doch glaubte ich das Herz müsse mir verbluten, als ich von Spanien Abschied nahm, ... und ..... ich habe es noch nicht vergessen können, es liegt wie eine Insel von Sonnengold in dem Gebiete meiner Erinnerung. Ja! gedenk ich sein, so ist es mir, als kehrten die entflohenen Stunden zurück und trügen alle kleinen Freuden und frohen Augenblicke noch einmal vor meinen Geistesaugen vorüber, um dann mit ihnen auf ewig zu entfliehen, und in mir nichts zurückzulassen, als das wehmüthige Gefühl, daß sie dahin sind. Mir ist, als drängten sich die leblosen Zeugen meines Lebens, die Gegenstände, die mich umgaben, ... die Menschen, die ich geliebt und geachtet, noch einmal recht nahe an mein Herz, und — gestehe ich nur meine Schwäche — ich nahm und nehme recht schweren Abschied von ihnen.“

„Nun!“ — sagte Vater Martini mild — „dies ächt menschliche Gefühl ist gerade keine Schwäche zu nennen. Es zeugt wieder von dem tiefen Gemüthe meines edlen Freundes.“

Farinelli schien diese Worte überhört zu haben. Er war sichtlich in seine Erinnerungen verloren und fuhr jetzt, wie sich selbst vor einem Mißverständniß verwahrend, gedankenvoll fort:

„Nicht daß ich um entschwundene Genüsse klage; .... aber daß ich mich losreißen mußte und .... wer weiß wie

bald .... losreißen muß aus den Umgebungen, in denen ich mich so heimisch und glücklich gefühlt, von allen den Gegenständen und Beschäftigungen, die gleichsam Bekannte und Vertraute meines Lebens geworden, das ist's, was mir schwer wird, Nicht die großen Vergnügungen und Genüsse sind es, die den bessern Menschen mit Allgewalt fesseln, sondern die kleinen Freuden und Interessen, — die unscheinbaren Veilchen, von welchen er sich unter schmerzlichen Gefühlen losreißt. Wenn das rauhe Geschick manchmal mit eiserner Hand nach dem Glücke eines ganzen Lebens greift, so steht oft in der Menschenbrust ein heroischer Wille auf, der edel und stolz zu dem Zufalle spricht: „Nimm es hin, ich will das Leben auch ohne dies ertragen!“.... und dann überwindet ein edles Selbstgefühl die Pein des Schmerzes, und wir stehen stark und erhaben mitten unter den Ruinen unserer Hoffnungen. Wenn aber das Geschick eine große Hoffnung und Erwartung, eine Blume nach der andern aus unserm Leben reißt, und eine Farbe nach der anderen in dem Gemälde unserer Tage erlöscht und abstirbt, bis es am Ende kahl und grau vor uns liegt, da ergreift den Menschen eine namenlose Wehmuth und er fühlt sich in seinem tief Innersten erschüttert.“

„Darum“ — versetzte der Franziskaner — „werden große Verluste gemeiniglich mit größerer Seelenstärke getragen, als die kleinen Leiden und Opfer des Lebens. Indeß! was ist denn das Leben selbst, mit allen seinen Freuden und Leiden. O, mein Freund, stehen wir — wie Du

vorher gesagt — in der Abenddämmerung, dann verschwindet es zu nichts. Auf der Erde geht ja alles vorüber und wir auch! — Der Augenblick kommt, und wie er uns auch erfreue und beglücke, der Mensch sagt vergeblich zu ihm: bleibe; .... denn während er es ausspricht, ist er vorüber und ein anderer an seiner Stelle! Wir dürfen indessen dabei nicht ungerecht sein; so flüchtig die Minuten sind, ihr Bild bleibt uns immer, und der Nachhall der Empfindungen, die er in uns hervorrief, kann der Mensch nähren Jahre lang, und sie können ihn noch lange, lange Zeit glücklich machen. Sieh, mein Freund, das ist die Verklärung der Trennung! Die Freuden des Lebens gleichen nicht allein darin dem Regenbogen, daß sie aus fallenden Augenblicken bestehen, sondern auch darin, daß sie gerade in der Ferne am schönsten glänzen und strahlen. Und dann, hat Gott uns Beide nicht vor so vielen andern Menschen gesegnet? — hat er uns nicht ein heiteres Alter, Freude an edlem Wirken und Schaffen, heilige Begeisterung für die göttliche Kunst .... hat er uns nicht einander selber gegeben? O, mein Freund, ich möchte die Abenddämmerung unseres Lebens um keine irdische Morgenröthe tauschen!"

„Ja!" — sagte Farinelli, dem Freund mit Innigkeit die Hände drückend und sein schönes Greisenantlitz schien sich zu verklären — „ja! auch ich habe Gott recht viele heitre Stunden zu verdanken, und namentlich seit dem ich Dich, meinen Bruder, kenne und mein kleines Tusculum hier besitze. Und ...." fügte er hinzu — „was die Hauptsache ist, wir haben hier Stunden verlebt, die wie

die seligen Kinderjahre keinen Bodensatz herber Erinnerungen zurücklassen."

„Wir dürfen uns aber auch gestehen" — fügte Vater Martini heiter lächelnd hinzu — „daß wir die Grundbedingungen stillen Glückes in uns tragen, und das ist die Besonnenheit des Geistes, die das Leben rein und tief auffaßt, und die im vorüberwehenden Sturme der Augenblicke, das Bleibende erkennt; — und dann die heitere Stimmung der Seele, die durch keinen Titanenkrieg der Leidenschaften mehr getrübt wird, und in der kein Neid und kein ungezähmter Ehrgeiz wohnt. Wer in dem Besitze dieser beiden größten Güter des Menschen ist, der danke seinem Genius, denn er trägt ein Eldorado in seinem Herzen, und gleich einem Halbgott geht er erhaben und siegreich durch das Leben. Es sind jene beiden Güter die Telescope, durch die das innere Auge des Menschen die strahlenden Sternbilder des ewigen Lebens entdeckt, die so beglückend in das Erdenleben hineinglänzen, und das vergängliche Herz mit einem ungetrübten Frieden erfüllen. Nur durch sie werden aus den unscheinbaren Nebelflecken der irdischen Tugend und Schönheit strahlende Sonnensysteme und Milchstraßen, die uns gleich jenen der Sonnennacht die Ewigkeit unseres Daseins verkünden!"

„Amen!" — sagte der greise Farinelli feierlich — „Ich schlage mich auch hier wieder auf die Seite meines edlen Freundes, und mag die Abenddämmerung nicht mit der Morgenröthe vertauschen."

„Aber" — rief Martini froh und heiter — „freuen wollen wir uns doch dieser Morgenröthe, und den Morgenstern des jungen Tages herzlich begrüßen, wenn unsere alten Augen den letzteren auch nicht mehr sehen!"

In diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete: „Signore Amadeus Mozart!"

Il cavaliere filarmonico.

Der Enthusiasmus der Italiener ist in seinen Kundgebungen sehr verschwenderisch, weil er von Herzen geht. Nirgends fand daher der junge Mozart so sehr wie bei ihnen eine herzliche Aufnahme, ein allgemeines Wohlwollen, eine augenblickliche Anerkennung, ein Gefolge von Freunden und Beschützern, das sich in allen Städten, in welchen er verweilte, aus freien Stücken bildete, und die keine anderen Geschäfte, als die seinigen zu haben schienen.*)

Dies war aber namentlich auch in Bologna der Fall, woselbst der kleine Maestro vor allen Dingen an dem Feldmarschall, Grafen Pallavicini und dem Cardinal, Grafen Carl von Firmian — einem Landsmanne — die eifrigsten Stützen fand.

---

*) Oulibicheff: „Mozarts Leben" I. Theil Seite 31.

Auch die weltberühmten Sängerinnen, die stolzen Signori Aprile, Cicognani und Spagnoletta, sowie der Castrate Manfredini drängten sich begeistert zu ihm heran und trugen ihn auf den Händen.

Aber so sehr sich Amadeus*) durch alle diese Artigkeiten und dies wirklich liebenswürdige Zuvorkommen geschmeichelt fühlte, so wenig Werth legte er in seiner kindlichen Einfachheit und Bescheidenheit auf alle die Huldigungen, die man ihm von dieser Seite brachte. Wenn auch dem Alter und der äußeren Erscheinung nach, noch ganz ein vierzehnjähriger Knabe, war Wolfgang doch im Geiste und in seiner musikalischen Entwicklung vollständig Mann. Er hatte daher in Bologna gar nichts anderes im Auge, als sich vor dem unbestechlichen Richterstuhle der, in der musikalischen Welt Ton angebenden, philharmonischen Gesellschaft als vollgültigen Meister zu erweisen, und sich die Achtung Pater Martini's zu erwerben, den die Italiener wie ihren Abgott verehrten und dessen Urtheil in Angelegenheiten der Musik für die damalige ganze Welt entscheidend war.

Wolfgang nahte sich daher auch heute, bei seinem Besuche auf der Villa Farinelli, dem berühmten Contrapunktisten und Präsidenten der philharmonischen Gesellschaft mit der größten Ehrerbietung und mit jener Bewun-

*) Mozart wurde von den Italienern stets Amadeus genannt, weil sie diesen Namen mit Recht wohlklingender als Wolfgang fanden und auch leichter aussprechen konnten.

derung, die wahres Talent dem wahren Talente so gerne zollt. Hatte er als Knabe einst gesagt: „Nach Gott kommt gleich der Papa!“ — so hätte er, seiner Ueberzeugung und seinen Gefühlen nach, jetzt recht gut hinzufügen können: „Und nach dem Papa: Pater Martini!“

Aber auch dieser und der edle greise Farinelli trugen Wolfgang Amadeus ein offenes Herz und eine aufrichtige Bewunderung entgegen, die sich bei Beiden während des jetzigen Besuches noch bedeutend steigerte.

Wolfgang war ganz entzückt über Farinelli's wunderherrliche Instrumente; freute sich wie ein Kind, daß sie der Künstler so schön nach den ersten italienischen Malern getauft habe, und improvisirte und phantasirte mit einer Lebhaftigkeit, Begeisterung und Virtuosität auf Raphael, Correggio, Titian und Guido, wie sie selbst der Vater nie gehört. Farinelli und Martini aber, die bedeutendsten musikalischen Größen ihrer Zeit, standen, in Bewunderung versunken an des Knaben Seite.

„Schön! sehr schön und brav!“ — sagte endlich Martini freudig und mit leuchtenden Augen, aus welchen Entzücken und väterliche Liebe strahlte: — „aber jetzt wollen wir auch dem Componisten im strengeren Sinne einmal auf den Zahn fühlen.“

„Thut es, ehrwürdiger Vater!“ — entgegnete der Knabe freudig — „ich weiß zwar, Ihr seid ein sehr gelehrter Herr und strenger Richter, aber ich will doch versuchen, ob ich Euch nicht befriedigen kann!“

„Ich hoffe es, mein Sohn!“ — sagte der Franziskaner liebevoll — „denn in dem akademischen Saale wird es noch ernster hergehen.“

„Je ernster, desto lieber!“ — rief der junge Mozart mit muthig leuchtenden Blicken. — „Mir ist es bei einer solchen Aufgabe immer, als sei ich ein General, der ganze Colonnen von Feinden vor sich habe und im Begriff stehe, eine entscheidende Schlacht zu schlagen. Das Herz pocht mir freilich; aber nicht vor Furcht, sondern vor Ungeduld, den Feind zu werfen und als Sieger das Schlachtfeld zu behaupten.“

„Nun, bei solchem Muth und freudigem Vertrauen wird der Sieg auch nicht fehlen!“ — versetzte Farinelli.

Pater Martini war indessen hingegangen und hatte Wolfgang den Gedanken zu einer Fuge mit wenigen Noten entworfen.

„Hier, mein Sohn!“ — sagte er jetzt — „führe mir diese Fuge aus!“

Aber wie gewaltig löste nun Amadeus seine Aufgabe. Raphael erbebte unter den Fingern des jugendlichen Maestro und die Seelen der Männer unter dem Eindruck der Composition. Als er geendet umarmten ihn beide, und Pater Martini rief, Thränen der Freude im Auge, dem Freunde zu:

„Abenddämmerung und Morgenröthe! ..... Wie wahr hast du gesehen, Bruder .... aber das wird ein schöner Tag werden!“

Wolfgang verstand diese Worte nicht; er war indessen durch die Anerkennung solcher Männer unendlich glücklich, und ward wahrhaft ausgelassen vor Freude als ihm Pater Martini zusagte, daß seine Prüfung vor der philharmonischen Gesellschaft in wenigen Tagen stattfinden solle.

Ein herrlicher Abend krönte diesen glücklichen Tag: Manfredini und die Sängerinnen Cicognani und Spagnoletta, so wie die Grafen Pallavicini und Giusti del Giardino, der Marchese Carlotti und andere angesehene Einwohner Bologna's trafen noch als Besuch auf der Villa Farinelli ein. Jetzt ward die Unterhaltung — bei einer wahrhaft fürstlichen Bewirthung — eine ungemein lebhafte. Manfredini und die Sängerinnen trugen die schönsten und schwersten Arien hinreißend vor; auch Amadeus ließ sich wiederholt hören und den Schluß machte ein Vortrag Farinelli's auf seiner Viola d'amour. O! es war ein Abend für Götter! aber er lebte auch nach Jahren noch in der Erinnerung der Anwesenden.

Und diesem Abende sollte bald ein noch wichtigerer Tag folgen .... ein Tag, von dessen Entscheidung die ganze Zukunft des jungen Mozart abhing; denn konnte er es nicht zur Mitgliedschaft der philharmonischen Gesellschaft bringen, so war damit ausgesprochen, daß ihm, bei allem Blendwerk äußerlicher Virtuosität, die tiefere Kenntniß und die eigentliche musikalische Meisterschaft mangle; wogegen ihm seine Aufnahme unter die Notabilitäten der Musik den glänzendsten Ruhm für alle Zeiten sichern mußte.

Und der ersehnte Tag kam heran. Die ganze fein gebildete und musikalische Welt Bologna's war in Bewegung. Zu Fuß und zu Wagen eilte man nach dem großen und schönen Hause, in dessen Sälen die Accademia Filarmonica ihre Sitzungen hielt. Zwar durften bei dem Acte der Prüfung nur die Richter zugegen sein; aber das Ergebniß, falls es ein günstiges, ward öffentlich verkündigt. Wolfgang Amadeus Mozart erschien mit seinem Vater Nachmittags vier Uhr in dem akademischen Saale. Alle in Bologna anwesenden Mitglieder der Gesellschaft — Pater Martini und Farinelli unter ihnen — waren hier bereits versammelt und erwarteten, in einem weiten Kreise sitzend, den Princeps Accademiae und die Censoren — alte hochberühmte Kapellmeister — an ihrer Spitze, in ernstem Schweigen den vierzehnjährigen Preisbewerber.

Man kann sich denken, mit welcher Spannung diese, zum größten Theile hochbetagten und hochgelehrten Musiker den Knaben erwarteten, dessen Ruf als Maestro sie zwar schon kannten, dessen kühnem Auftreten vor einem solchen Gerichtshofe aber doch gar Manche einen schlimmen Ausgang prophezeihten .... Andere im Stillen sogar wünschen mochten.

Selbst Vater Mozart war es heute unbehaglich zu Muthe. Zum erstenmal bangte ihm vor dem Erfolge seines Sohnes; ja er fühlte bei dem Eintritt in den Saal, wie seine Kniee leise bebten. Aber ein Blick in das ruhige, unbefangene, ja Freude strahlende Antlitz Wolfgangs,

gab dem Capellmeister seine volle Zuversicht zurück. Dieser Trost blieb ihm indessen nur kurze Zeit; denn nach der gegenseitigen ceremoniellen Begrüßung trennte man Vater und Sohn und führte den ersteren in die akademische Bibliothek, wo er mit dem Marchese Carlotti, der sich ihm als Begleiter angeboten, bis zu der Entscheidung eingeschlossen wurde.

Als dies geschehen, erhoben sich der Princeps Accademiae und die Censoren und überreichten Amadeus eine Antiphonia aus dem Antiphonarium Romanum*) zur sofortigen vierstimmigen Ausarbeitung in einem verschlossenen Zimmer, in dem Zeitraume von drei Stunden. Amadeus empfing das Blatt mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und folgte dann raschen Schrittes und heiteren Muthes dem Pedell, der ihn in das Arbeitszimmer führte und die Thüre geräuschvoll hinter ihm zuschloß.

Eine solche Antiphonia (einen solchen Gegengesang, Wechselgesang)**) vierstimmig zu setzen, war übrigens eine um so schwierigere Aufgabe, als diese Art der Composition Vieles — was nicht angewendet werden darf — ausschließt. Nur ein Meister im Reiche der Musik, ... nur ein durch und durch tüchtiger Contrapunktist ist einer solchen Aufgabe gewachsen, und schon mancher sonst berühmte Musiker war an diesem Steine des Anstoßes gescheitert.

---

*) Antiph. ad Magnificat. Dom XIV post Pentecost. et in Festo Cajetani.

**) Ursprünglich zweier Chöre oder Sänger in der griech. Kirche.

Tüchtige Männer hatten an derselben Stelle, an der jetzt Amadeus saß, die ihnen gegönnten vollen drei Stunden zur Bearbeitung einer Antiphonia von drei Zeilen zugebracht.

Wer beschreibt daher das Staunen der ganzen Gesellschaft, als schon nach einer kleinen halben Stunde der Pedell eintrat, und — selbst ganz blaß vor Staunen — die Meldung machte: der junge Maestro habe das Zeichen gegeben, daß die Arbeit vollendet sei.

Eine allgemeine Bewegung gab sich jetzt unter sämmtlichen Anwesenden kund. Seit mehr denn hundert Jahren bestand bereits die Akademie .... aber ein solcher Fall war noch nie vorgekommen. War dieser vierzehnjährige Knabe ein Zauberer?

Pater Martini und die Censoren erhoben sich sichtbar erregt und gingen nach dem Arbeitszimmer. Hier empfing der Pedell den Schlüssel aus der Hand des Franziskaners und öffnete. Da stand der Knabe freundlich lächelnd, das Noten-Manuscript in der Hand. In seinen offenen, kindlichen Zügen aber sprach sich eine hohe Freude aus; .... eine Freude gepaart mit edlem Stolze, und doch aller Anmaßung und Ueberhebung so ganz fremd; .... eine Freude, wie sie sich in den unsterblichen Werken der großen Maler auf den Gesichtern der Engel ausdrückt, die, im vollen Genusse der Seligkeit, die Königin des Himmels auf lichten Wolken emportragen.

Aber auch Pater Martini's Augen strahlten. Noch

durfte er nichts sagen; aber der alte Mann zitterte und konnte sich kaum zurückhalten, seinen Liebling nicht zu umarmen.

Indeß das Herkommen gebot ein zweites Einschließen des Aspiranten. Die Prüfung der Arbeit durch sämmtliche Capellmeister und Compositoren begann. Es verschwand abermals eine volle peinliche Stunde.

Endlich war auch dies vollendet und der Princeps Accademiae rief zur Abstimmung. Unter tiefem Schweigen wurden die schwarzen und die weißen Kugeln — jene als verwerfende, diese als annehmende — im Kreise dargeboten. Wenn aber auch kein Wort die Meinung der Stimmenden verrieth, so thaten dies doch die freudig flammenden Blicke der meisten.

Jetzt leerte der umgestürzte Beutel die Kugeln vor dem Präsidenten auf den grünen Tisch — — jetzt war der Moment der Entscheidung gekommen — — er war — — ein glücklicher.

„Alle Kugeln weiß!“ — rief der greise Pater Martini und Thränen der Freude und des Entzückens liefen über seine gefurchten Wangen: — „der Aspirant ist aufgenommen!“

Und die Thüren öffneten sich, ... ein Jubelchor erschallte, und wie auf der einen Seite das Publikum hereinströmte, und auf der anderen Wolfgang Amadeus Mozart, der vierzehnjährige Sieger, die Schwelle betrat, erhoben sich auf einen Schlag sämmtliche Akademiker und

begrüßten ihn mit dem Klatschen ihrer Hände und einem donnernden:

„Evviva il maestro! evviva il cavaliere filarmonico!“

Wolfgang aber erblaßte ..... dann sank er seinem Vater vor Freude in die Arme .... und .... weinte Thränen der Seligkeit! —

Der Fußkuß.

Die heilige oder Charwoche ist für die gesammte katholische Christenheit der wichtigste Zeitabschnitt des ganzen Jahres. Nirgends aber wird sie, bekannter Weise, glanzvoller und großartiger begangen, als in dem Dom der Dome, ... als in den imposanten, ehrfurchtgebietenden Hallen der Sankt-Peterskirche zu Rom.

Schon in der Frühe des grünen Donnerstages strömen ungeheuere Menschenmassen von allen Theilen der ewigen Stadt und der Umgebung herbei, so wie sich früher schon Schaaren von Fremden aus Nord und Süd und Ost und West eingefunden haben. Religiosität und Frömmigkeit, Neugierde und Vergnügungssucht, Bußfertigkeit und Weltlust, Eitelkeit, Habgierde und alle anderen menschlichen Interessen und Leidenschaften geben dabei die Triebfedern zu dieser Völkerwanderung ab, die die

Straßen Rom's zu einem wogenden Menschenmeere macht.

Man kann sich aber auch in der That keinen schöneren Anblick denken, als diese bunte, zum größten Theile in malerische Costüme gekleidete Masse. Da zeigen sich in dem lieblichsten Gemische und in den pittoresquesten Trachten die herrlichen flammenaugigen Frauen von Tivoli und Frascati, von Sonnino und Nettuno und die stolzen und prächtigen Römer-Alkaner-Trasteveriner und Sabinerinnen. Die einen geleitet von den kräftigen Männern der Gebirge, die anderen von Hirten, deren Kleidung von Schaaffellen gewaltig gegen die reichen Gewänder der Vornehmen und die einfache aber zierliche Tracht der Fischer und Schiffer absticht. Und das Alles im buntesten Gemische ohne Rücksicht auf Rang und Stand, Alter und Geschlecht; . . . . hinwogend nach den weiten, herrlichen Hallen Sankt Peters, in welchen sich Alle: Bäuerinnen und Herzoginnen, Prinzen und Schäfer, der Reiche und der Arme, der Kranke und der Gesunde, der Greis und das Kind mit einer Art von Fanatismus nach dem Sitze des Papstes drängen, der den in Sünden schmachtenden Seelen Ablaß ertheilt.

Glaube aber Niemand, daß in dieser nach dem Ablaß der nächst kommenden hundert Tage so fanatisch ringenden Menge eine ernste religiöse Sammlung herrsche. O nein! Man schwätzt, man lacht, man erzählt sich heitere Geschichten, man spricht von schönen Frauen, denn: La Mattina una Messetta, l'apodinar una Bassetta, la

sera una Donetta,*) sagt das Sprüchwort . . . . . man freut sich auf die bevorstehenden Feste . . . . . aber man drängt vorwärts nach dem Gnadenstuhle, als ob die dereinstige Seligkeit davon abhänge. Warum? . . . . es ist einmal Gebrauch und Sitte, und hundert Tage Ablaß im voraus ist immer dem leidenschaftlichen, sinnlichen Italiener angenehm und von Nutzen.

Auch diesmal — wie immer — ging es am grünen Donnerstage auf die beschriebene Weise in Rom und der Sankt Peterskirche zu. Jedermann wollte entweder seinen Ablaß gewinnen, den Papst in der sixtinischen Kapelle der Hochmesse assistiren, den Segen von der Loge der Peterskirche ertheilen, oder die Fußwaschung verrichten sehen. Da man aber vor dem unendlichen Gedränge unmöglich alle diese Feierlichkeiten mitmachen konnte, so mußte sich die Masse in verschiedene ungeheuere Strömungen zertheilen, die sich denn auch schon von dem frühesten Morgen an nach den Hauptpunkten, an welchen die Feierlichkeiten stattfinden sollten, ergossen.

Ein heller, sonniger Tag lag über der Erde und warf seine Strahlen über die unbeschreibliche Pracht der Peterskirche, von deren schwindelerregenden Höhe und Größe der Fremde sich erst allmälig eine Vorstellung zu bilden vermag. Willst du aber, der du Rom noch nicht gesehen,

---

*) Des Morgens pflegen wir Messen,
Musik nach dem Mittagessen,
Des Abends die Mädchen nicht zu vergessen.

einen Maßstab für die hier herrschenden Dimensionen, so wisse, daß der von Papst Urban VIII. erbaute Baldachin über dem Hochaltare die Höhe des Schlosses zu Berlin hat; .... willst du dir einen Begriff von der Pracht dieser Kirche machen, so erfahre: daß alle die kolossalen Bilder, welche den Prachtbau schmücken, nicht Gemälde, sondern nach diesen in Mosaik von Stein ausgeführt sind, um sie unvergänglich zu machen.

Die Transfiguration Raphaels, deren Original sich im Vatikan befindet, und alle jene Meisterwerke, welche die Altäre zieren, sind Mosaiken von ganz unschätzbarem Werthe.

Aber wie vermöchten wir denn überhaupt die Herrlichkeit dieses unermeßlichen Tempels zu beschreiben? — Mögen sie schlafen in ihren Grabmälern von Marmor und Erz, die unglücklichen Stuarts und jene unselige Königin von Schweden, die von den Kleinodien ihrer Krone nichts rettete, als ein Schwert, um ihren Geliebten zu morden; .... und jene schöne Freundin Gregors VII., jene berüchtigte Gräfin Mathildis, welche die Tiare so liebenswürdig als mächtig zu machen wußte. Mögen sie schlafen in ihren Gräbern von Marmor und Erz, diese Menge der Päpste, deren Denkmäler für das Schiff der riesigen Basilika jetzt ein schönerer Schmuck sind, als dies ihr Leben einst für den päpstlichen Stuhl war. Mag er irren der Schatten des großen Apostel-Fürsten um die sechsundneunzig Tag und Nacht brennenden Lampen der Gruft, in der sein Leichnam ruhen soll; .... mögen sie prangen,

alle die Statuen und herrlichen Altäre mit ihren unermeßlichen Schätzen, wir wollen es nicht versuchen, sie zu beschreiben!

Nur dem Menschenstrome folgen wir, der sich in bunten, lebendigen Wogen in die gigantischen Hallen ergießt.

Seht, da thront — an der rechten Seite des Schiffes — eine uralte Erzstatue des heiligen Petrus. Was an ihr vorbeiwogt, wirft sich nieder und küßt den Fuß, der bereits von den Millionen und Millionen Küssen der Gläubigen ganz abgenutzt ist.

Jetzt theilt sich ehrfurchtsvoll die Menge: ein Kardinal mit seinem Gefolge tritt ein. Auch er kniet nieder und küßt den Fuß des Apostels; aber ehe ihm sein Gefolge in dieser Ehrenbezeugung folgen kann, hat sich eine Masse Volkes über den Fuß gestürzt und drängt und ringt, wer ihn zuerst nach dem Kardinale zu küssen bekomme: als ob in der unmittelbaren Nachfolge in diesem Kusse noch ein besonderer Segen liege. Das augenblickliche Gedränge ist vorüber; jetzt können sich auch die Diener des Kardinals nähern; aber sie wischen, ehe sie sich zu dieser Devotion entschließen, erst mit ihren Tüchern vorsichtig den Fuß des heiligen Petrus ab. Auch sie verschwinden in der Menge und neue Menschenwogen wälzen sich nach.

„Laß uns eilen!“ — sagte in diesem Momente ein wunderhübsches ganz junges Mädchen zu seiner gleich jugendlichen Begleiterin. — „Laß uns eilen, Veronica, die Menschenmenge wächst zusehends. Wenn wir nicht

jetzt noch einen Platz in Sala-Ducale erhalten, so sehen wir die Fußwaschung nicht."

„Aber, Giuditta!" — entgegnete die Angeredete erstaunt — „wollen wir denn den Segen des heiligen Vaters nicht empfangen?"

„Laß das bis zu Ostern," — versetzte Giuditta — „die Fußwaschung und Speisung ist viel unterhaltender."

„Aber, so küssen wir doch erst dem heiligen Petrus den Fuß?" — frug jene fast ängstlich weiter."

„Meinthalben!" — rief Giuditta heiter — „aber dann mache nur, daß wir vorwärts kommen!"

Und mit diesen Worten nahm sie die Gefährtin am Arme und zog sie energisch mit sich nach der Gegend fort, in welcher sich die Erzstatue des Apostel-Fürsten befand.

Giuditta war ein Kind von vierzehn Jahren, reizend wie eine frisch aufbrechende Rosenknospe. Es lag dabei etwas unendlich kräftiges und naturwüchsiges in ihr, und zu der schönen, vollkommen entwickelten, schlanken und doch kräftigen Gestalt, die getrost auf ein Alter von 16 Jahren hätte schließen lassen, paßten das offene Antlitz, der bräunliche, ächt italienische Teint und die schwarzen Feueraugen vortrefflich. Dabei war sie in jene malerische Tracht der römischen Bürgermädchen gekleidet, die dazu geschaffen scheint, jugendliche Erscheinungen in der ganzen Fülle ihrer Schönheit zu zeigen.

Ein Rock von leichtem Stoff und einem Blau, so tief wie der italienische Himmel selber, umschloß den wohlgebauten Körper; da das Leibchen nur den unteren Theil

von Rücken und Brust bedeckte, von da an aber nichts als das blendendweiße Hemde hoch über die Brust und den Rücken ging, wo es in feinen Falten gekräuselt zusammenlief, so stach dies Weiß, vereint mit dem der langen und weiten Hemdärmeln, köstlich von dem bräunlichen Teint des Halses und der Arme ab. Ein großer, den Hinterkopf rund einschließender Kamm, zierlich aus Silber gearbeitet — der Spicciatoro — hielt dabei die tief herabhängenden vollen schwarzen Haarflechten zusammen, während ein langer weißer Schleier das Haupt deckte und das reine Oval des blühenden Gesichtchens gar reizend und naiv unter dem Spitzenbesatze herausschauen ließ.

Es war in der That eine Lust, Giuditta, und ihre, fast ganz wie sie gekleidete, Gespielin anzusehen. Beide Mädchen erstrahlten in prächtiger Frische, leuchteten vor Jugend und Lebensfülle. Und diese Jugend und Lebensfülle gab sich denn auch in Allem kund: in dem muthwilligen Lächeln, das um ihren Mund spielte, in dem feurigen Aufblitzen ihrer schwarzen Augen und in der Raschheit und Energie ihrer Bewegungen. Das war ächt italienisches Blut! Wie mußte das einst stürmen in den beiden jugendlichen Herzen; welche gewaltige Leidenschaften schliefen wohl hier noch unter dem Frührothe der Jugend, wie das gewaltige Toben des Vesuv's unter lachenden Weinbergen und üppigen Olivenwäldern.

Und welch' ein Bild war es nun, diese beiden kräftigen Mädchen neben der ernsten, Jahrhunderte alten Erzstatue

des Apostels betend knien zu sehen — wahrhaftig des Pinsels eines Raphaels würdig!

Aber mit dem Beten schien es bei Giuditta gerade nicht so viel auf sich zu haben. Wohl liefen die Kügelchen des Rosenkranzes durch die rosigen Finger; wohl bewegten sich die frischrothen Lippen . . . . . aber die Gedanken waren sicher ganz wo anders und die schwarzen Aeuglein ruhten jetzt auf dem netten, feinen Knaben, der, an der Seite eines älteren Mannes — von der Menge geschoben — sich ebenfalls der Statue des heiligen Petrus nahte.

Es mußten beide Fremde sein, das sah man nicht nur auf den ersten Blick an ihrer Kleidung, man durfte es getrost auch aus dem Staunen schließen, welches sich in ihren schönen und edlen Zügen aussprach. Uebrigens trugen sie sich sehr elegant, und namentlich schien der Knabe, dessen Begleiter wohl sein Hofmeister war, irgend ein junger reisender Prinz, so fein und leicht erschien er in Manieren und Bewegungen.

Giuditta hatte dies alles unter dem Beten des Rosenkranzes bemerkt und zwischen dem Hersagen der Vater-Unser und Ave Maria ihrer Freundin in einzelnen Sätzen mitgetheilt.

„Cospetto di Bacco!“ — flüsterte sie dieser jetzt zu — „der kleine Prinz gefällt mir. Sieh nur die schönen Augen und die prächtige Stirne!“

„Und den hübschen kleinen Mund!“ — meinte Veronica.

„Und wie fein er gekleidet ist,“ — fuhr Giuditta

eifrig fort — „den Spitzen-Chapeau hält eine Busennadel deren Stein in allen Regenbogenfarben leuchtet.“

„Gerade wie der große Brillant in dem Kreuze des heiligen Vaters!“ — ergänzte Veronica.

„Mag er wohl ein Engländer sein?“

„Oder ein Franzose?“

Giuditta schüttelte mit ernster Miene ihr reizendes Köpfchen, betete ein Ave Maria und sagte — „wenn ich mir ihn recht ansehe, muß ich ihn für einen Deutschen halten.“

„Warum?“ — frug die Gefährtin.

„Sein Gesicht hat so etwas gutmüthiges!“ — versetzte Giuditta.

„Und haben das die Deutschen?“

„Ja, zumeist wenigstens. Du weißt wohl, ich kann darüber urtheilen,“ — fuhr Giuditta dabei fort, jetzt ihr Credo betend: — „Deum de Deo, lumen de lumine ..... denn da mein Vater päpstlicher Courier ist .... Deum verum de Deo vero ..... und wir ein großes Haus besitzen ..... genitum, non factum .... so werden oft vornehme Fremde bei uns eingewohnt .... consubstantialem patri ..... o! wir haben schon Gäste von allen Nationen gehabt .... perquem omnia facta sunt ..... und auf Morgen sind sogar wieder zwei Deutsche angesagt, ein Vater und sein Sohn ... qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis .... der ein Zauberer sein soll ..... et incarnatus est de spiritus sancto. ....“

„Ein Zauberer?“ — rief bestürzt Veronica.

„Ja! aber nur in der Musik“ — flüsterte Giuditta. — „Doch still, der Prinz und sein Hofmeister kommen heran .... wie fromm der Alte den Fuß des Heiligen küßt.“

„Der Prinz will es auch.“

„Aber er kann nicht, weil er zu klein ist, er reicht ja kaum an das Pietestal.“

„Und Niemand hilft ihm ... auch der Alte nicht ... weil er betet.“

„Ei!“ — rief Giuditta und ihre schönen schwarzen Augen sprühten Funken — „da muß ich dem Prinzen helfen!“

Und ehe Veronica sie zurückhalten konnte, war Giuditta aufgesprungen, hatte den hübschen Knaben umfaßt und hob ihn kräftig empor.*)

Der kleine Mann glaubte unzweifelhaft sein älterer Begleiter leiste ihm diesen Liebesdienst; er bückte sich also über den abgeküßten Fuß des erzernen Petrus, und drückte auch seinen Kuß darauf. Als er aber sanft niederglitt, kam es ihm vor, als fühle er weibliche Gewänder und Formen. Ueberrascht wandte er den Kopf .... und .... eine glühende Röthe übergoß sein Gesicht .... denn er schaute in das ebenfalls hocherröthende Antlitz eines wunderschönen Mädchens.

---

*) Nissen: Wolfgang A. Mozart's eigner Brief Nr. 9.

Aber es war nur ein Moment. Kaum hatte er die Erde berührt, war der Engel verschwunden und eine neue gewaltige Menschenwoge schob ihn und seinen Begleiter weit hinweg.

Ein junger Prinz.

Die Sala Ducale nächst der Sixtinischen Kapelle, in welcher die heilige Handlung der Fußwaschung und der Speisung der Armen durch den Papst selbst vorgehen sollte, war zum Erdrücken gefüllt.

In dem ungeheuren, für die Zuschauer bestimmten Raume, stand das Volk bereits Kopf an Kopf. Eine dichte Reihe der päpstlichen Schweizergarde sperrte diese Masse von dem oberen etwas erhöhten Theile des Saales ab; doch war für die vornehmen Römer und Fremden, die Prinzen und die Gesandten auswärtiger Höfe auch noch innerhalb dieses Cordons Platz gelassen und die Schweizer hatten, wie immer, den Befehl erhalten, sämmtliche hohe Herrschaften einzulassen. Wirklich befand sich denn auch schon eine ansehnliche Menge von Herren und Damen in strahlenden Costümen, mit Orden und Bändern, Brillan-

ten und prächtigen Uniformen geschmückt hier versammelt. Da sah man die Prinzen Doria, Spolverini, Fieschi, Durazzi, den Fürsten und die Fürstin Borghese, die Prinzipessa Barbarini, die Grafen Emily, Allegri, Bocatelli, die Herzogin San Ferno, den französischen Gesandten, Herzog St. Aubin, den Prinzen Xaver von Sachsen, den Ducca di Bracciano, den Gesandten Englands, den Herzog von Newcastel, und noch viele andere hochgestellte Personen, die nicht nur Frömmigkeit, sondern auch die Absicht hierhergeführt: dem heiligen Vater durch ihre Gegenwart einen Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Zugleich gehörten ja alle diese Feierlichkeiten, sowohl für die hohen Herrschaften wie für das Volk, zu den angenehmsten und interessantesten Unterhaltungen im Jahre; und in der That mußte man diesen religiösen Schauspielen auch eine Großartigkeit zugestehen, wie man sie sonst nirgends wieder fand.

Die Spannung war also eine allgemeine, und jemehr der Zudrang wuchs, desto eifriger war Jedes bemüht, sich seinen mühsam errungenen Platz auf alle Weise zu sichern. Schon war fast keine Möglichkeit mehr vorhanden, bis zu den Schweizern vorzudringen, als sich zwei Fremde — ein älterer Mann und ein Knabe — mit aller nur erdenklichen Mühe durch die Menge zu arbeiten suchten. Die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Italiener gegen Fremde ist bekannt. Nie aber tritt sie schärfer hervor, als bei Gelegenheit ihrer Feste und religiösen Feierlichkeiten; denn da sie auf Beide stolz sind, und wissen, daß Tausende aus

weiter Ferne herbei eilen, diese zu sehen und zu bewundern, so setzen sie eine Ehre hinein, die Neugierde der ausländischen Besucher auch so viel als möglich zu befriedigen. Diese wohlmeinende Gesinnung kam denn auch den Beiden sehr zu statten, die hier mit Händen und Ellenbogen arbeiteten, um sich einen Weg nach dem Vordergrunde — wenigstens bis an den Cordon der Schweizer — zu bahnen; denn durch diesen zu dringen beabsichtigten sie keineswegs. Trotz manchen italienischen Kernfluches, den Rippenstöße und unwillkürliche Fußtritte hervorgerufen, machte man ihnen daher doch so viel als möglich Platz, und schon waren sie jetzt bis nahe zu den Schweizern gelangt, als plötzlich eine jugendliche Stimme im Tone der Ueberraschung rief: „Der junge Prinz!"

Es war Giuditta die mit ihrer Freundin hier ebenfalls einen Platz gewonnen, und der dieser Ausruf im freudigen Schrecken des so baldigen Wiedersehens unwillkürlich entschlüpft war. Jetzt freilich übergoß sie die Schaam mit Purpurröthe, und, hinter Veronica schlüpfend, verbarg sie sich wie ein schüchternes Reh vor dem Falkenauge seines Verfolgers.

Aber der Ruf: „Der junge Prinz!" war auch an die Ohren der hier postirten Schweizer gelangt, und da für sie das Wort Principe einen Befehl enthielt, so öffneten sie ehrerbietig die Reihe und stießen salutirend ihre Hellebarden auf den Boden.

Der ältere Mann wechselte rasch einen Blick mit dem Knaben, den dieser kühn-aufflammend zurückgab, und beide

schritten fest und mit nobler Miene durch die Wachen in den Kreis der Prinzen, Herzöge, Grafen und Marquis.*)

Kaum war dies geschehen, als die Ceremonie begann. Eine Seitenthüre öffnete sich, und, geführt von einem Bischofe, traten die zwölf aus verschiedenen Nationen gewählten ehrwürdigen Greise ein, welchen der Stellvertreter Christi — das Beispiel des Heilandes nachahmend — heute die Füße waschen sollte.

Alle zwölfe waren in lange weiße Kleider gehüllt. An den Füßen trugen sie Schuhe ohne Schnallen mit Bändern zugebunden, während die Strümpfe, die mit den Beinkleidern Ein Stück ausmachten, so eingerichtet waren, daß man sie über den Fuß hinaufziehen konnte, ohne das Bein entblößen zu müssen.

Nachdem sie sämmtlich eingetreten, nahmen sie schweigend auf einer Erhöhung von drei Stufen Platz.

Da mit einemmale öffnete sich die große Hauptthüre — eine allgemeine Bewegung durchflog den weiten Raum — — dann trat eine ehrfurchtsvolle Stille ein. Der heilige Vater nahte sich aus dem Innern des Vatikans.

Zuerst erschien der Weihbischof mit Gefolge, dann zeigten sich sämmtliche in Rom anwesende Cardinäle, jeder gefolgt von zwei Ehrencavalieren, einem Caplan und einem Schleppträger, der den Hermelinmantel vor dem Nach-

---

*) Historisch.

schleifen bewahrte. Es war eine großartige, imponirende Versammlung, diese zwanzig Kirchenfürsten, deren stolzen Mienen man es ansah, daß sie sich den Königen der Erde gleichachteten. Wie Könige erschienen sie und wie Könige auf ihren Thronen, nahmen sie jetzt Platz auf ihren, in einem weiten Halbkreise aufgestellten vergoldeten Sesseln.

Da nahte sich die päpstliche Nobelgarde — die Ehrenbedeckung seiner Heiligkeit — von der jeder Einzelne Cavalier und Edelmann ist, und in ihrer Mitte erschien, gefolgt von Schaaren von Geistlichen, in einem prachtvollen Lehnstuhle auf den Schultern getragen, überragt von einem kostbaren Baldachin, zu beiden Seiten die Träger der ungeheuren Fächer aus weißen Pfauenfedern, voran das aus Edelsteinen und Diamanten mit unübertrefflicher Kunst gearbeitete Kreuz . . . . . der Papst.

Clemens XIV. — der edle Freund Winkelmanns, der vortreffliche Mensch, der beste der Päpste, aber der entschiedene Gegner der Jesuiten — sah fast traurig und niedergeschlagen vor sich hin. Er mochte den Widerspruch fühlen, der in einem solch', über die Maßen pomphaften Aufzuge und dem einst so bescheidenen Auftreten des Menschen lag, für dessen Stellvertreter er hier galt. Ueber dem weißen Gewande trug er einen rothen Sammetmantel, und auf dem Haupt die weiße goldgesäumte Bischofsmütze. Als ihn die Träger niedergesetzt, und vier Ehrencavaliere ihm beim Aussteigen die Hände geboten, reckte er die seinen segnend aus, und wie mit einem Zauberschlage lag die ganze Versammlung auf den Knieen — die Cardinäle aus-

genommen, die nur aufgestanden waren und sich jetzt tief verbeugten.

Der Moment war groß, weil Jeden die in ihm liegende Idee mit magischer Gewalt erfaßte: — — die Idee der unerreichbaren, unfaßlichen Größe und Erhabenheit des Ewigen, vor der jede Creatur in den Staub sinkt.

Und wie mit Engelszungen erschallte es:

„Benedictus — — benedictus, qui venit in nomine Domini!“*)

Als die Töne langsam und sanft verklungen und die Versammlung sich erhoben, traten sieben Bischöfe vor, den Papst seiner irdischen Herrlichkeit entkleiden zu helfen.

Sofort legte denn auch Clemens XIV. seinen ganzen pontificalen Ornat und seine Mitra ab, um, lediglich in einen weißen Talar gehüllt, die Fußwaschung, in Begleitung zweier Cardinäle und seiner Haußkapläne, zu beginnen.

Da tönte es wieder in sanften Tönen:

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis! Dona nobis pacem!“**)

Und die Greise entblößten den rechten Fuß, und während einer der Cardinäle aus einer goldnen Kanne Wasser in das goldene Becken goß, das der andere Cardinal unterhielt, träufelte der Papst einige Tropfen auf den Fuß eines

---

*) Gelobt sei der, der da kommt in dem Namen des Herrn!

**) Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt, erbarme Dich unser! Verleih uns Frieden!

Jeden und trocknete ihn mit einem feinen weißem Tuche ab. Dann wurde jedem der Greise ein Blumenstrauß von weißen Blumen und ein Päckchen mit einigen Goldstücken überreicht, worauf sie sich zu Tische begaben und der heilige Vater sie in eigener Person bediente.

Gewöhnlich geschieht dies nur formel, beim ersten Gericht und mit dem ersten Glas rothen Wein. Clemens XIV. that es während des ganzen Essens und die Leutseligkeit, mit der er es that und die fast schmerzliche Milde, die sich dabei in seinen Zügen ausdrückte, bewiesen, daß ihm diese Art der Demuth und ächt-christlichen Bescheidenheit kein leeres Spiel, kein vages Ceremoniel sei, sondern daß er dabei fühle und ihm die Sache von Herzen gehe. Ein Hauch der Schwermuth umflorte dabei sein edles Antlitz, als ob die Flügel des Todes es jetzt schon berührt.*)

Unterdessen waren auch die Cardinäle zu der für sie bestimmten Tafel gegangen und hatten — nachdem sich der heilige Vater zurückgezogen — Platz auf ihren kostbaren Sesseln genommen. Da aber mit dem Papste auch die Nobelgarde verschwunden und die Schweizer ihren Kreis enger gezogen hatten, so daß das Volk näher hinzutreten konnte, wurden die innerhalb der Wachen befindlichen Prinzen, Fürsten, Grafen u. s. w. der Cardinals-Tafel so nahe gedrängt, daß sie zum Theil zwischen die Sessel der Emi-

---

*) Clemens XIV. starb bekannterweise wenige Jahre später, in Folge der Aufhebung des Jesuitenordens, an Gift.

nenzen zu stehen kamen. An ein Zueinanderhalten war dabei nicht zu denken, und so wurde auch jener hübsche Knabe, den Giudittas Scharfblick sogleich als einen jungen deutschen Prinzen erkannt hätte, von seinem ältern Begleiter getrennt und von dem Gedränge zwischen die Sessel der Kardinäle Pallavicini und Gazzola geschoben.

Pallavicini bemerkte ihn bald, und da ihm der geniale Ausdruck des augenscheinlich fremden jungen Mannes nicht entging, bog er sich zu dem hinter ihm stehenden Prinzen Doria und frug ihn leise: Wer der Knabe sei?

„Bedaure, Eminenz nicht dienen zu können!“ — erwiederte dieser, — „Niemand hier kennt ihn.“

„Er scheint ein Deutscher zu sein?“ — bemerkte Pallavicini weiter.

„Ohne Zweifel,“ — sagte Fürst Borghese, der neben dem Prinzen Doria stand, — „denn er unterhielt sich in dieser barbarischen Sprache mit seinem Hofmeister.“

„Und wissen auch Sie nicht, wer er ist? Ich interessire mich für die nette Erscheinung.“

Fürst Borghese zuckte mit den Achseln:

„Einige wollen wissen; er sei ein deutscher Cavalier, Andere behaupten er sei ein deutscher Prinz.“*)

„Nun,“ — sagte der Kardinal, — „das wollen wir

---

*) Historisch. Nissen: Seite 191. Vater Mozarts Brief Nr. 74. Jahn: I. Thl. 2. Buch. S. 200.

bald wissen, man muß nur an die rechte Quelle gehen!" — Und sich mit freundlicher Miene zu dem Besprochenen wendend, frug er auf schlecht deutsch:

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mir im Vertrauen zu sagen, wer sie sind?"

Der Gefragte lächelte; denn da er fast eben so gut italienisch als deutsch sprach, hatte er die ganze Unterhaltung gehört und verstanden.

Aber dies Lächeln war so fein und schlau, daß es seinen Zügen nur einen noch geistigern Ausdruck gab, als er mit einer leichten und gefälligen Verneigung in italienischer Sprache sagte:

„Eminenz zu dienen: ich bin der hochfürstlich Salzburgische Conzertmeister Amadeus Mozart!"

Die Stirne des Prinzen Daria und des Fürsten Borghese legten sich bei diesen Worten in düstere Falten, des Kardinals Gesicht aber verklärte sich vor Freude:

„Amadeus Mozart!" — wiederholte er so laut, daß die ganze Umgebung es hörte. — „Ei! so sind Sie der berühmte Knabe, von dem mir so Vieles geschrieben worden ist?"

„Und Sie," — entgegnete Amadeus, — „sind wohl Kardinal Pallavicini?"

„Der bin ich!" — versetzte die Eminenz erstaunt. — „Warum? und woran erkennen Sie mich?"

„An der Aehnlichkeit mit Ihrem Bruder, dem Feldmarschall Grafen Pallavicini zu Bologna, von dem

wir Empfehlungsbriefe an Eure Eminenz haben. Wir waren bereit sie dieser Tage abzugeben."*)

„O das ist schön!" — rief der lebenslustige Priester, der zugleich ein großer Verehrer der Musik war. — „Ich freue mich herzlich auf Ihren Besuch!" — und damit reichte er Amadeus seine Hand zum Kusse, die der Knabe aber nur auf ächt deutsche Weise wie einem Freunde drückte und schüttelte.

Pallavicini lachte über diese Verwechslung. Dann sagte er:

„Wie alt sind Sie jetzt?"

„Vierzehn Jahre!" — entgegnete Mozart.

„Vierzehn Jahre!" — wiederholte der Kardinal, indem er sich zu dem Prinzen Doria und dem Fürsten Borghese wandte — „und Conzertmeister und Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft zu Bologna! Mein Sohn, das will viel heißen. Und wie schön Sie italienisch sprechen. Aber"... setzte die Eminenz hinzu.... „Ick kan auk ein benig deutsch sprekken!"**)

Eine Anrede des Kardinals Gazzola, die Pallavicini in Anspruch nahm, unterbrach auf Minuten das Gespräch mit dem jungen Musiker. Während dessen hatten sich aber auch die beiden Fürsten mit dem kleinen kecken Eindringling versöhnt; denn die Kunst hat in Italien — mehr als in irgend einem andern Lande — einen Freibrief, der, bei den Gebildeten, meist so viel als ein Adelsbrief gilt.

*) Die ganze Unterredung ist dem Wortlaut nach geschichtlich.
**) Historisch.

„Nun!" — sagte daher jetzt Fürst Borghese, — „da Sie ein so ausgezeichneter Musiker sind, freuen Sie sich gewiß auch recht auf das weltberühmte Miserere des Allegri, das, wie Sie wohl wissen, heute Abend in der Sixtinischen Kapelle gesungen wird."

„O gewiß!" — rief mit leuchtenden Augen Amadeus. — „Ich habe schon so viel davon sprechen hören, daß gerade dieses Miserere ein Hauptgrund war, warum ich mich so sehr nach Italien und Rom sehnte!"

„Es ist das Größte, was die Kirchenmusik kennt!" — versetzte Prinz Doria stolz. — „Es ist daher den Musikern und Sängern der Kapelle seiner Heiligkeit bei Strafe der Excommunication verboten, auch nur eine Stimme davon aus der Kapelle wegzutragen, zu copiren oder Jemanden zu geben."

„Und dadurch," — fuhr Fürst Borghese fort, — „ist Rom allein die Stadt, wo man dasselben hören kann."

Wolfgang antwortete nicht; aber es ging ihm sichtlich ein großer Gedanke durch den Kopf.

Die Kardinäle standen jetzt auf, — denn auch diese Tafel war eigentlich nur zum Schein und um des Volkes Willen abgehalten worden, und Alles bereitete sich zum Weggehen, da Jedes nach einer Stunde der Ruhe und der körperlichen Stärkung verlangte, um sich dann zu den Lamentationen und dem Miserere zu begeben.

Auch Kardinal Pallavicini hatte sich erhoben: noch einmal wandte er sich mit auffallender Freundlichkeit Amadeus zu:

„Nun, mein Herr,“ — sagte er — „wenn Sie auch kein deutscher Prinz sind, wie man hier glaubte, so werden Sie doch sicher einst ein König im Reich der Töne sein. Ich darf Sie also, im Namen der hier anwesenden hohen Gesellschaft, mit der Versicherung entlassen, daß Rom sich Ihrer Ankunft freut. Ich selbst erwarte Sie gleich nach den Feiertagen und verspreche Ihnen eine mindestens ebenso freundliche Aufnahme, als sie bei meinem Bruder fanden.“

Und mit diesen Worten reichte ihm seine Eminenz noch einmal die Hand, die Wolfgang — dem Beispiele seiner Umgebung folgend — jetzt küßte; worauf der Kardinal das Baret vom Haupte nahm, — eine Ehrenbezeugung die von den Kirchenfürsten sonst nur Königen und Prinzen zugestanden wird — und ihn mit einem höflichen Complimente entließ.*)

Die Hellebarden der Schweizer klirrten auf dem Boden, und der „junge Prinz,“ der zukünftige König der Töne, schritt freudig durch die Reihen der Wache.

---

*) Historisch.

Das Miserere.

Wolfgang Amadeus hatte in der kurzen Zeit, die ihm und dem Vater zur Erholung gegönnt war — denn sie mußten eilen, um in der Sixtinischen Capelle Platz zu bekommen — fast nichts genossen. Der Knabe war heute aufgeregter, als bisher jemals in seinem Leben. Stand doch die Stunde vor ihm, nach der er sich schon seit zwei Jahren gesehnt, — gesehnt, mit aller Kraft seiner Seele, — gesehnt, seitdem er die großen alten Meister der Kirchenmusik kennen gelernt.

Mit Palestrina war ihm eigentlich erst bewußt geworden, was Musik heißt!

O wie schön, wie erhaben, wie göttlich waren die einfachen Tonstücke dieses großen Meisters, die er als Missa Papae Marcelli einst dem heiligen Vater überreicht, und die im Santa Maria maggiore die gesammte Kirchenmusik

vom Untergange retteten. „Ja!" — hatte schon damals, als er dieser Tonschöpfungen ansichtig wurde, der Knabe Amadeus gerufen: — „Ja! diese Musik stammt nicht von der Erde: sie ist dem Himmel entnommen!" — Und heute, heute! sollte er die große mysterlöse Schöpfung Allegris, das große Meisterwerk dieser alt-ehrwürdigen Musik hören — jener Musiker, den feierliche Klänge in gleichen Intervallen wie Gottes Stimme tönen!

Da sind keine — oder fast keine — jener verbindenden Accorde, um vermittelst derselben eine Causalität und eine Abhängigkeit zwischen den großen Offenbarungen des Absoluten zu Wege zu bringen; keine jener üppigen oder pathetischen Dissonanzen — das Bild unserer Glückseligkeit eines Augenblickes, unserer vorübergehenden, weichen oder aufgeregten Stimmung; kein Rhythmus, der dem Fluge der Zeit folgt, nach den Pulsationen eines sterblichen Herzens gemessen; mit einem Worte, nichts, was einen weltlichen Gedanken erweckte und die Sprache fleischlicher Leidenschaften spräche. Das ist eine Kirchenmusik, wie nie Jemand eine wahrhaftere componirte. Sie enthält durchaus keine profane Beimischung, sie ist von einer ewigen Schönheit, weil sie auf etwas Unwandelbarem, so zu sagen auf der elementaren Verwendung des Accordes ruht; sie ist antique, und das ist einer ihrer kostbarsten Vorzüge, weil ihre Antiquität kein Alter kennt,*) und sie so — in ihrer ungeheuren Einfachheit, und impo-

*) Siehe Oulibicheff über Palestrina II. Thl. S. 88—90.

nirenden Größe — mächtig zu der Verehrung beiträgt, die in jeder edlen Seele für das Heilige glüht!

Nur ein Mensch, der ganz und gar in der Musik lebt, ... der ganz und gar Musik ist: in seinem Leben und Weben, Dichten und Trachten, Denken und Fühlen, Wollen und Sehnen, wie Mozart — in jenem kindlichen Alter zum Theil noch unbewußt, in späteren Jahren mit dem vollen Bewußtsein unerreichter Genialität — nur ein solcher ganz eigen organisirter Mensch, konnte einer Stimmung fähig sein, wie diejenige war, in der sich Amadeus jetzt befand. Sie ist daher so exceptionel, daß sie nicht beschrieben, sondern nur geahnt werden kann: ähnlich der Stimmung des Kindes vor der noch verschlossenen Thüre, hinter welcher sich die Herrlichkeit des Weihnachtsbaumes birgt; — ähnlich der Stimmung der aufkeimenden Rose, über die, in schwüler Sommernacht, der erste Hauch eines Gewitters fährt; — ähnlich der Stimmung, die — unaussprechlich selig und doch süß beklemmend — der Geliebten Herz durchzittert, wenn der Geliebte den ersten Kuß als Gatte in der Brautnacht auf ihre Lippen drückt.

Wohl war der alte praktische Capellmeister, der doch gewiß als ein begeisterter Freund der Musik gelten konnte, auch auf das Höchste gespannt, jenes wundervoll von dem päpstlichen Stuhle so argwöhnisch geheimgehaltene Miserere zu hören; — wohl war auch er durch diese Erwartung und alles, was er heute gesehen, gehört und erlebt hatte, aufgeregt ... aber dennoch theilte er die fieberhafte Stimmung Wolfgangs nicht.

Indessen wagte er doch nicht den Knaben darüber zu besprechen oder zu tadeln, ... der Vater ahnte ja bereits instinktmäßig die in seinem Sohne schlummernde Größe. Auch verkündete ihm Wolfgangs auffallende und ganz ungewöhnliche Schweigsamkeit, daß etwas Ungewöhnliches in seinem Innern vorgehe. Auf Großes gefaßt, ließ er daher, als kluger Mann, dem inneren Brüten und Schaffen des jungen Genies völlig freien Spielraum.

So traten sie in die Sixtinische Kapelle. Aber! .... welch' ein Anblick! Die Welt hat ihn nur einmal! .... Siebenhundert fünfunddreißig brennende Wachslichter erhellten den ungeheuren, mit Menschen schon angefüllten Raum; — dreihundert und neunundvierzig flammten allein auf und an dem Hochaltare .... fünfzehn armsdicke gelbe Kerzen leuchteten, wie Sterne erster Größe, von dem riesigen Kandelaber mit fünfzehn Armen, der Mitten im hohen Chore, wie ein Riese aus Erz stand.

Und welche schönen, imponirenden Verhältnisse des Baues! Die gewölbte Decke, die sich, wie die Kuppel des Himmels über den ungeheuren Raum spannt. Die Wände von alten Florentinern in Fresco gemalt. Dem Eingange gegenüber, an der hinteren Wand: Michel Angelos weltberühmtes jüngstes Gericht.

Wolfgang Amadeus, leise zitternd, vor Erregung, stand erschüttert: Sein ächtes Künstlergemüth, seine weiche empfängliche Seele, seine — der katholischen Kirche angehörige Religionsanschauung, — seine glühende Phantasie .... alles, alles dies erfaßte die furchtbar große meisterhafte

Darstellung des furchtbar großen Gedankens mit unwiderstehlicher Gewalt.

Jeder Heilige stand, riesig und groß, wie ein Titane, vor seinen Blicken; das Entsetzen aber, die Qual und die Verzweiflung der Verdammten erfüllte seine Seele mit beklemmender Furcht. — — Er schaute und schaute — und die Farben wurden Töne — — furchtbar-gewaltige Töne: Jubelhymnen und Schmerzensschreie; — ein Aufjauchzen der Erwählten und ein Mark und Bein zerreißendes Wehegeheul der Verdammten.

Plötzlich sah der Vater seinen Wolfgang erblassen. Erschrocken bog er sich zu ihm nieder und frug, was ihm fehle; aber Amadeus schüttelte nur den Kopf und wandte sich von dem entsetzlich erhabenen Gemälde ab.

Da mit einem Male trat die Geistlichkeit ein und fast in demselben Momente erlöschten — wie durch Zauber — alle die zahllosen Lichter .... bis auf jene fünfzehn riesige Kerzen auf den fünfzehn Armen des Kandelabers, ... die ganze sixtinische Capelle lag in fast gespensterischem Dunkel. Und nun begann, von 32 Sängern — unter welchen sich der berühmte Christofori befand — mit vollendeter Kunst ohne Begleitung von Instrumenten vorgetragen, das Matutino delle tenebre. Es besteht diese großartige Schöpfung aus 15 Psalmen und einigen Gebeten, und beschließt mit dem Miserere.

Todtenstille herrschte ringsumher. Und wie nach jedem vollendeten Psalme eines der fünfzehn Lichter auf dem fünfzehnarmigen Leuchter erlosch, und die Kirche

immer dunkler und dunkler, und der Gesang immer inniger und tiefer und schmerzlicher wurde, da war es, als ob die Klagen einer zum Tode verwundeten Nachtigall zum Himmel emporstiegen; — da war es, als ob diese Töne auf ihren unsichtbaren Schwingen den Schmerz der ganzen Menschheit über das Leiden des größten und edelsten ihrer Söhne hinauftrügen vor den Thron des ewigen Allgeistes!

Und heiße Thränen lösten sich bei diesen Klängen von den Herzen der Hörer und sie vergaßen, daß sie Staubgeborne seien, in einer staubgebornen Welt.

Und als nun der fünfzehnte Psalm vollendet und das fünfzehnte und letzte Licht erloschen war, und über der ganzen weiten sixtinischen Capelle Grabesfinsterniß ruhte, da hob das Miserere an.

Der Eindruck war unbeschreiblich. Wolfgang Amadeus sah nichts mehr, er fühlte nichts mehr körperlich, er athmete fast nicht mehr .... er war nur Ohr, sein Dasein nur ein geistiges!

Das konnten ja keine menschlichen Stimmen sein, die da sangen; .... das waren Chöre der Seligen, ... Melodien, deren unendliche Einfachheit und Reinheit dem Himmel entstammten. Das war Musik im Strahlenkranze heiliger Unsterblichkeit! *)

Und wie Wolfgang hörte und hörte, da überlief es ihn heiß mit Entzücken und fröstelte ihn wieder bis in die Tiefe seiner Seele, wenn die musikalischen Zahlenverhältnisse und die mystischen Regeln des Contrapunktes, wie ein

---

*) Jahn: I. Theil. 2. Buch. S. 200. Anmerkung 7.

Zucken des Blitzes seinem Geiste sich einprägten. Das in Tönen offenbarte Geheimniß der Ewigkeit und Unendlichkeit lag vor ihm aufgedeckt — — aber es erfüllte ihn mit geheimnißvollen Schauern, mit innerem Grausen!

Das Miserere war längst verstummt, . . . — Amadeus stand unbeweglich. . . Ein ungeheures Kreuz, von Hunderten von Lichtern erhellt, war plötzlich von der Kuppel der Kirche herabgeschwebt und hatte die Finsterniß des Grabes mit einem Lichtmeer überwältigt . . . . . Es war ein zauberhafter Effect. Amadeus bemerkte es nicht, . . . er stand unbeweglich. Die ungeheure Menschenmenge hatte sich verlaufen, nur wenige Nachzügler gingen bedächtig den Ausgängen zu. . . . Amadeus bemerkte es nicht . . . . er stand noch immer unbeweglich.

Da neigte sich der Vater, der in der That anfing besorgt zu werden, liebevoll zu dem Sohne, und flüsterte ihm zu.

„Wolfgang! es ist Zeit, daß wir gehen!"

Wolfgang fuhr zusammen. Er war wie aus einem Traume erwacht — und starrte den Vater groß an. Dann fuhr er sich mit der Hand über Stirne und Augen, sah sich um . . . . als wolle er sich erinnern, wo er sei, und was sich hier zugetragen, ... nickte und folgte dem Vater schweigend.

Kein Wort kam auf dem ganzen Wege über seine Zunge; auch der Vater schwieg beklommen und war froh, als Amadeus zu Hause in das gemeinsame Bett eilte. Kaum aber war der Alte an Wolfgangs Seite ent-

schlafen, als der Sohn leise aufstand, die Lampe anzündete und Notenpapier zurechtlegte. Dann ging er, und öffnete eines der Fenster.

Da lag es zu seinen Füßen, das ewige Rom, — das ungeheure Grabmal vieler Jahrtausende, das Mausoleum einer halben Weltgeschichte, und eine göttlich schöne Nacht breitete das Leichentuch des Mondlichtes über es aus.

In mäßiger Entfernung aber erhoben sich die Triumphbogen des Septimius Severus, des Titus und des Konstantin, geschmückt mit den stolzen Inschriften, die diese siegreichen Kaiser zu Göttern erheben. „Die gefangenen Sclaven, die schmerzdurchwühlten, schweigend-duldenden Barbarenkönige, die unglücklichen vertriebenen Juden, die Zierrathen ihres zu Jerusalem zerstörten Tempels, den siebenarmigen Leuchter und Tisch der Schaubrode tragend, sie Alle blickten noch von diesen Denkmalen hernieder in jener Demüthigung in der die Hand des Künstlers sie festbannte zu ewigem Bestehen.

Und — — wie dort — — weiter hinaus — die Säulen des Concordientempels, die schönen Trümmer der Kaiserpaläste, in ernster Majestät emporragen. Sie standen schweigend in der schweigenden Nacht, und doch forderten sie, die den Stürmen von Jahrtausenden trotzend, Kunde gaben von dem starken Wollen der Vergangenheit — mit gewaltiger Beredsamkeit auf: gleichfalls Großes, gleichfalls Gewaltiges zu leisten!

Amadeus durchzuckte es wie mit Flammen. Noch einen Blick warf er auf die Zeichen ewiger Größe, noch

einmal schaute er nach dem prachtvollen Nachthimmel empor, dann schloß er rasch das Fenster und ging an den Tisch mit dem Notenpapier.

Als die Sonne des kommenden Tages die Erde begrüßte, warf sie ihre ersten Strahlen über einen Knaben, der aus Müdigkeit und Erschöpfung entschlummert war. Aber... sie vergoldete auch beschriebene Notenblätter, die neben dem jungen Schläfer lagen und auf diesen Notenblättern stand.... **das Miserere von Allegri!**

Der vierzehnjährige **Wolfgang Amadeus Mozart** hatte das Ungeheure, das Unbegreifliche, das Unglaubliche geleistet..... er hatte jenes, so eifersüchtig, bei Strafe der Excommunication geheimgehaltene Meisterwerk — — er hatte das gestern zum erstenmale gehörte Miserere von Allegri **aus der Erinnerung fehlerfrei nachgeschrieben.***)

---

*) Alexander Oulibicheff, Ehrenmitglied der philharmonischen Gesellschaft zu St. Petersburg sagt in seinem bekannten Werke über Mozart, in Beziehung auf dies merkwürdige Ereigniß: „Er schrieb das Miserere von Allegri aus dem Gedächtnisse, nachdem er es nur einmal am Gründonnerstag, dem Tage seiner Ankunft gehört hatte. Am Charfreitag wurde das Werk wiederholt. Mozart nahm sein Manuscript unter den Hut und notirte unter demselben heimlich, was noch fehlte, um die Copie so genau als möglich zu machen. Als, viele Jahre nachher, dieselbe mit der authentischen Copie verglichen wurde, die sich Burney von dem Capellmeister Santarelli zu verschaffen wußte, so soll, nach Aussage des Ersteren, auch keine Note gefehlt haben.

Obgleich diese Erzählung — fährt Oulibicheff fort — schon lange und sehr allgemein bekannt ist, so schien mir dieselbe doch so unglaub-

lich, daß ich sie lange Zeit, ich gestehe es, nur als eine hyperbolische Ausschmückung der Geschichte Mozart's betrachtet habe, weil ich wohl weiß, wie gern man da noch zu steigern pflegt, wo bereits der Anschein des Wunderbaren vorliegt. Das Werk des Herrn v. Nissen hat mich aber von der Wirklichkeit der Thatsache überzeugt, weil sie darin in einem Briefe L. Mozart's an seine Frau berichtet wird. Ich habe meine Meinung nicht leichthin aufgegeben u. s. w.

Wenige Tage später spielte Wolfgang das Miserere dem berühmten Kastraden Christofori, der es einige Tage vorher in der Kirche gesungen, Note für Note vor. Christofori wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen, was derjenige begreiflich finden wird, der es weiß, welch' ganz andere Schwierigkeiten, die im alten Kirchenstyl geschriebene Musik Allegri's darbietet, als jede andere Composition. — — —

Jahn: I. Theil. 2. Buch. S. 199.

Giuditta.

Welch ein freudiger Morgen folgte aber dem so bewegten Tage! Vater und Sohn waren glücklich; — Vater und Sohn waren in einer Stimmung, daß sie die ganze Welt hätten umarmen können!

Jetzt war Wolfgang wieder er selbst: der heitere, geniale, immer lustige junge Mensch; — ein Kind nach der äußeren Seite des Lebens hin, ein gereifter Mann in allem was Musik und musikalisches Leben betrifft. Von der gestrigen großartig-gehobenen, fast beängstigenden Spannung, war keine Spur zurückgeblieben. Sie hatte sich in einer That concentrirt und manifestirt, — man könnte sagen, wie ein segenbringendes Gewitter entladen — und nun strahlte wieder der Himmel im reinsten Blau.

Er war voll Tollheiten und ausgelassen wie nie, als

daher der Vater in seiner Seelenfreude nach Salzburg an die Mutter über ihre Ankunft in Rom und das Wunder mit dem Miserere geschrieben, setzte er noch folgende Zeilen als närrische Nachschrift daran:

„Ich bin, Gott Lob und Dank! nebst meiner miserablen Feder gesund und küsse Mama und Nannerl tausendmal. Ich wünschte nur, daß meine Schwester zu Rom wäre, denn ihr würde diese Stadt gewiß wohlgefallen. Die Peterskirche ist herrlich und Alles ist herrlich hier. Die schönsten Blumen tragen sie jetzt vorbei; den Augenblick sagte es mir der Papa. Ich bin ein Narr, das ist bekannt, O ich habe eine Noth. In unserem Quartier ist nur ein Bett. Das kann die Mama sich leicht einbilden, daß ich bei dem Papa keine Ruhe habe. Ich freue mich auf das neue Quartier. Jetzt habe ich just den heiligen Petrus mit dem Schlüsselamt, den heiligen Paulus mit dem Schwert, und den heiligen Lukas mit meiner Schwester rc. abgezeichnet — — Ich habe auch die Ehre gehabt, des heiligen Petrus Fuß zu St. Pietro zu küssen, und weil ich das Unglück habe, so klein zu sein, so hat man mich als den nämlichen alten

Wolfgang Mozart

hinauf gehoben." *)

„Das ist wieder rechter Unsinn!" — sagte der Vater lächelnd, als er die flüchtig hingeworfenen Zeilen über-

---

*) Wörtlich getreue Nachschrift des Briefes vom 14. April 1770. Nissen: S. 193.

flogen. — „Man sollte nicht glauben, daß dies Kauderwelsch derselbe Mensch geschrieben habe, der heute Nacht . . . .“

„Ich bitte dich Papa!“ — rief Wolfgang in komischem Pathos und schlang seine Arme so fest um des Capellmeisters Hals, daß dieser fast erstickte: —

„Ich bitte dich, nichts von gestern Abend und heute Nacht. Wir leben am Morgen, und der Morgen ist so schön — und — Unsinn treiben ist auch schön. Ich muß manchmal ausschlagen, und wenn ich die Nannerl hier hätte, so würde ich sie küssen wie toll und würde die tollsten Streiche mit ihr machen. Aber eines Papa ist in meinem schönen Briefe wahr: ich sehne mich nach einem neuen Quartier!“

„Nun,“ — versetzte der Vater — „das wird auch nicht auf sich warten lassen. Man erwartet uns ja schon, in Folge der freundlichen Fürsorge unseres edlen Gönners Farinelli, im Hause des päpstlichen Couriers Uslinghi. Denn hier, weist du, stiegen wir ja nur für einen Tag und eine Nacht ab, um bei unserer Ankunft unbekannt und ungenirt zu sein.

„O!“ — rief Wolfgang — „dann laß uns eilen, das neue Logie zu beziehen!“

Der Vater willigte gern ein. Er schloß seinen Brief packte ihre Effecten zusammen, regelte die kleine Rechnung, und begab sich mit Amadeus auf den Weg, das Gepäcke der Besorgung des Wirthes überlassend, der — als er hörte, daß sie bei dem päpstlichen Courier Uslinghi

wohnen würden — einen gewaltigen Respekt vor den beiden Deutschen bekam; denn bei Uslinghi logirten stets nur dem päpstlichen Hofe nahestehende Personen.

So erreichten sie denn auch, mit Hülfe eines Führers, bald das gedachte Haus, das ein ganz anständigen und freundliches Aeußere hatte. Da die Thüre offen stand, traten sie ungenirt ein, und gelangten durch einen kühlen Gang in einen noch kühleren, von steinernen Bogengängen umgebenen, Hof. Mächtige Weinstöcke umrangten hier die Pfeiler und Bogen und senkten leicht und gefällig einzelne Zweige herab, mit welchen der Wind leise spielte; während die kräftige Wassersäule, die in der Mitte des Raumes aus einem halb zerfallenen antiken Marmorbecken sprang, das Ganze durch ein behagliches Plätschern belebte.

Auf dem Rande des Springbrunnens aber saß eine Frau in der Tracht der römischen Bürgerrinnen, die Spindel in der Hand, und spann. Als sie die Eintretenden gewahrte, stand sie rasch auf, und ging ihnen rüstigen Schrittes entgegen, als ob es Bekannte wären, indem sie, zu Vater Mozart gewandt freudig ausrief:

„Alle Heiligen zum Gruße! denn ich müßte mich sehr irren, wenn Ihr nicht Monsignore Mozart sein solltet, den mir, sammt dem kleinen maestro illustrissimo, Signor Farinelli so warm empfohlen hat."

„Capellmeister Mozart bin ich allerdings!" — entgegnete nach seiner schlichten deutschen Weise der Angeredete — „und das da, ist auch mein Sohn, der Concertmeister; aber, liebe Frau, wir sind weder Prinzen, wie

man hier geglaubt hat, noch Monsignore, noch illustrissimo."

„Ei was!" — rief jene lachend — „das ist einmal bei uns so Art und Sitte! In Rom heißt es: Al Gato del Papa si dice Monsignore! (Der Kater des Papstes heißt gnädiger Herr). So ein Bischen Uebertreibung findet Ihr überall. Waren hundert Menschen bei einem Zusammenlaufe, und es wird davon erzählt, so waren es zehntausend! ... spricht man Euch, als Musiker, von einem Concertsaal, so ist das l'Anticamera del Paradiso! (ein Vorzimmer des Paradieses); ... jedes Haus, das zwei Fenster mehr hat, als ein ganz gewöhnliches, ist hier ein Pallazzo, und jeder alte Stein miraviglie! (wunderbar.) O! Ihr werdet in Rom der Wunder gar viele erleben: ein Principe oder Marchese von dreitausend Scuti Einkommen spricht von seinem Corté! (Hofe) und manche Donna im größten Staate und einen Bedienten hinter sich, hat oft nur ein Hemde! Hier ist Alles Schwindel, mein Bester!"

„Mich freut Ihre Offenheit, liebe Frau!" — versetzte Vater Mozart heiter. — „Mit offenen Menschen kommt man immer am besten zurecht. Da Sie indessen errathen haben, wer wir sind, wollen wir nun auch das gleiche von Ihnen thun: Sie sind wohl die Gattin des päpstlichen Couriers Uslinghi?"

„Ja, die bin ich!" — sagte die Frau mit nicht geringem Stolze — „und da sich mein Mann in Geschäften des heiligen Vaters in Portugal befindet, und nur ich und

mein Töchterchen hier sind, so sollt ihr Herr des Hauses sein, und wir wollen Euch und den kleinen Maestro auf den Händen tragen! Und gewiß!" — setzte sie in einem Erguß hinzu, der wie ein Bergstrom nach einem Gewitter immer mehr anschwoll — „es wird Euch bei uns gefallen. Herrscht auch in Rom, wie ich vorhin sagte, viel Schwindel, so ist und bleibt doch Rom die erste Stadt der Welt. Ich selbst bin zwar nie aus Rom hinausgekommen, aber Uslinghi hat mir es tausendmal gesagt, ... und der hat die Welt gesehen, wie Keiner! Und wißt Ihr, Excellenza, wie Uslinghi immer sagt, er sagt: „Es lebe Rom und Neapel!" Rom für die Kunst und das Leben, Neapel für die Natur! In Neapel ist man im Paradies und in Rom im Himmel!"

Und die gute Frau! hatte sie in ihrem heiligen Eifer für die ewige Stadt nicht recht? Ruft nicht auch der Philosoph der Philosophen: In Rom lebt man wie die Götter! Man scherzt im Genusse der Kunst und Natur bei einem Glas Eiswasser und einer Pagnotta, man steigt hinauf zu Raphael in den Vatican, und vergessen sind alle Sorgen und jeder Kummer!

Und sieht die geistige Rückerinnerung nicht noch mehr, als das leibliche Auge? Italiens stets blauer wolkenfreier Himmel — der stärkende Aether, die großen Umgebungen klassischer Natur und Kunst, der edle Nektar und die balsamischen Früchte des Südens, die lebendigen Modelle Raphaelischer Madonnen und Guidoischer Magdalenen mit dem schwarzen Flammenauge in üppiger Körperfülle und

im Munde die süße Göttersprache, — die immer grünen Eichen, Platanen und Pinien, und selbst Palmen — diese Symbole des Sieges der Helden und der Märtyrer — — — diese ganze südliche Natur, umflossen vom Meere .... wo? — du glücklicher Sterblicher, der du Rom gesehen — wo findest du dies wieder?

In etwas mehr alltäglicher Sprache aber in demselben Sinn und Geiste, hatte sich, ohne Unterbrechung, die edle Herrin des Uslinghi'schen Hauses bisher ergossen und Vater und Sohn auf eine nicht kleine Geduldsprobe gestellt, als ihr doch endlich, zum Glücke ihrer neuen Hausbewohner, einfiel, daß sie über ihre patriotischen Ergüsse nicht vergessen dürfe, alle die gerühmten Herrlichkeiten des römischen Lebens auch für ihre Gäste zur Wahrheit zu machen.

„Aber Maria Joseph!" — rief sie daher jetzt plötzlich und schlug sich mit der Hand vor die Stirne — „da schwatze und schwatze ich, und lasse die Excellenzen im Hofe stehen. Kommen Sie, kommen Sie! Ich will Sie auf Ihre Zimmer führen, die schon wie für Prinzen eingerichtet sind."

Und indem sie dies sagte, entfaltete Frau Uslinghi eine so aufrichtige Herzlichkeit, daß die Mozartischen gern ihren kleinen Unmuth über die Geduldprobe hinunterschluckten und ihr mit einem Gefühle der Heimathlichkeit folgten, wie sie dies seit ihrem Auszuge aus Salzburg nicht mehr empfunden. Aber dies Gefühl sollte sich beim Anblick ihrer Wohnung noch steigern. Mit der italienischen Unreinlichkeit waren sie bereits vertraut genug — hier

fanden sie alles so rein und nett, wie zu Hause. Sie waren gewohnt, die italienischen Wirthe mit glänzender Einrichtung prahlen zu hören und kein Dutzend erträglicher Stühle im ganzen Gasthofe zu finden. Hier war alles bequem, behaglich und sehr anständig; ja an den Fenstern standen sogar Vasen mit frischen Blumen, und als Vater Mozart eben fragen wollte, wem sie diese Aufmerksamkeit zu danken hätten, öffnete sich die Thüre und Giuditta trat mit einer solchen frisch gefüllten Blumenvase ein. Aber beinahe wäre diese ihren Händen entglitten, so überraschte sie der Anblick der Fremden, die sie doch erwartet hatte. Ein leiser Schrei und die Worte: „Ha, der Prinz!“ entfuhren ihr, während sie und Amadeus, der sie sogleich wiedererkannte, eine dunkle Röthe überlief.

Frau Uslinghi's Scharfblick entging dies nicht, und als es nun, auf ihr Fragen hin, zur gegenseitigen Erklärung kam, wurde über den gestrigen Vorfall in St. Peter und bei der Fußwaschung — der Vater und Sohn so sehr zu Nutzen gekommen — viel gelacht und gescherzt, so daß man bald so bekannt mit einander war, als habe man Jahre zusammen gelebt. Besonders waren die Kinder in kurzer Zeit ein Herz und eine Seele.

Wolfgang Amadeus war unendlich glücklich, der Vater fühlte sich behaglich, und auch die Verhältnisse nach Außen gestalteten sich so erwünscht als möglich.

Gleich nach der Charwoche wurden die zwanzig Empfehlungsschreiben an den ältesten und höchsten Adel Rom's abgegeben, und hier, wie überall, empfing man das Wunder

seiner Zeit mit der größten Begeisterung und Zuvorkommenheit, denn kein Volk der Erde hält mehr auf Musik, als die Italiener.

In Italien bildete um jene Zeit die musikalische Welt eine geschlossene Phalanx, eine compacte, homogene, in den Principien einige, alles überfluthende und intolerante Masse, die ihre Apostel und Missionäre in alle Welt sandte und ihre Lehren mit einer Ueberlegenheit und einer unwiderstehlichen Macht predigen ließ, weil sie allein das Monopol des Gesanges besaß.

Darum war es damals auch für die Musiker aus allen Theilen Europa's unerläßlich, daß sie nach Italien gingen. Alle durften ja sicher sein, dort wie von ihrer gemeinschaftlichen Mutter aufgenommen zu werden. Sie zog die Ausländer sogar zuweilen ihren berühmtesten eigenen Kindern vor, war stolz auf ihre Siege und adoptirte sie liebevoll; natürlich aber nur dann, wenn sie zu lernen und nicht zu lehren kamen, und nachdem sie aus ihrem Unterrichte hinreichenden Nutzen gezogen hatten, um im reinsten italienischen Style schreiben zu können. Auch Händel und Gluck hatten in Italien ihre Sporen verdient und wie alle Anderen ihrer Lehrerin den ersten Tribut der Nachahmung gezollt; die schmeichelhafteste Ehrerbietung, die man ihr erzeigen konnte, die sie aber auch am unnachsichtigsten verlangte. Wehe aber dem Musiker, der den barbarischen, das heißt den ausländischen Doctrinen Geltung zu verschaffen gesucht hätte. Er wäre, gleich dem armen Jomelli, durch Anatheme und Pfeifen zu Tode gehetzt

worden. Welche Süßigkeiten, welche Zärtlichkeit, welche Lorbeeren und Triumphe erwarteten dagegen die gelehrigen und ihrer musikalischen Orthodoxie fest anhängenden Schüler! Welch' schmeichelhafte und ruhmvolle Beinamen entschädigten die Fremden, denen die Ehre zu Theil wurde, Naturalisiationsbriefe zu erhalten: Hasse: il caro Sassone! — Amadeo Mozart: — il cavaliere filarmonico!*)

Und hing denn nicht die ganze Zukunft eines Musikers damals von dieser, die Ansichten der Welt beherrschenden Stimme ab. Mit stillem Triumphe fühlte Vater Mozart denn auch bei seiner Aufnahme in Rom, daß Amadeus diese Stimme bereits für sich gewonnen hatte. Des Knaben vortreffliches Italienisch half noch mehr dazu; man betrachtete ihn wie ein Kind des Landes!

Am lebhaftesten nahm sich seiner Kardinal Pallavicini an, der ihn auch seiner Heiligkeit, dem Papste vorstellte. Mit ihm wetteiferten in freundlichem Zuvorkommen der neapolitanische Prinz St. Angelo, der Prinz Ghigi, die Fürstin Barbarini, der Prinz Xaver von Sachsen, der Herzog von Braiciano und Andere.

Aber dies Alles war es nicht, was einen so goldenen Schimmer für Wolfgang über seinen Aufenthalt in Rom warf; auch nicht die geschichtliche und künstlerische Wichtigtigkeit der Stadt. Wohl zeigte ihm der Vater die erhabenen Monumente längst versunkener großer Jahrhunderte;

---

*) Oulibicheff.

— wohl staunten beide die plastischen und malerischen Schätze der ewigen Roma an; sie waren zu ausschließlich Musiker, um für solche Dinge zu schwärmen. Dagegen fand Amadeus hier ein anderes Kleinod, was ihm, — der immer so ganz und ungetheilt Mensch war und blieb, — unschätzbar für jene Tage, und selbst folgenreich für die Zukunft wurde. Jahre kamen und gingen, Stürme brausten über sein Haupt, Freuden und Schmerzen, Jubel und Sorgen erfaßten ihn .... er dachte stets mit Seligkeit zurück an die Tage, die er in dem stillen Hause Uslinghi's verbracht, an das Glück, das ihm hier in zwei Herzen erblüht, so kindlich froh, so unschuldig und jugendfrisch, wie das seine.

Mochte das Zusammentreffen Mozarts mit der schwarzäugigen, herrlichen, lebensfrischen Giuditta in den Hallen St. Peters und vor der Statue dieses Heiligen ein Spiel des Zufalls gewesen sein; oder hatte sein Genius es bestimmt, daß die kräftigen vollen Arme der jungen Römerin ihn zum Kusse des heiligen Fußes befördern sollten — jedenfalls lag in diesem Momente die Wurzel einer kindlichen Neigung, die allmählig in den beiden jungen Herzen heranwuchs. Aber diese Neigung gestaltete sich ebenso verschieden, als die beiden Nationalitäten waren. Amadeus betrachtete Giuditta als eine zweite Nannerl, und schloß sich mit der vollsten unbefangensten brüderlichen Liebe dem heiteren lebensfrohen Mädchen an, das ihm die wenigen Stunden, die ihm zu Hause blieben, zu den schönsten in Rom machte.

Immer lustig, oft sogar ausgelassen und voll toller Streiche, fand er an ihr einen nicht minderen Tollkopf; wobei Wolfgang freilich nicht zu beurtheilen verstand, daß die Ausgelassenheit der jungen Römerin einer ganz anderen Quelle entfloß, als die seine. In ihm lagen — als wirkliche Abnormität — die volle musikalische Mannesreife neben der vollen körperlichen und seelischen Kindheit. Nahm ihn die Musik in Anspruch, war er jetzt schon, wie wir wissen, Mann und Meister; aber deshalb gab die Natur doch ihre Rechte nicht ganz auf; die Ausgelassenheit und der Lebensübermuth des sich entwickelnden Knaben, brachen in den freien Stunden durch. Nichts beweist dies schlagender, als seine eigenen Briefe an Mutter und Schwester, die auf der ganzen Reise durch Italien voll kindlicher Narrheiten stecken; wie er sich ja selbst — in dem Gefühle dieses Uebersprudelns — in der vorhin angeführten Nachschrift, einen „Narr" nennt. Kraftentwicklung, Drang nach Freiheit, Lebensübermuth waren also die Quelle seiner oft wild aufschäumenden Lust und Heiterkeit. Ganz anders stand es mit der reizenden Giuditta. In ihren Adern kochte südlicheres Blut. Sie war körperlich vollkommen entwickelt, ... sie war Italienerin ..... Römerin! Eine vierzehnjährige Italienerin aber, mit solchen vollen, reifen Formen und flammensprühenden schwarzen Augen, wie sie Giuditta besaß, fühlt schon recht gut, was Leidenschaften sind, und wenn diese einmal in ihrem Herzen erwachen, so reifen sie nicht, wie bei einer deutschen Natur, schüchtern und allmälich heran,

— nein! — heute geboren, züngeln sie morgen schon hoch zum Himmel auf und drohen das eingene Herz und Andere in ihren Gluthen zu verzehren.

Als Giuditta den vermeintlichen jungen Prinzen, in Folge einer ganz augenblicklichen Eingebung, emporhob, damit er den Fuß des heiligen Petrus küssen könne, war sie noch vollkommen Kind, mit dem ruhigsten Herzen von der Welt. Als, eine Minute später, Amadeus sein hoch erglühendes hübsches Antlitz ihr zuwandte, durchzuckte sie der Blick dieser seelenvollen Augen und die Berührung seines Körpers wie ein electrischer Funke ..... und ihr Herz klopfte. Als es der Zufall darauf wollte, daß sie Amadeus vor Beginn der Fußwaschung noch einmal erblicken sollte, und diese Ueberraschung ihr den Ausruf: „Der junge Prinz!" entlockte, war die Ruhe ihres Herzens dahin, und — — seitdem Wolfgang mit ihr unter einem Dache wohnte — — — liebte sie ihn — und zwar nicht nach der kühlen deutschen, sondern nach italienischer Weise, das heißt: voll, glühend, leidenschaftlich. Dennoch war sie noch zu viel Kind, um die Leidenschaft zu begreifen, und der Gegenstand dieser Leidenschaft war dies noch mehr. Es glühte, es trieb, es kochte in ihr .... und so barg sie diese unbestimmte Gluth, dies Kochen und Treiben unter Ausgelassenheit.

Sie vermochte ihrem hübschen jungen Freunde nicht zu sagen, was in ihr vorging; aber wenn sie sich mit einander neckten, wenn sie mit einander tollten, konnte sie ihn schon einmal lachend um den Hals fassen und an sich

drücken, — ihn scherzend beißen oder ihm rasch einen Kuß geben. In allen dreien lag dann eine wilde süße Gluth und doch auch wieder Kindlichkeit, an der indessen Amadeus großen Gefallen fand. Er nannte sie, da er Katzen sehr liebte, seine „kleine, wilde Katze!“ und oft legte er sich unter den kühlen, weinumrankten Arkaden des Hofes hin, lockte ihr, wie man Kätzchen zu locken pflegt, und forderte sie auf ihm zu schmeicheln oder ihn zu beißen.

Auch mit der Violine lockte er sie oft heran; besonders wenn eine recht schöne, warme italienische Nacht über der Erde hing und die Alten im angränzenden Garten auf und abgingen. Dann aber legte sie sich zu seinen Füßen, gewöhnlich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopfe verschränkt, die Blicke nach dem sternenflammenden Himmel gerichtet, und lauschte mit Entzücken den Tönen, die Amadeus wie ein Zauberer aus dem Instrumente hervorrief. Stundenlang konnte er so spielen, sie lauschen. Keines sprach dann ein Wort; aber sie sahen sich oft, so recht von Herzen glücklich an — und — immer weiter spielend, ließ sich dann wohl Amadeus auf ein Knie nieder und gab Giuditta, die längst den Mund zum küssen gespitzt hatte, einen Kuß. Dann war meistens auch das „Kätzchen“ da und ein seeliges Beißen begann.

Legten sie sich dann später zu Bette, so lachte wohl Wolfgang noch für sich über das tolle Spiel und schlief rasch darauf ein. Bei Giuditta ging es nicht so schnell. Alles Eiswasser kühlte sie dann nicht; — auch der Schlaf wollte nicht wie früher kommen —

und kam er endlich, so ging im Traume das süße Spiel von neuem an.

Uebrigens ließ Vater Mozart den Sohn fast nie aus den Augen; sah aber auch in Giudittas Benehmen nichts als die unschuldigsten Kindereien. Und doch waren sie so selig diese Kindereien, bis sie sich durch ein glückliches Ohngefähr noch zu höherer Seligkeit gestalteten.

Jugendfreundschaft und Jugendliebe.

Schon in Florenz hatte Amadeus im Hause der Dichterin Signora Corilla einen jungen Engländer, mit Namen Tommaso Linley, kennen lernen, der — ein Schüler des berühmten Nardini — die Violine wunderschön spielte.

Da dieser Knabe Wolfgang an Größe und Alter fast ganz gleich war, und ein und dasselbe musikalische Streben beide durchglühte, — wenn gleich Linley nur äußerliche Fertigkeit besaß und jeder tieferen Meisterschaft völlig fremd blieb, — so hatte sich natürlich schnell eine jugendliche Freundschaft zwischen ihnen gestaltet. Leider sollte sie aber nur von kurzer Dauer sein; denn da damals Vater Mozart sehr nach Rom eilte; so waren ihr nur drei Tage gegönnt. Aber die Jugend erfaßt rasch und genießt die Gegenwart ohne, wie das reifere Alter, ängstlich nach der Zukunft und der Dauer des Genusses zu fragen.

Den ersten Tag producirten sich beide Knaben bei Signora Corilla wechselweise den ganzen Abend unter beständigen Umarmungen. Den anderen Tag ließ der kleine Engländer, ein allerliebster junger Mensch, seine Violine zu Mozart's bringen, und beide spielten wieder den ganzen Nachmittag. Wolfgang accompagnirte ihm auf seiner Violine.

Den Tag darauf speisen sie bei Mr. Gaoard, Administrator der Großherzoglichen Finanzen, und Amadeus und Tommaso spielten wieder den ganzen Nachmittag wechselweise, nicht als Knaben, sondern als Männer. Dann begleitete der kleine Tommaso, Amadeus nach Hause, und weinte die bittersten Thränen, weil auf den folgenden Tag die Abreise Wolfgangs und seines Vaters bestimmt war.

Durch diese wirklich rührende Scene gewonnen, verschob denn auch der Capellmeister die Abfahrt von Florenz bis zum künftigen Mittag, und so kam der junge Linley des anderen Morgens um neun Uhr noch einmal, und gab Wolfgang unter vielen herzlichen Umarmungen folgende Poesie, die die Signora Corilla den Abend vorher hatte machen müssen, und dann geleitete er den Wagen der Abreisenden bis zum Stadthor. Wo sie unter Thränen schieden.*)

---

*) Wörtlich nach Leopold Mozarts Brief No. 75. Rom, den 21. April. — Jahn: 1. Thl. 2. Buch. S. 198. Burney Reise 1. S. 185.

Das Gedicht aber lautete:

Per la partenza del Sgr. W.
A. Mozart da Firenze.

Da poi che il fato t'ha da me diviso,
io non fò che seguirti col pensiero,
et in pianto cangai la gioja e il riso,
ma in mezzo al piantorivederti io spero.
Quella dolce armonia di paradiso
che ha ún estasi d'amor mi aprì il sentiero,
mi risuona nel cuor, e d'improvviso
mi porta in cielo a contemplare il vero.
Oh lieto giorno! O furtunato istante
in cui ti vidi e attonito ascoltai
e della tua virtù divenni amánte!
Voglian li Dei che dal tuo cuor giammai
non mi diparta! . Jo ti amero costante
emul di tua virtu de ognor mi avrai.

In segno di sincera stima et affetto
Tommasso Linley. *)

So lieb aber Amadeus den jungen Linley gewonnen hatte, so schmerzlich ihn die Trennung von dem neuen Freunde berührte — — die großartigen Eindrücke Rom's, die Begebenheit mit dem Miserere, die vielen neuen Vorstellungen, das Zusammentreffen mit dem Papste, dem Vater der Christenheit, und namentlich die Bekanntschaft mit der liebenswürdigen, reizenden Giuditta, zerstreuten ihn so sehr, daß er sich bald über die Trennung von dem neuen Freunde tröstete. Er liebte ihn noch, aber er dachte nicht mehr viel an ihn; oder vielmehr er fand keine Zeit dazu, an ihn zu denken.

---

*) Nissen: S. 195. Jahn: I. Thl. 2. Buch. S. 151.

Da frischte das Leben selbst diesen rosigen Jugendtraum der Freundschaft auf.

Vater und Sohn waren von einer musikalischen Soirée nach Hause gekommen, die Kardinal Pallavicini, dem Prinzen Xaver von Sachsen zu Ehren, gegeben hatte. Amadeus war aufgelegter denn je gewesen, und hatte — da man es immer noch nicht glauben wollte — wiederholt, durch den Vortrag des bekannten Miserere, den Beweis geführt, daß er es geistig und blos der Erinnerung nach aus der Kirche mit sich fort genommen. Das Staunen war hier, wie überall dasselbe, aber die Menschen bezeugten sich so lieb und freundlich — und — was bei Amadeus noch mehr heißen wollte: so wahrhaft musikverständig, daß er mit wahrer Begeisterung und prachtvoll spielte.

Wolfgang benahm sich dabei nicht, wie ein Musiker, der zu hohen Herren eingeladen ist, um bei einer Soirée als Künstler mitzuwirken, und der für seine Leistungen später einen Ehrensold zu erwarten hat. Gott bewahre! der kleine Mann bewegte sich in der That so vollkommen ungenirt und frei, wie ein wirklicher junger Prinz. Er war bei allen diesen vornehmen Herrschaften wie zu Hause, und behandelte sie — ohne sich je etwas zu vergeben — gerade wie Seinesgleichen. So war er aber auch in seinem Spiel, indem er sich nicht auf den Vortrag einiger vorausbestimmter Piecen beschränkte, sondern ganz dem Zufall anheimgab auf was man gesprächsweise kam, oder was irgend Jemand aus der Gesellschaft wünschte. Fand er dann

ächte Musikkenner, war er so unerschöpflich, daß sich die Gesellschaften oft über Mitternacht hinauszogen. Dies war auch heute der Fall gewesen, und der kräftigste erwachsene Mann würde todtmüde nach Hause gekommen sein. Vater Mozart ging es auch so, obwohl er viel weniger vorgetragen, als sein Sohn; Amadeus dagegen spürte keine Ahnung von Müdigkeit oder Erschöpfung. Heute, wie immer, hatte ihn die Musik nur angeregt, belebt, gestärkt.

Als sich daher der Capellmeister zu Bette legte, nahm Wolfgang noch seine Violine und trat auf die nach dem Garten gehende Altane. Die Nacht war wundervoll! Ein leiser, vom Meere her kommender Lufthauch wehte erquickend über die schlummernde Welt, über die sich der Himmel, weit und groß, mit seinen Myriaden Sternen, wie die Kuppel eines ungeheuren Domes spannte. Tiefe Stille herrschte dabei ringsumher, denn Uslinghis Haus lag weit ab von den geräuschvolleren Straßen Roms, und nur ganz in der Ferne hörte man die vereinzelten Töne einer Serenade.

Amadeus gab sich eine kurze Zeit diesen Eindrücken hin, die ihn so still und wohlthätig erfaßten. Aber dies dauerte nur wenige Minuten, dann wurden diese Eindrücke in ihm zu Tönen und die Töne gestalteten sich zu Melodien; und wie zufällig diese — jetzt noch innerlichen, geistigen — Melodien einen Anklang an eine Piece gaben, die er mehreremale mit seinem jungen Freunde Tommaso gespielt, so hoben sich mechanisch die Arme, setzten Violine

und Bogen an, und, wie von Geistern gehaucht, zogen süße, sehnsüchtige Laute auf den leisen Wellen der Luft dahin... Laute, die bald wie vor Schmerz, bald wie vor Wonne, sanft erstarben!... Laute, die, wie aus einer anderen Welt kommend, über die schlummernde Erde dahinglitten und ihr sprachen von der Seligkeit eines höheren reineren Seins!... Laute, die von einem Herzen Kunde gaben, in dem sich die ersten Ahnungen der Liebe und Freundschaft wie ein rosiger Morgen aufthaten.

Aber was war das? — Wie sie so leise hinschwammen, auf den lauen Wellen der Luft, die glockenreinen Töne, die Mozart seiner Violine entlockte, da war es, als gebe ein nahes Echo sie verschämt wieder. Ein Echo?! — ein solches bestand hier nicht, das wußte Wolfgang, der nun schon so oft nächtlicherweise auf der Altane musicirt, sehr gut; auch kann ein Echo nicht accompagniren. Und wie? .... war das nicht ganz das Spiel des lieben Freundes von Florenz, des kleinen Engländers Linley?

Rasch brach Wolfgang ab ..... aber die zweite Violine vollendete wie mit flehenden Tönen das angefangene Stück. Da setzte Amadeus noch einmal an, und, Freude jauchzend, rief sein Instrument: „Tommaso, Freund meiner Seele, bist du es?“ — das heißt: es ließ wie feuersprühende Raketen die jubelnden Klänge einer Composition auffliegen, die Mozart seinem jungen Freunde vor wenigen Tagen zu Florenz gewidmet.

Wie diese aber verklungen, da rief es aus den im kühlen

Nachtwinde schwankenden Oleanderbüschen mit bekannter, lieber Stimme hervor:

„Amadeus!“

Aber Amadeus erkannte die Stimme und jauchzte entzückt auf:

„Tommaso!“

Und, seine Violine unter den Arm nehmend, eilte Wolfgang, da der Vater schlief und die Thüren — wie hier immer — offen standen, wie der Wind in den Garten. Zwei Minuten später und die jungen Freunde lagen sich in den Armen.

O! welcher Moment der reinsten Freude war dies! Welch eine Lust des Wiedersehens! — Aber nicht nur die Sterne am Himmel sahen dies Glück zweier so kindlicher Herzen .... es gab noch zwei andere Sterne, die es beobachteten, und das waren die Augen Giudittas, die hinter einem Blumenbeete voll Lavendel und Federnelken und einer durchsichtigen Mauer von weißblühenden Myrten stand.

Sie war es ja, die das Ganze so veranstaltet hatte.

Die Sache aber verhielt sich wie folgt: Nach Wolfgangs Abreise hatte den jungen Linley ein solcher Trübsinn ergriffen, daß Mr. Gavard, Administrator der Großherzoglichen Finanzen, — dem der kleine Engländer während der Zeit seiner musikalischen Ausbildung in Italien anvertraut war, — ängstlich wurde. Linley gestand ihm offen, daß er krank werden würde, wenn er seinen jungen Freund nicht noch einmal sehen könne. Darüber aber kam

Mr. Gavard vor Besorgniß außer sich, bis ihn der Rath Signora Corilla's bestimmte, Tommaso noch auf einige Tage nach Rom und in das Haus Uslinghis zu bringen.

Dies war denn auch heute Nachmittag — während Vater und Sohn bei dem Kardinal Pallavicini waren — geschehen, und da Giuditta mit den nächtlichen Soloconcerten bekannt war, die Amadeus gewöhnlich nach solchen Abenden auf der Altane sich und den Sternen gab, und welchen sie — im Entzücken versunken — jedesmal in den Oleandergebüschen versteckt lauschte, ... so bestimmte sie den neuen Gast, — von dem ihr Amadeus schon erzählt — sich auf die gedachte Weise dem jungen Freunde zu nähern. Eine selige Nacht folgte dem Wiederfinden. Giuditta ward jetzt herbeigerufen und Amadeus faßte seine „zweite Nannerl" — wie er sie nannte — und küßte sie vor Entzücken auf Stirne, Augen, Nase und Hals. Ach! er wußte nicht, wie die kleine Italienerin unter diesen Küssen erzitterte, wie ihr Herz bis zum Zerspringen hoch aufschlug, wie es in ihr brannte und kochte, während sie, durch Linleys Anwesenheit eingeschüchtert, sich streubte und von dem wilden Burschen loszumachen suchte.

„Aber jetzt!" — rief Amadeus, als sich die „kleine wilde Katze" losgewunden, — „jetzt Tommaso eines unserer Florenzer Duette!"

„Ja, gewiß!" — entgegnete der Engländer, — „ich habe mich unaussprechlich darnach gesehnt!"

„So komm, Freundchen; aber wo ist unser Orchester?"

„Dort, in der Laube!“ — sagte Giuditta, — „da ist ein gar heimliches, liebes Plätzchen!“

Und alle drei gingen nach dem bezeichneten Orte, an Beeten von Melonen, Tomaten und reifendem Mais vorüber, dessen langfasrige Fruchtkapseln wie tausend kleine Federbüschchen im leisen Nachtwinde wehten. Die Monatsrosen, die die Laube bildeten, dufteten dabei balsamisch, während Leuchtkäfer — Elfengeistern ähnlich — über den Blumen schwärmten, oder, wie berauscht von Liebe in ihre Kelche sanken.

In der Laube setzten sich die beiden Knaben neben einander, Giuditta drückte sich selig in eine dunkle Ecke, und jetzt war auch sie ganz Ohr. — — —

Warum aber recken denn mit einemmale alle Blumen des Gartens sich so hoch empor? — warum öffnen sie so entzückt ihre Kelche? — warum verlassen die flimmernden Käfer ihr süßes duftendes Bett und umschweben die Laube wie zahllose Sterne? — Warum wird der Wind so stille, als lausche auch er? Warum flüstern die Oleanderbüsche so selig? warum zittert es wie Entzücken in den nahestehenden Oliven und Granatbäumen?

Warum? — warum? .... o! solche Töne haben sie noch nicht vernommen, — solche Harmonien noch nicht gehört!

Und selbst der Mond schien langsamer zu ziehen; und die Nacht zürnte dem Morgen, als er seine ersten Lichter über die Erde sandte.

Da drückte eine zarte Hand jedem, — Amadeus und

Tommaso, — einen Kranz von frischem Lorbeer auf das jugendliche Haupt und eine Stimme flüsterte: „Es ist Zeit heimzukehren!“

Beide sahen sich freudig um, aber Giuditta warf ihnen nur noch einen Kuß aus der Ferne zu und verschwand dann im Hause.

Amadeus und Tommaso standen auf. Sie sprachen nichts; aber sie folgten Hand in Hand der Reizenden.

List um List.

O du schöner glücklicher Jugendtraum! Einen kindlichen Freund zu haben, so ganz aus der eigenen Seele genommen, wie ein zweites „Ich!" — und eine Schwester .... eine Schwester... wie Giuditta!

Freilich hätte Giuditta — nicht durch die Freundschaft, wohl aber durch die gemeinsamen musikalischen Leistungen der jungen Freunde — etwas von ihrem Glücke verlieren können, wenn sich nicht ein Ersatz gefunden hätte, der ihr Amadeus auf Stunden fast ausschließlich gab.

Amadeus hatte nämlich mit seinem musikalisch so fein gebildeten Ohr gar bald entdeckt, daß Giuditta die prächtigsten Stimmmittel besitze.

Augenblicklich war daher der Entschluß gefaßt, ihr einigen Unterricht im Singen zu geben, und die reizende

Römerin hütete sich wohl, diese herrliche Gelegenheit, sich dem geliebten Freunde zu nähern und ungetheilt hingeben zu können, zurückzustoßen. Sie war auch die gelehrigste Schülerin; nur ward dem jungen Lehrer oft gar eigenthümlich und sonderbar zu Muthe, wenn sie dabei — im heiligen Eifer für die zu erlernende Kunst — ihren schönen, vollen Arm um ihn legte, und sich, seinen Worten und Tönen lauschend, mit ihren schwarzen Flammenaugen in die seinen so tief versenkte. Er fühlte dann wohl Giudittas Hand in der seinen leise erzittern, was ihn mit einer Gluth übergoß und mit einem Gefühl durchdrang, das halb Aengstlichkeit, halb Seligkeit war und sein kleines Herz stürmisch schlagen machte.

Außerdem waren beide wunderbar einig in der Art der gegenseitigen Belohnung. Hatte Giuditta recht aufgepaßt und ihre Sache gut gemacht, so faßte der junge Lehrer seine „kleine wilde Katze" gewöhnlich unter dem Kinn, drehte ihr reizendes Gesicht dem seinen zu, und gab ihr, in Anerkennung ihres Fleißes, diverse kräftige Küsse; dann aber fühlte Giuditta wohl, daß sie diese Anerkennung gar nicht verdiene, sie sich aber nie genug bei Amadeus für die viele Mühe bedanken könne, die er sich mit ihr, dem ungeschickten Mädchen, gebe, und so zog sie ihn an sich und drückte ihm aus Dankbarkeit die glühendsten Küsse auf die Lippen... Küsse, so glühend und feurig, daß Wolfgang, roth bis über die Ohren, oft ganz schwindlich wurde. Aber er ließ es sich doch so gern gefallen, und schaute sie darauf so wonnig an, — daß sich die dankbare Schülerin meistens

verpflichtet fühlte, diese Anerkennungsbeweise mehreremale zu wiederholen.

Vater Mozart, das südlichere Klima nicht gewohnt, hielt gewöhnlich um die Zeit, in der Wolfgang seine Schülerin bei ihm auf dem Zimmer unterrichtete, seine Siesta, und schlummerte meistens schon nach den ersten Uebungen der Kinder ein. Tommaso aber pflegte jene Stunde in Gesellschaft seines Hofmeisters zu verbringen. In den herrlichen Nächten aber hatten sich die drei jungen Leute die Laube aus Monatsrosen zum Lieblingsplätzchen erkoren.

Vater Mozart und Linleys Hofmeister, ein äußerst wissenschaftlich gebildeter Mann, gingen dann, in Gesprächen verloren, im Garten auf und ab, oder wurden von Frau Uslinghi mit Strömen der Beredsamkeit und Erfrischungen materieller Art bedient; während Amadeus und Tommaso musicirten.

Aber Alles auf der Welt ist vergänglich, und so lief auch die Zeit ab, die für den Aufenthalt in Rom bestimmt war.

Der Capellmeister machte bereits Anstalten zur Abreise nach Neapel.

Man kann sich denken, mit welcher Trauer die herannahende Trennung die Herzen der drei jungen Leute erfüllte. War doch die Freundschaft zwischen Amadeus und Tommaso nicht blos Knaben-Anhänglichkeit, sondern wirkliche Zärtlichkeit zweier tieffühlenden, übereinstimmenden Seelen. Beide achteten sich in der That als

Künstler.*) Daß aber Giuditta Amadeus leidenschaftlich liebte, und dieser, wenn auch ohne klares Bewußtsein, für die reizende Tochter Uslinghi's mehr als eine brüderliche Neigung hegte, lag am Tage. Nur Eines tröstete daher alle drei: Die Gewißheit, sich nach einigen Wochen wiederzusehen! Uebrigens war doch Vater Mozart in der letzten Zeit nach gerade etwas aufmerksam auf die Neigung geworden, die sich zwischen Giuditta und Amadeus, seiner Meinung nach, zu entspinnen begann. Er blieb daher um so entschiedener auf dem für die Abreise einmal festgesetzten Termin und suchte namentlich auch den Abschied so kurz als möglich zu machen. Tommaso Linley ging den Tag zuvor, — nach den herzlichsten Umarmungen und heißesten Versicherungen dauernder Freundschaft, — mit seinem Hofmeister nach Florenz zurück. Die jungen Leute hielten sich dabei tapfer; keiner zeigte diesmal eine Thräne.... als sie aber allein waren, Linley in der Wagenecke, Wolfgang auf seinem Zimmer, da feuchteten sich doch die Augen und ein großer Schmerz durchzitterte die kindlichen Seelen.

Eine andere Taktik beobachtete der schlau Concertmeister in Betreff des Abschiedes von Frau Uslinghi und ihrer schönen Tochter. Er war, das wußte er recht gut, beiden vielen Dank schuldig, denn sie hatten ihn und Amadeus auf den Händen getragen,**) auch wollte er ja nach kurzem

*) Nissen: Seite 190. Burney in seinem Tagebuch.

**) Leopold Mozarts Brief: Rom den 21. April.

Aufenthalt in Neapel in dies gastliche Haus wieder zurückkehren, und so nahm er die Sache ganz leicht und scherzhaft und sprach nur von einem kleinen Ausfluge an den neapolitanischen Hof. Den letzten Nachmittag aber, brachte er plötzlich die Nachricht, daß sie, auf Veranlassung des Kardinals Pallavicini in Gesellschaft mehrerer Augustiner Mönche aus dem Kloster St. Sebastian mit drei anderen Sedien oder zweisitzigen Wagen abreisen würden. Zu Marino im Augustiner Kloster werde dann das Mittagsmahl eingenommen; da aber die Reise schon vor Sonnenaufgang angetreten werde, so habe er den frommen Vätern zusagen müssen, um keine Störung zu machen und keinen Verzug zu veranlassen, schon die Nacht im Kloster zuzubringen. Damit aber hatte der schlaue und vorsichtige Mann jeden aufregenden Abschied abgeschnitten, denn jetzt hieß es: rasch gepackt und kurz gebunden!

Er war dabei ungewöhnlich heiter, scherzte mit Frau Uslinghi, küßte selbst Giuditta, als seine liebe Tochter, tüchtig ab, sprach aber fast nur von dem nahen Wiederkommen, auf das er sich — wie er sagte — ungemein freue.

Je heiterer aber der Vater, desto unbehaglicher fühlten sich die Kinder. Amadeus war mit dem Freunde und der Freundin in diesen Tagen zu glücklich gewesen, um sich so leicht über den so bald entschwundenen lieblichen Jugendtraum zu trösten, und obgleich er von jeher kein Freund von rührenden Abschiedsscenen gewesen, und seine jugendlich-frische Phantasie ihn rasch über die wenigen Wochen

hinwegtrug, die zwischen Trennung und Wiedersehen lagen, hielt ihn doch ein eigenthümliches Etwas so sehr an den Umgang mit Giuditta gefesselt, daß es ihm fast unmöglich schien, ohne sie zu reisen. Indessen: „Nach Gott kommt gleich der Papa!“ stand noch immer mit Feuerschrift in seiner Seele geschrieben. Der Wille des Vaters war ihm also heilig!

Giuditta ließ nicht merken, was in ihr vorging. War sie zu stolz ihren Schmerz zu zeigen? oder ärgerte die Geflissentlichkeit, mit der ihr Vater Mozart die letzte schöne Nacht, die schmerzlichsüße Stunde des Abschiedes raubte? — Kurz, sie that nicht dergleichen, und war selbst in dem letzten Momente noch so heiter, als ob die lieben Freunde nur auf einen Tag über Land fahren sollten.

„Uebe dich recht im Singen!“ — rief ihr noch Amadeus im Weggehen zu. — „Wenn wir wiederkommen setzen wir den Unterricht fort! und“ — fügte er zu ihrem Ohr geneigt leise hinzu — „balgen und beißen uns wieder!“

„Ja!“ — versetzte Giuditta in gleicher Weise — „und zu Marino, wo ihr morgen im Augustiner-Kloster zu Mittag speist, versäume nicht die Grotte der heiligen Cecilie zu besuchen — aber allein . . . . hörst du . . . allein — und bete dort ein Paternoster für mich!“

„Kannst darauf rechnen, kleine wilde Katze!“ — rief Wolfgang mit gezwungener Heiterkeit, das peinliche Gefühl, das ihn erfaßt hatte heroisch, unterdrückend, und folgte dem Vater, der schon einige Schritte voraus war.

Da Wolfgang zum Entzücken der Mönche fast den ganzen Abend auf der Orgel des Klosters zubrachte, das ihn und den Vater beherbergte, vergaß er über sein Spiel alles Andere. Dann folgte ein kurzer Schlaf und mit Sonnenaufgang die Abreise durch die Campagna auf der Straße nach Neapel.

Die Campagna di Roma ist der größte Theil des alten Latium's. Sie gränzt im Westen und Osten an Neapel, im Norden an Toskana und Sabina, und im Osten an das mittelländische Meer, und ist 15 deutsche Meilen lang und 30 Meilen breit.

In früheren Jahrhunderten, zur Zeit der Macht Rom's, sah man hier Städte, Landhäuser, Tempel, Haine, Kornfelder, lachende Wiesen, prächtige Landstraßen, Kanäle u. s. w., während jetzt der ganze Landstrich wüste und öde ist, und die verpestete Luft jedes lebende Wesen ferne hält. Diese schädliche Luft — aria cattiva — hat aber nicht ihren einzigen Grund in den Sümpfen, die überall sich zeigen, da sie sich nicht allein in Wäldern und Tiefen, sondern auch auf Bergen findet — wahrscheinlicher ist, daß sie zum großen Theil die chemische Beschaffenheit des Bodens hervorruft. Sind doch selbst schon mehrere Gegenden und Straßen von Rom, dieser verpesteten Luft wegen verlassen worden, die vorzüglich vom Juli bis October die größte Gefahr bringt, und — wenn nicht kräftige Verbesserungsmittel oder ein neuer Vulkan, durch Eruptionen die Atmosphäre von Zeit zu Zeit reinigen, (was um so eher geschehen kann, als das ganze Land vulkanisch

ist) möchte wohl der schöne Landstrich, in welchem Rom liegt, mit der Zeit eine Wüstenei werden, welche nur im Winter als Viehweide zu benutzen wäre.

Namentlich sind es bekannterweise die pontinischen Sümpfe, die durch ihre niedere Lage und weil das Wasser gar nicht abgeleitet wird, Miasmen aushauchen.

Dabei ist der Boden der Campagna fast ganz eben, und der Monte Marino, der St. Oresto und die albaner Berge, mit dem Monte Cavo als höchster Spitze, sind die einzigen Erhöhungen, auf denen die Klöster und Orte Marino, Frascati, Colonna, Albana und andere liegen.

Die zerstreut liegenden Seen waren sämmtlich früher Krater von Vulkanen.

Der Boden ist fruchtbar, aber schmählich vernachlässigt im Anbau, und statt daß fleißige Arbeiter den Segen des Landes ausbeuten, machen Räuber die Gegend unsicher. Vater Mozart selbst hatte schon am 28. April seiner Gattin nach Salzburg geschrieben: „Die Wege sind sehr unsicher, ich gehe von Rom nicht weg, bis ich weiß, daß Sicherheit ist, und mit dem Procaccio ist man in großer Compagnie.“*)

Ueberhaupt hat — wenn man das angenehme Bewußtsein, jeden Augenblick von Räubern überfallen zu werden, als romantisch betrachtet — die Campagna di Roma des Romantischen viel. Trümmer von Thürmen, Tempeln,

---

*) Nissen Seite 199.

Grabmälern, Wasserleitungen mit Epheu umrankt, bedecken sie überall. Wilde Rinderheerden sind dabei die einzigen Thiere, welche das ganze Jahr hindurch in der Campagne bleiben. In den Kanälen halten sich zahlreiche Büffel auf und starren unter den zottigen, schwarzen Stirnen mit wildem Blick die Vorüberfahrenden an. Von menschlichen Wohnungen aber sieht man nur das nomadenhafte Bretterhaus des Hirten, der ein elendes und kurzes, den verheerendsten Fiebern ausgesetztes Leben führt.

Das ist die Campagna di Roma. Die Amadeus jetzt in Gesellschaft des Vaters und der Augustinermönche durchfuhr. Aber der junge Mozart schenkte weder der Gegend noch der Gesellschaft Aufmerksamkeit, er saß still und in sich gekehrt in einer Ecke des Wagens und dachte an seinen fernen Freund Tommaso und an seine reizende Schwester Giuditta! — — —

So kam man im Augustinerkloster zu Marino an. Wolfgang war immer noch still, und als er den Vater bat, ihn vom Mittagessen zu dispensiren, da er sich mit einigen Orangen im Freien genügen lassen wolle, hatte dieser nichts dagegen einzuwenden.

Amadeus war also auf einige Stunden frei und konnte nun ungehindert dem Wunsche Guiditta's nachkommen und in der Grotte der heiligen Cecilie ein Vaterunser für sie beten. War doch diese Heilige, als Beschützerin aller Musiker, auch seine Schutzpatronin. Mit Freuden deutete ihm einer der Mönche den Weg dahin an. Er führte durch ein liebliches Thal, das um so schöner

erschien, als es mitten in der öden, baumleeren Campagna, wie eine Oase in der Wüste, lag.

Ein kleiner aber klarer Bach, vom Klosterberge kommend, floß langsam hindurch, bald sein helles cristallnes Bergwasser zeigend, bald verborgen von den großen Stengeln und Blättern der Canna und anderer Rohrgewächse. Wogende Getreidefelder und frisches Wiesengrün, aus dem Tausende von Anemonen und Maaslieb hervorsproßten, gaben dem einsamen Thale jenes Gepräge der Behaglichkeit, das Amadeus so sehr heute Morgen während der Fahrt durch die Campagna vermißt. Kein Mensch war zu sehen! Alles ruhte in der Mittagsschwühle.

Endlich erblickte der einsame Wanderer die Grotte, die von vulkanischen Felsmassen gebildet wurde, welche wohl einst, vor Tausenden von Jahren, eine gewaltige Eruption hierher geschleudert oder aus der Tiefe emporgetrieben hatte.

Der Eingang war mit Baumwurzeln, Epheuranken und anderen Schlingewächsen, in der ganzen Fülle südlichen Pflanzenreichthums, beinahe verhüllt — ein Beweis seltenen Besuches.

Amadeus bog sie zurück und trat ein. Aber er blieb überrascht stehen, so bezaubernd, so eigenthümlich war der Anblick. Die Höhle verzweigte sich augenscheinlich nach mehreren Seiten und hatte dadurch schon etwas Geheimnißvolles. Aber dies Geheimnißvolle wurde noch gehoben, durch das nächtliche Halbdunkel, das hier herrschte, und von den Büschen, die aus den zerklüfteten Wänden hervor-

wuchsen und den Eingang wie mit einem grünen Vorhange deckten. Zwischen den Felsen aber stand auf einer Art Altar eine steinerne Statue der heiligen Cecilie, die freilich keiner Meisterhand ihr Dasein verdankte und von der Zeit viel gelitten hatte.

Amadeus verrichtete hier — dem gegebenen Versprechen getreu — seine Andacht; dann suchte er sich tiefer in der Höhle, wo sich eine herrlich-weiche Moosbank befand, ein bequemes Plätzchen, zog seine Orangen aus der Tasche, verzehrte so sein frugales Mittagsmahl, und streckte sich dann, die Augen schließend, der Länge nach hin, um in wachen Träumen den schönen Traum der letzten Wochen noch einmal an seiner Seele vorüberziehen zu lassen.

In diesem Augenblick ertönte nicht weit von ihm ein bekanntes Lied; — bekannt — denn es war von seiner eigenen Composition. Aber noch bekannter war die Stimme. Er sprang empor .... das Ohr eines Mozart konnte sich nicht täuschen; .... aber .... wie sollte sie hier sein? .... das war unmöglich!

Jetzt setzte die Stimme von neuem an .... Amadeus eilte einige Schritte vor .... und stand vor einem Mädchen, das in die Pilgertracht gehüllt war, die in Italien damals alle Wallfahrer und Wallfahrerinnen trugen, da sie für Jeden, selbst für Räuber, unantastbar heilig war. Aber rasch flog nun der breitkrämpige Hut und der lange Muschelkragen ab, und — Giuditta lag an seinem Halse!

„Giuditta!“ — rief Wolfgang vor Staunen außer sich — „wie ist es möglich, daß du hier bist?“

„Sehr leicht!“ — entgegnete diese lachend. — „Papa hat uns ganz pfiffig den letzten Abschied abgeschnitten, da hole ich mir ihn nun selbst. Meinst Du, ich ließe Dich so gehen, ohne ein ordentliches Lebewohl? und glaubt Papa eine Italienerin ließe sich so leicht täuschen? O! da irrt Ihr euch beide!“

„Aber ich begreife nicht!“ — .... rief Amadeus noch immer starr vor Staunen.

„Auf welche Weise die „kleine wilde Katze“ hierher kommt?“ — frug die Tochter Uslinghi's.

„Ja!“

„Sagte dein Vater nicht selbst, daß ihr heute zu Marino im Augustiner-Kloster das Mittagsmahl einnehmen würdet?“

„Allerdings!“

„Nun, ihr reist mit Mönchen, und wenn Mönche in einem auswärtigen Kloster ein Mittagsmahl einnehmen, so heißt das, daß sie wenigstens sechs Stunden Rast machen: zwei am Tisch, zwei im Keller und zwei schlafend.“

„Aber wie weißt du das?“

„Amadeo!“ — rief hier Giuditta heiter — „das ist eine „deutsche“ Frage. In Italien kennt dies jedes Kind.“

„Aber dein Hierherkommen?“

„Da ich also wußte, dich jedenfalls noch hier zu treffen, und die Grotte der heiligen Cecilie zu Marino der Ort ist, zu dem ich alljährlich viermal wallfahre, so war mein Entschluß bald gefaßt. Kaum ward ihr fort, so sagte

ich meiner Mutter gerade heraus, daß es für sie und mich eine Schande sei, von Papa Mozart hinter das Licht geführt worden zu sein — — eine Schande, die sich Italienerinnen nicht gefallen lassen dürften. Ich sei daher fest entschlossen, mich zu rächen und mir meinen Abschied von Dir durch List zu holen. Sie lachte .... denn das war ganz nach ihrem Sinn, da Euer Uebersiedeln in's Kloster sie auch verdrossen hatte."

„Aber dein Hieherkommen?"

„Ich nahm also auf der Stelle meinen Pilgerhut und Kragen und machte mich auf den Weg."

„Gestern schon?"

„Gestern! eine halbe Stunde nachdem ihr weggegangen."

„Und du gingst zu Fuße bis hierher?"

„Den Abend und die halbe Nacht durch. Dann schlief ich einige Stunden in Novelli bei meiner Base, und jetzt bin ich schon drei Stunden hier, die ich zum Beten benutzt habe."

„Aber da mußt du ja namenlos müde sein?"

„Was macht das? dafür hab' ich meinen Kopf durchgesetzt und mir einen Abschied von Dir erobert; Deinem Papa gezeigt, daß sich eine Italienerin nicht überlisten läßt — und endlich rechnet mir Pater Frattina, mein Beichtvater, die Wallfahrt als Buße an, das weiß ich schon."

Amadeus schüttelte lächelnd den Kopf. So sehr es ihn freute, Giuditta noch einmal zu sehen, so beunruhigte ihn doch sein Gewissen über den kleinen Betrug, der hier —

freilich ohne seinen Willen — dem Vater gespielt wurde, und Amadeus war nicht nur gewöhnt, des Vaters Willen als heilig zu achten, sondern auch nichts ohne sein Wissen zu thun. Hatte er bisher auch nicht im Entferntesten etwas Unrechtes in seiner brüderlichen Neigung zu Giuditta gesehen, so machte ihn diese Zusammenkunft irre, dann aufmerksam .... und bei dem glühenden Kusse, den die reizende kleine Italienerin jetzt auf seine Lippen drückte — — wußte er mit einemmale, daß es keine Schwester sei, die er in den Armen halte!

Und doch war dieser Kuß so süß, daß es ihn dabei mit einem seligen Schauer durchrieselte, — und doch hatte ihn noch kein Kuß so wunderbar angenehm berauscht, — und doch fühlte er heute zum erstenmale, daß er mit dem reizenden Mädchen einen Himmel in seinen Armen hielt.

Wie oft hatte er sich mit Giuditta in übertoller Laune gebalgt, sie umfaßt und umschlungen. Er war sich keines anderen Gefühles dabei bewußt geworden, als der Lust eines wilden Knaben, der mit einem anderen, oder seiner Schwester ringt. Heute — seit wenig Minuten war es anders. Der zum Jüngling heranreifende Knabe fing an zu fühlen, was es heiße: ein liebes, holdes, reizendes Mädchen in seinen Armen zu halten. In der That war denn auch die Zaubermacht und die Gewalt dieses neuen Eindruckes so groß, daß er alles Andere darüber vergaß. Und hatte nicht Giuditta für ihn den weiten Weg von Rom bis hierher zurückgelegt? .... war sie nicht Tag und Nacht gegangen, nur um von ihm noch einmal Abschied zu

nehmen? Konnte sein edles Herz, sein empfängliches Gemüth, für solche Beweise der herzlichsten Schwesterliebe unempfindlich bleiben?

Gewiß nicht! und zwar um so weniger, als es die Natur schon sehr empfänglich geschaffen. Amadeus gab sich also freudig den Gefühlen der Dankbarkeit und der aufkeimenden Liebe hin. In seinen Opern hatte er schon öfter Arien der Liebe componirt, ohne freilich die Liebe je zu kennen; jetzt fühlte er, daß das nur Noten ohne Sinn und Verstand seïen — jetzt kam es wie eine ferne Himmelsahnung über ihn, was denn wohl Liebe sei!

Giuditta hatte sich unterdessen niedergesetzt und Amadeus zu sich gezogen, so das sein Haupt in ihrem Schooße lag und sein feines schönes Gesicht in das ihre schaute. Lange sahen sie sich auf diese Weise lächelnd an, ohne zu sprechen; dann neigten sich beide gegeneinander, wie zwei Rosenknospen, die der Morgenwind wiegt, und fanden sich in langen seligen Küssen.

Stunden vergingen so im traulichen, süßen Geplauder, in Scherzen und Witzen, und sie waren um so schöner und seliger, als gar kein anderes Verlangen zu ihrem Bewußtsein kam, und der Engel der Unschuld und Kindlichkeit sie heiligte. Das Morgenroth der Liebe stand über ihnen: rosig, golden, unbeschreiblich schön; — sie schauten im Geiste hinein und schwelgten in der Ahnung des hinter ihnen liegenden Himmels.

Endlich war es Zeit sich zu trennen. Giuditta mahnte

selbst daran; denn auch sie mußte heute noch bis nach Novelli zu ihrer Base zurück. Aber sie sagte:

„Nun, Amadeo, haben wir Abschied genommen; jetzt auch kein Wort mehr. Du kommst wieder, und daß du mich nicht vergißt, weiß ich.“

Dann griff sie in ihren Busen, holte ein kleines goldenes Kreuz hervor und gab es Wolfgang mit den Worten:

„Nimm dies Amulet, es ist vom heiligen Vater selbst geweiht. Ich trage es seit meinem sechsten Jahre auf dem Herzen, trage du es auch da und wenn du es ansiehst denke an mich.“

Dabei umfaßte sie ihn stürmisch, — noch einen Kuß, und sie war in einem Seitengange der Höhle verschwunden.

Eine Nacht in Neapel.

Der Abend hatte sein Dämmerlicht bereits über Neapel ausgebreitet, als es auf der Hauptstraße dieser Königin der Städte, der Riviera di Chiaja, die sich mit ihren prachtvollen Palästen der Länge nach an der Villa-Reale (den Tuilerien Neapels) hinzieht und an dem Ufer des Meeres bis zu dem Pausilipp erstreckt, lebendig wurde. Ist doch hier jeden Abend das Rendez-vous der ganzen neapolitanischen Welt, sowohl der haute société, als der Bürger, der Arbeiter, der Lazzaroni und der Bettler.

Die feinen jungen Herren auf kleinen calabresischen Pferden, die Damen in prächtigen offenen Wagen, die Officiere in glänzenden Uniformen, die Cabriolets auf hohen Rädern, oft mit zehn Personen besetzt, die Staatswagen des Adels — von Dienern in glänzenden Livreen und Fackelträgern umgeben — zahllose von ihren Geschäften

ruhende Arbeiter, Schaaren von Mönchen und Geistlichen aller Arten und Farben, Männer, Weiber und Kinder — — alles trifft sich hier und wimmelt bis Mitternacht schwätzend, liebend, schäckernd, jauchzend, lachend, bettelnd und genießend durcheinander, miteinander und aneinander vorüber. Auch heute war das Gedränge ungeheuer, — so furchtbar, daß es seinen Lärm weithin sandte und in der Ferne dem Toben des aufgeregten Meeres glich; — so gewaltig, daß es Jeden, der zum erstenmale in dasselbe gerieth, wahrhaft betäuben mußte. Und diesen Einfluß übte es denn auch in der That auf zwei Menschen, die augenscheinlich fremd waren und sicher die erste Nacht in Neapel zubrachten.

Diese beiden Menschen aber waren niemand anderes, als der fürstlich Salzburgische Capellmeister, Herr Leopold Mozart und sein berühmter Sohn, der cavaliere filarmonico!

Amadeus war von dem Treiben Neapels entzückt. Das war so ganz nach seinem Sinn und kam ihm sehr gelegen, nicht um die Eindrücke von Rom und Marino zu verwischen, wohl aber den kleinen Gewissensbissen ein Ende zu machen, die er noch immer über seine letzte, dem Vater verheimlichte Zusammenkunft mit Giuditta hatte.

Aber er konnte mit dem ernsten Vater darüber nicht sprechen; schon der Gedanke daran schnürte ihm die Kehle zu.

Dem Capellmeister selbst gefiel dies fröhliche Treiben ebenfalls, wenn es ihn auch — wie eben gesagt — betäubte.

Er blieb dabei, seiner Gewohnheit nach, ein stiller, ernster Beobachter, und als solcher folgte er denn auch mit seinem Sohne dem allgewaltigen Menschenstrome, der sie allmälich von dem aristokratischen Corso der Riviera di Chiaja nach dem mehr volksthümlichen Stadttheile Santa-Lucia hindrängte.

Aber welch' neue Scenen boten sich hier ihren Augen dar!

Da reihte sich eine unabsehbare Masse von Ständen und Boutiquen an einander; und . . . . was für eigenthümliche Stände und Boutiquen waren dies?

Als Dach dienten zumeist Reste alter durchlöcherter Segel! — als Stand selbst, vier Stangen und einige alte Breter! Zur Beleuchtung zwei Lichter — an jeder Ecke eines! Auf den Bretern aber und am Boden in flachen Körben, gebettet auf grüne vom Wasser noch feuchten Seepflanzen, waren Millionen Austern, Muscheln, Schaalthiere aller Art — bekannt unter dem Namen frutti di mare (Seefrüchte) — und zahllose kleine Fische, die zumeist noch zappelten und hüpften, ausgestellt. Aus den Kehlen der halbnackten, nur und allein mit kurzen, aufgeschürzten Leinwandhosen bekleideten Verkäufer aber tönte es im tollsten Durcheinander:

„Signori! — Monsignori!" — „Ostrechini, Caranci, Ferali!" — „Achtung! Achtung! Alles noch frisch und lebendig!" — Und dazwischen das ersehnte: „Aqua gelata!" — „Aqua gelata!"*) der Wasserträger.

---

*) Eiswasser, mit einem Tropfen Anisett gemischt.

Und neben diesen Boutiquen, alte Weiber an der Erde kauernd und über Kohlenfeuer die gelben Kolben des Maises röstend. Ein eben so beliebtes als wohlschmeckendes Nahrungsmittel. Dann wieder die beweglichen Zelte und Tische der Maccaronihändler und der Verkäufer der Wassermelonen, dieser segensvollen Frucht für Italien, von der es nicht umsonst heißt: „Per un soldo, si beve, si mangia, e si lava la figura!"*) Und welche Schaaren lustiger, genießender, jauchzender Menschen um diese Stände und Tische. Dazwischen Guitarrspieler, Seiltänzer und Gaukler, die edle Poricinelle, und die unvermeidlichen Marionetten. Und Mönche, wohin das Auge sieht! „feiste, sinnliche, lebensvolle Gestalten, schwatzend, tabackschnupfend und Beifall rufend wie die Anderen Alle!"

Vater Mozart und sein Sohn standen wie betäubt. Ein solches Leben kannte ihr deutsches Vaterland nicht! nicht einmal Wien, die stolze, doch gewiß auch als lebenslustig bekannte, Kaiserstadt! Ja Paris und London blieben hinter demselben zurück.

Plötzlich aber wichen die Laute der Freude einem drohenden Gemurmel, das sich wie ein dumpfgrollender Donner, zugleich mit einer ungeheueren Menschenmasse, daher wälzte. Mit Blitzesschnelle verwandelte sich dabei die Scene der Freude und der Lust in eine Scene so drohender Art, daß Vater Mozart in der That zu bangen

*) Für einen Kreuzer kann man sich satt trinken, satt essen und auch noch waschen.

anfing; allein von einem Ausweichen oder Zurückziehen war hier keine Rede. Sie standen in dem Gedränge wie angemauert. Die Ursache sollten sie bald erfahren. Es war ein hier zu den Alltäglichkeiten gehörender Auflauf der Lazzaroni, jenes Theiles der neapolitanischen Bevölkerung, der so gefährlich, daß König und Regierung ihn damals nur dadurch in Ordnung zu halten wußten, daß sie einem dieser Lazzaroni — der gewissermaßen das Haupt oder der Anführer derselben war — alle Monate fünfundzwanzig Ducati d'argento, also gewissermaßen einen Tribut, auszahlen ließen.*)

Tausende dieser halbnackten, mit Lumpen bedeckten Menschen, ohne Stand, ohne Beschäftigung, ohne Eigenthum und Obdach, deren Neapel damals über 40,000 zählte, wälzten sich also, in einen gewaltigen schwarzen Knäuel zusammengedrängt, murrend und schreiend daher. Es war nämlich aus einer am Wege nach dem Pausilippo gelegenen Capelle eine schwere goldene Kette gestohlen worden, die einige fromme Pilgrimme kurz vorher der dort aufgestellten Mutter Gottes geschenkt und um den Hals gehängt hatten. Der Verdacht des Diebstahls ruhte nun auf einem der Lazzaroni mit Namen Giacomo, bei dem man die Kette gesehen haben wollte. Sofort arretirte ihn die Polizei, und da sie den Richter des Stadtviertels auf dem Platze von Santa-Lucia wußte, so hatte man ihm den Thäter eben vorgeführt.

---

*) Mozart's Brief No. 14 aus Neapel.

Aber die Sache war sehr ernst, denn die tobende, murrende Masse der Freunde Giacomo's konnte jeden Augenblick eine die Ruhe Neapels bedrohende Emeute hervorrufen. Es kam also alles auf das Benehmen des Richters an, um den jetzt Tausende von Lazzaroni, Mönche, Bürger und Arbeiter, Käufer und Verkäufer einen Kreis bildeten. Sofort trat Todtenstille ein, denn der Richter hatte das Zeichen gegeben, daß das Verhör beginnen sollte.

„Tritt näher, Giacomo!“ — sagte er jetzt mit fast väterlicher Stimme; denn er wußte recht gut, um was es sich hier handelte und wie diese Leute behandelt werden mußten. „Tritt näher!“

Giacomo that es.

„Nun, mein Freund!“ — fuhr der Richter fort, — „ist es wahr, daß du „der heiligen Mutter Gottes am Pausilippo eine goldene Kette gestohlen hast?“

„Ich habe sie nicht gestohlen!“ — entgegnete gutmüthig der Lazzaroni.

„Wie? du hast sie nicht gestohlen?“

„Nein.“

„Man hat sie doch bei dir gesehen!“

„Das ist wahr; aber ich habe sie nicht gestohlen.“

„Giacomo! mach mich nicht böse.“

„Ich habe sie nicht gestohlen.“

„Nun gut!“ — sagte der Richter mit unerschütterlicher Ruhe, — „du hast sie nicht gestohlen; aber du hast sie dir genommen!“

„Ich habe sie auch nicht genommen.“

„Und hast sie doch? Wie ist das zu verstehen?"

„Nun," — versetzte Giacomo, — „ich will erzählen wie es gekommen ist."

„Also?"

„Sehen Sie, ich werde alt, Herr Richter; während meines ganzen Lebens aber war ich immer ein guter Christ, habe jeden Tag — des Morgens und des Abends — zu der heiligen Jungfrau gebetet. So war ich auch gestern nach der Capelle „der heiligen Mutter-Gottes am Pausilippo" gegangen, um zu ihr zu beten. Ich sagte ihr dabei, ich sei alt, — arbeiten könne ich nicht mehr .... und so fehle es mir an Allem. Als die Heilige das hörte, — sie wußte, daß ich ein guter Katholik war — nahm sie die Kette von ihrem Hals, gab sie mir und sagte: Nimm! da hast du für den Rest deines Lebens soviel du für Macaroni und Aqua gelata brauchst. Sehen Sie, Herr Richter, so bin ich zu der Kette gekommen."

Kaum aber hatte Giacomo mit einer Stimme voll Ruhe, Gemüthlichkeit und Ueberzeugung dies gesagt, als ein ungeheures Freudengeschrei von allen Seiten losbrach:

„Benedetta la madonna!" —

„Bravo, Giacomo, bravo!" —

„La santa madonna ha fatto un miracolo, per lui!"

„Bravo Giacomo!"

„Benedetta madonna!"*)

heulte und jubelte es durch die Lüfte!

---

*) Gesegnet sei die Madonna! Brav, Giacomo, brav! Die heilige Mutter Gottes hat ein Wunder für ihn gethan! ꝛc.

Aber der Richter blieb ruhig und wartete — dem mit pfiffiger Gutmüthigkeit und innerlicher Freude drein-schauendem Giacomo gegenüber — ab, bis sich der Lärm gelegt hatte. Als dies geschehen, sagte auch er mit fast jovialem Tone:

„Das ist gut, mein lieber Giacomo, sehr gut für dich; denn nun wirst du auch nicht gehängt. Ich glaube dir auch und auf diese Weise hast du allerdings die Kette nicht gestohlen.“

„Auch nicht genommen!“

„Nein,“ — versetzte der Richter, — „auch nicht, was man zu sagen pflegt, genommen!“

„Nun denn .... so bin ich frei?“

„Ein einziges Wort noch!“ — sagte der Richter mit feinem Lächeln. — „Ich glaube dir also, du hast die Kette nicht gestohlen, und es ist gewiß, die „heilige Mutter Gottes am Pausilippo ist sehr gut und gnädig gegen dich gewesen, daß sie dir die schöne Kette gab. Du aber, Giacomo, du hättest doch so zartfühlend sein sollen, ... sie nicht anzunehmen!“

„Es ist wahr!“ — riefen jetzt einige Stimmen aus dem Volke — „Giacomo hätte sie nicht annehmen sollen!“

„Denn,“ — fuhr der Richter fort, — „die arme Mutter Gottes hat jetzt nichts mehr! Sie ist des schönen Schmuckes beraubt, den ihr fromme Hände gaben und der sie gewiß gefreut hat .... beraubt durch dich, Giacomo! — Das ist nicht schön .... die arme Madonna!“

„Die arme Madonna!“ — wiederholten Hunderte von Stimmen von allen Seiten. — „Gib ihr die Kette zurück, Giacomo!“

„Ja! zurückgeben! zurückgeben!“ — heulte es jetzt durch die Nacht.

Giacomo kratzte sich hinter den Ohren, zerdrückte mit verlegener Miene einige jener Thierchen auf dem Haupte, die bei den Lazzaroni nie fehlen, griff dann in die Tasche, zog die Kette heraus und gab sie dem Richter.

„Da ist sie!“ — sagte er dabei gelassen — „aber ich bin fest überzeugt, es wird der Heiligen peinlich sein, wiederzunehmen, was sie mir geschenkt hat.“

„Glaub's nicht!“ — versetzte der Richter kopfschüttelnd — „es wird sie im Gegentheil freuen, und der Beweis davon ist der, daß sie dir die Kette sicher nicht zum zweitenmale gibt!“

Der Richter sprach diese Worte mit besonderer Betonung, steckte dann die Kette ein und wandte sich zum gehen.

Der ganze Haufe aber, der sich noch wenige Minuten zuvor so drohend gebärdet hatte, daß eine Emeute fast unvermeidlich schien, lachte jetzt und trug den frommen Giacomo, — für den die Mutter Gottes ein Wunder gethan und der doch so christlich gewesen, ihr den Schmuck zurückzugeben, — jauchzend und singend von dannen.

„Wunderbare Stadt, wunderbare Menschen!“ — flüsterte der Capellmeister seinem Sohne zu, — „hier haben wir so recht den italienischen Charakter aus erster Hand. Eben noch Gesichter voll Rache, Hände an den

Dolchen, ein furchtbar drohender Auflauf — und jetzt ... Lachen und Scherz, Freude und Gemüthlichkeit aller Orten!"

„Mir gefällt dies lebendige, feurige Wesen ungemein!" — sagte Wolfgang heiter, — „ich glaube sogar, ich verspüre so etwas italienisches in meinen Adern!"

„Deutsch, Wolfgang, deutsch ist besser!" — versetzte der Vater, — „ihre musikalischen Kenntnisse kannst du ihnen ablernen; ihren Charakter laß ihnen!"

Das Lärmen und Treiben aber wurde beiden jetzt doch zu viel. Sie gingen daher dem stilleren Theil der Gegend zu; es war das Ufer des Meeres. Aber auch hier waren sie nicht allein.

„Excellenzen, Excellenzen! einsteigen!" — rief ihnen ein Schiffer zu — „der Vesuv arbeitet! alle Fremden eilen hin!"

„Der Vesuv arbeitet?" — riefen Vater und Sohn und im gleichen Augenblicke standen sie in der Barke.

„Nach Portici?" — frug der Schiffer.

„Ja, Portici zu!" — sagte der Capellmeister und beiden klopfte das Herz.

Der Schiffer nahm das Ruder.

Aber kaum glitt die Barke einige Minuten auf dem Wasser dahin, als sich ein unaussprechlich schönes Bild vor ihren Augen entrollte.

Die Nacht hatte sich bereits vollkommen über die Erde und das Meer gelagert; aber — als ob sie bedaure, das herrliche Neapel verhüllt zu haben, — hatte sie den

Mond herbeigerufen, der nun groß und still aufging und mit seinem Silberglanze das Meer, die Felsen, die prachtvollen Landhäuser und Paläste, und dort, dort! .... den dunkelen Riesen Vesuv verklärte.

Und welche Gegensätze! — Das Meer, so unendlich groß, so majestätisch, so still erhaben, mit dem über ihm langsam dahinschwebenden Monde ein Bild der tiefsten Ruhe, des ewigen Friedens. Und hier! der innerlich kochende und glühende Riese mit den hoch aufsteigenden Rauchsäulen, die von Zeit zu Zeit gewaltig aufblitzende Feuerstrahlen durchbrachen, glühende Steine wie Brandraketen weit abschleudernd; während blutrothe zähe Flammenströme, dem Krater entquellend, in prachtvoll furchtbarer Erhabenheit langsam und wie mit dämonischer Majestät an den Seiten des Berges herniederflossen.

Amadeus — überrascht und gefesselt durch die Großartigkeit und Schönheit des Anblickes — saß stumm und regungslos am einen Ende der Barke; aber seine Blicke ruhten staunend bald auf dem Himmel, bald auf dem Meere, auf dem feuerspeienden Riesen und auf der träumenden Stadt.

Die Nacht war unaussprechlich schön, und doch ward es ihm fast ängstlich zu Muthe, wenn er dachte: daß nur einige Meilen von diesem ruhigen Meere, von dieser schwelgerischen Stadt, mit ihren so sorglos dahintaumelnden Bevölkerung, unter diesem ruhigen klaren Himmel, in dieser von Weichheit und köstlichen Düften erfüllten Atmosphäre ein Heerd furchtbarer Revolutionen throne,

wo alle Elemente kochten, gährten, braunten und sich mit Wuth bekämpften; daß in den blutenden und zerrissenen Eingeweiden der Erde da unten der furchtbarste und entsetzenerregendste ewige Krieg wüthe!

Auch den Vater erfüllten solche Gedanken. Nach einem langen Schweigen sagte er daher jetzt: „Nie ward es mir in meinem Leben noch anschaulicher, wie unsicher und nichtig auch das Schönste auf dieser Welt ist; wie all das blühende Leben doch nur über dem Abgrunde des Todes und des Verderbens spielt. Der Vesuv kommt mir wie die Werkstätte finsterer höllischer Dämonen vor, die von hier aus in nächtlicher Stille die Welt überfluthen mit ihrem unseligen Treiben."

Er winkte dem Schiffer und die Barke drehte sich dem Heimwege zu.

Das Meer wurde glatt und glänzend wie ein ungeheuerer unabsehbarer Spiegel; kein Lüftchen bewegte seine Oberfläche, so daß die Sterne ganz hell aus der Tiefe wiederstrahlten und die Barke wie zwischen zwei Himmeln dahinglitt.

Da ertönte es plötzlich, von einem fernen Fischernachen her, gesungen von vier schönen Männerstimmen:

„O sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria!
„Mater amata, intemerata, ora, ora pronobis."

Und der berauschende Duft der südlichen Pflanzenwelt erfüllte, die zauberhaft weiche Luft. Die Sterne am Himmel und im Wasser funkelten hell und heller auf, und

wie ihr zitternder Strahl an das Herz des jungen Mozart klopfte, da lösten sich alle Schleußen der Seligkeit und die Nacht und das Meer und die Sterne und die Töne riefen ihm leise, leise zu „Giuditta!“ „Giuditta!“ Und er schloß die Augen —— und das Bild des geliebten, reizenden Mädchens schwebte lange vor seiner Seele.

Der Zauberring.

Amadeus befand sich nun mit seinem Vater schon seit einigen Tagen in Neapel und zwar gefiel es beiden hier besser, als an irgend einem der anderen Orte, die sie bisher besucht. Wären Giuditta und Tommaso noch dagewesen, so würde Wolfgang geglaubt haben, in das Paràdies versetzt zu sein.

Alles vereinte sich aber auch zu einem so schönen Zusammenwirken, wie man es sich nur denken konnte. Die herrliche Lage Neapels, die Schönheit der Stadt selbst und ihrer Umgebung, das heitere und doch so gewaltig-pulsirende Leben in ihr, die herzliche und begeisterte Aufnahme, die sie fanden, die Freunde und Verehrer, die sich ihnen anschlossen!

Besonders waren es der Baron Tschudy, die Gemahlin des kaiserlich österreichischen Gesandten, die Gräfin

Kaunitz, geborne Fürstin von Oettingen, und die Marquise Tanucci, die sie gleich bei ihrer Ankunft mit offenen Armen empfingen. Letztere schickte schon den zweiten Tag ihren Haushofmeister zu den neuen Ankömmlingen, und ließ ihnen melden, daß derselbe jederzeit zu ihren Befehlen stehe, um sie in einem Wagen seiner Herrin aller Orten herum zu führen und ihnen alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Auch die alte Principessa Belmonte und die ihnen von London aus schon befreundete Lady Hamilton schlossen sich den Ebengenannten an; während ihnen aus der musikalischen Welt der damals allgemein beliebte und bekannte Componist Jomelli — dessen Oper Cajo Mario gerade damals mit großem Beifall in Neapel gegeben wurde — und ein deutscher Compositeur mit Namen Doll voll der herzlichsten Liebenswürdigkeit entgegen amen.

Vom Hofe freilich war noch keine Einladung gekommen, obgleich die Königin Amadeus immer freundlich grüßte, wo sie ihn sah; dagegen hatte eine Akademie, von der Gräfin Kaunitz veranstaltet, den jugendlichen Meister in den höchsten Kreisen bereits eingeführt und namentlich auch mit dem Herzoge von Calabritta und dem Prinzen Francavilla, beide Verwandte des Königs, in Berührung gebracht. Das nächst Wichtigste aber für unseren jungen Musiker war nun eine Einladung in das Conservatorium della Pieta, woselbst er sich vor einem Kreise vornehmer Neapolitaner und den Zöglingen des Conservatoriums hören lassen und seine Meisterschaft als Clavier-

spieler beurkunden sollte. Doll und Jomelli hatten versprochen, ihn und den Vater zu diesem wichtigen Gange abzuholen.

Es war bereits sieben Uhr des Abends. Die größte Hitze war vorüber, und durch die geöffneten Jalousien zog ein frisches, erquickendes Lüftchen ein. Der Vater hatte sich auf den Balkon gesetzt, der sich vor dem Zimmer befand, und schaute, in nicht zu beschreibender Behaglichkeit, auf das Bild, das sich vor seinen Augen ausbreitete und das den ganzen Golf von Neapel umfaßte. Amadeus dagegen saß am Claviere und spielte mit stillem Entzücken einen Menuett von Haydn, den ihm Nannerl vor wenigen Tagen zugeschickt: Haydn war ja sein Ideal, seine Freude und — als Deutscher — sein Stolz.

In diesem Augenblick traten die beiden musikalischen Freunde ein. Amadeus ließ sich nicht stören:

„Hören Sie nur! hören Sie nur!" — rief er ihnen mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit entgegen — „hören Sie nur etwas Neues von dem großen, göttlichen Haydn! .... Welch' ein Ausdruck heiteren Gemüthes! .... Ist das nicht als ob man in ein Gewühl glücklicher Menschen hinein komme? .... Ist das nicht als ob Kinder lachten, sich neckten, mit Blumen würfen? ...."

Und er spielte in vollem Entzücken weiter. Endlich stand er auf und rief, indem sich sein von der Sonne des Südens leicht gebräuntes Gesicht ganz prophetisch verklärte:

„Wie schön, wie beneidenswerth ist doch der Wirkungs-

kreis eines Tonkünstlers! Ich sehe es wieder an dieser Schöpfung. Mit seinen süßen Harmonien entzückt er Tausende und Abertausende empfänglicher Seelen; schafft ihnen die reinste Wonne; erhebt, besänftigt, tröstet sie! — Ja! auch dann, wenn er nicht mehr ist, lebt er fort in seinen Werken .... und Tausende segnen und bewundern ihn."

„Nun!" — versetzte Jomelli — „unser guter Amadeus ist auf dem besten Wege ein solch' glücklicher Unsterblicher zu werden!"

„Ja," — rief Wolfgang lachend — „Wunsch und Wille sind dazu da; aber sonst bis jetzt noch wenig. Dagegen haben Sie sich, Herr Capellmeister, schon die schönsten Denkmale gesetzt. Ihre Opern: „Iphigenia" und „Cajo Mario" entzücken ganz Italien, und ihr meisterhaft gesetzter Psalm: „Benedictus dominus deus Israel" ist unvergleichlich schön. Wir hörten ihn in Rom!"

„Es geht aber nichts über klassische Kirchenmusik!" — sagte der Vater, der jetzt hinzugetreten war und den beiden Freunden die Hände drückte; — „und darin hat Amadeus recht, Ihr Psalm, Jomelli, ist eine klassische Composition, und wird überall entzücken."

„Die Musik ist eben die wahre allgemeine Sprache," — versetzte Jomelli — „die man überall versteht: daher kennen sie alle Länder und Völker, darum tönt sie durch alle Jahrhunderte, — darum wird sie mit so großem Ernst und Eifer unaufhörlich geredet; deßhalb macht eine bedeutsame, vielsagende Melodie auch gar bald ihren Weg um

das ganze Erdenrund; während eine nichtssagende gemeinlich schnell verhallt und erstirbt."

„Nur muß sie nicht von Dingen reden wollen," — versetzte Amadeus — „sondern einzig und allein von Gefühlen: denn gerade weil sie das Reich der Gefühle so unumschränkt beherrscht, spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopfe unmittelbar nichts zu sagen hat. Daher ist alle malende Musik ein Mißbrauch! .... o, ich fühle es so deutlich in mir, deutlicher als ich es sagen kann: Musik soll nichts Anderes sein, als Ausdruck der Leidenschaften."

Doll und Jomelli hatten mit Staunen den Worten des, in seinem Aeußern fast noch knabenhaften, Maestro zugehört. Er hatte mit dem Ernste eines erfahrenen Mannes gesprochen und doch war er ihnen bis dahin fast nur als ein ausgelassenes heiteres und witziges Kind vorgekommen. Aber sie sollten bald noch mehr erstaunen; denn wenn Amadeus einmal von Musik sprach, waren alle Kinderpossen vergessen und er erschien als vollkommen urtheilsreifer Mann. Diese Urtheilsreife lag aber eben so ursprünglich in ihm, als die Begabung zu Compositionen und technischer Ausführung. **Er war mit diesen Gaben geboren.**

Jomelli wollte ihm indessen heute einmal auf den Zahn fühlen und fuhr daher in dem Gespräche fort, indem er zu Amadeus gewandt, frug:

„Für was erklären Sie eigentlich die Musik? Was ist sie wohl, ihrer tiefsten Bedeutung nach?"

Wolfgang überlegte einen Moment, dann sagte er mit leuchtenden Augen, als spräche er einen Satz seines inneren Evangeliums aus:

„Musik ist die Melodie, zu der die Welt der Text ist!"

Die drei älteren Männer standen frappirt.

„Aber wie wollen Sie dies erklären?" — frug Jomelli weiter.

„Erklären?" — wiederholte Amadeus, wenn nur das „erklären" nicht wäre. Ich fühle das Alles, aber das „erklären" wird mir oft sauer."

„Du mußt es aber doch versuchen!" — sagte der Vater — „denn nur so wirst Du Dir klar."

„Nun!" — rief Wolfgang — „probiren wir's; aber ich muß einen Vergleich zu Hülfe nehmen. Das Verhältniß der Tonkunst zu dem ihr jedesmal aufgelegten bestimmten Aeußerlichen, wie Marsch, Tanz, Aktion, kirchliche oder weltliche Feierlichkeit u. s. w. ist analog dem Verhältniß der Architektur als blos schöner, d. h. auf rein ästhetische Zwecke gerichteter Kunst zu den wirklichen Bauwerken, die sie zu errichten hat, mit deren nützlichen, ihr selbst fremden Zwecken sie daher die ihr eigenen zu vereinigen suchen muß, indem sie diese unter den Bedingungen, die jene stellen, doch durchsetzt, und demnach einen Tempel, Palast, Zeughaus, Opernhaus u. s. w. hervorbringt, daß es sowohl an sich schön, als auch seinem Zwecke angemessen sei und sogar diesen, durch seinen ästhetischen Charakter selbst ankündige. In gleichem Verhältnisse steht nun die Musik zu Welt

und Leben. Ich kann sie mir ideal denken; aber dann ist sie Musik der Sphären. Für uns Erdenmenschen tritt sie nur auf, wenn sie die Melodie zu dem Text wird, den Welt und Leben geben. Die Mutter will ihr Kind in den Schlaf singen, Krieger ziehen in den Kampf, lustige Mädchen wollen tanzen, fromme Seelen sich erheben . . . . . da haben wir die Texte zu dem Wiegenlied, dem Marsch, dem Tanze, der Kirchenmusik."

„Sollte aber die Dienstbarkeit zu all diesen willkürlichen Zwecken das eigentliche Wesen der Musik sein?" — frug hier Doll.

„Nein! gewiß und wahrhaftig nicht!" — rief Amadeus eifrig und mit leuchtenden Augen. — „Ihrem eigentlichen, tiefinnersten Wesen ist dies Alles so fremd, wie der rein ästhetischen Baukunst die menschlichen Nützlichkeitszwecke. Wären wir höhere, nicht an die äußere Erscheinung gebundene Wesen, wüßten wir, daß die Musik ihrem tiefsten Wesen nach keinen Text bedarf, ja, ohne ihn, sich viel freier bewegt; aber wir sind eben Menschen und mit der irdischen Musik an Raum und Zeit, Welt und Leben gebunden. Dennoch geht etwas praktisches hieraus hervor: auch unsere Musik wird da ihren Höhepunkt erreichen, wo sie sich am freiesten vom Text macht, also im Concert, in der Sonate und vor allem in der Symphonie!"

„Sehr richtig!" — sagte Jomelli — „die Symphonie ist der schönste Tummelplatz der Musik, auf dem sie ihre Saturnalien feiert."

„Und" — rief Amadeus — „den ganzen Jubel der Menschenbrust aushaucht! O ich sehne mich darnach eine zu schreiben, und hier kann man es lernen. Das Leben in Neapel ist eine einzige große Symphonie! — Aber wir sind von unserem Thema abgekommen, und doch möchte ich mich hier noch über etwas aussprechen."

„Also?" — sagte der Vater.

„Ich sprach vorhin vergleichend von der Architektur," — fuhr Wolfgang fort, — „nun, das Schicksal dieser Kunst führt mich wieder auf das der Musik. Beide sind auf böse Abwege gerathen, von welchen sie zurückgebracht werden müssen."

„Und welches sind diese Abwege?" — frug Jomelli.

„Das was man thörichterweise jetzt ihre Tugenden nennt!" — versetzte der junge Maestro eifrig — „die römische Architektur, das hat man ja in Italien täglich vor Augen, kam unter den späteren Kaisern dahin, daß ihre reine ursprüngliche Schönheit unter der Ueberladung mit Verzierungen unterging. Ist es mit der Musik unserer Tage anders? Wird nicht alle Einfachheit und natürliche Schönheit verrückt und erdrückt von Schnörkeln, Verzierungen und Ueberladungen? Lärm, Lärm und wieder Lärm! . . . . . Viele Instrumente, viele Kunst, ... aber wenig Wahrheit, wenig deutliche, eindringende und ergreifende Grundgedanken!"

Vater Mozart war bei dieser etwas allzukühnen Aeußerung seines Sohnes unruhig geworden. Er fürchtete, daß sich Jomelli durch diesen directen Tadel der

damaligen italienischen Musik beleidigt fühlen und die Worte des Sohnes vielleicht weiter verkünden könnte. Aber Jomelli, der dies bemerkte, legte beruhigend seine Hand auf des alten Mozart's Arm und sagte lächelnd:

„Befürchten Sie nichts, mein edler Freund, Ihr Sohn spricht mir aus der Seele, und ich glaube, daß mein Cajo Mario beweist, daß ich denke, wie er."

„Deshalb machte ich auch meiner Seele bei Ihnen Luft!" — rief Amadeus. — „Ich habe so viele schaale, nichtssagende, melodielose Compositionen des Zeitgeschmackes hören müssen, daß ich — gerade bei Ihrer Oper — mir vornahm, Ihrem Beispiele zu folgen, und wenn ich jetzt meine Oper für Mailand schreibe, den überflüssigen, entstellenden Quark wegzulassen."

Vater Mozart ward es, trotz der erfrischenden Seeluft, die durch die geöffneten Jalousieen hereinwehete, immer heißer: aber Amadeus war einmal im Zuge und so mußte der Vater mit Bangen und Zagen zuhören, wie sich sein vierzehnjähriger Sohn in den kühnsten reformatorischen Ideen erging:

„Die große Oper" — sagte der junge Maestro jetzt — „ist gar kein Erzeugniß des reinen Kunstsinnes mehr, vielmehr des barbarischen Begriffs von Erhöhung des ästhetischen Genusses mittelst Anhäufung der Mittel. Gleichzeitigkeit ganz verschiedenartiger Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Masse und Kräfte; während doch die Musik, als die mächtigste aller Künste für sich allein, den für sie empfänglichen Geist

vollkommen auszufüllen vermag; ja, ihre höchsten Produktionen, um gehörig aufgefaßt und genossen zu werden, den ganzen ungetheilten und unzerstreuten Geist verlangen, damit er sich ihnen hingebe und sich in sie versenke, um ihre einfache, aber so geheimnißvolle als innige Sprache zu verstehen. Statt dessen dringt man jetzt in der Oper zugleich durch das Auge auf den Geist ein, mittelst des buntesten Gepränges, der phantastischsten Bilder und der lebhaftesten Licht- und Farben-Eindrücke; wobei noch außerdem die Fabel des Stückes ihn beschäftigt. Durch dies Alles aber wird der Zuhörer abgezogen, zerstreut, betäubt, und so am wenigsten für die heilige, geheimnißvolle innige Sprache der Töne empfänglich gemacht."

„Da bietet doch die Kirchenmusik einen viel reineren Genuß!" — fiel hier Vater Mozart ein, der in seiner Verlegenheit nach einer Wendung des Gesprächs haschte.

„Freilich! Freilich!" — rief Amadeus — „schon darum, weil deren meistens unvernommene Worte, oder das wiederholte „Hallelujah!" — „Gloria!" — „Eleison" — „Amen" u. s. w. zu einem bloßen Solfeggio*) werden, in welchem die Musik — den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend — sich frei ergeht und nicht, wie beim Operngesange, in ihrem eigenen Gebiete von Miseren aller Art

---

*) Solfeggien heißen die von Guido von Arezzo in 11. Jahrhundert zur Bezeichnung der Töne erfundenen Silben: ut, re, mi, fa, sol. Jedes Ueben im Notensingen und Notenlesen ohne Text, blos mit der Aussprache der Tonbezeichnung heißt daher Solfeggiren. Ein so gesetztes Tonstück ist ein Solfeggio.

beeinträchtigt wird, sondern sich frei und mit großen Flügelschlägen emporschwingt, wie ein Seraph!“

„Ja, ja!“ — rief Jomelli und reichte Amadeus mit dem Ausdruck der aufrichtigsten und tiefsten Achtung die Hand — „ja! junger Mann, Sie haben recht! Messe und Symphonie allein geben vom höheren rein musikalischen Standpunkte aus betrachtet, ungetrübten, vollen musikalischen Genuß; während in der Oper die Musik sich nur gar zu oft mit dem schalen Stück elend herumquält und mit der ihr aufgelegten fremden Last durchzukommen sucht, so gut sie kann.“

„Jetzt aber war Vater Mozarts Angst bis auf das höchste gestiegen:

„Kinder!“ — rief er daher mit fast rührender Besorgniß — „Kinder, Ihr habt beide recht und ich theile Eure Ansicht ganz und gar. Aber ich beschwöre Euch, kommt von dem unseligen Gedanken ab, den einmal herrschenden Geschmack zu reformiren. Hört mich, als einen Mann von Erfahrung: Ihr seid verloren, wenn Ihr es thut! Führt das Gute und Schöne, was Euer Genius gebiert, immer ein; aber achtet die alten anerkannten Doctrinen. Führt die Menschen nach und nach zum Besseren, — läutert, veredelt die Musik — aber langsam, allmälig, unbemerkt. Wer den Menschen das Gute mit Gewalt aufzwingen will, erliegt den Anathemen der Privilegirten und Beschränkten; — wird, ist er ein Musiker, von ihrem Schreien, Toben und Pfeifen zu Tode gehetzt werden!“

„Bester Capellmeister," — versetzte Jomelli lächelnd — „Ihr seid zu ängstlich. Alles schreitet vorwärts, also auch die Musik. „Laßt die Todten ihre Todten begraben!" sagt die heilige Schrift; wir, die Lebenden sind verpflichtet den Gesetzen des Lebens Rechnung zu tragen und das Alte, Ueberlebte abstreifend, Neues, Edleres und Besseres zu schaffen."

Vater Mozart schüttelte trübe das Haupt; dann sagte er zu Jomelli:

„Ihr, Herr Capellmeister, seid ein Mann von begründetem Rufe, großen Talenten und ausgebreiteten Lebenserfahrungen. Vielleicht glückt es Euch; aber ich fürchte, ich fürchte, Ihr fallt Eurem edlen Streben zum Opfer. Amadeus ist noch ein Knabe — ein Anfänger — er hat jedenfalls jetzt noch das Alte zu achten. Steht er einst groß da, dann mag er thun, was er nicht lassen kann!" *)

Indessen war die Zeit zum Besuche in dem Conservatorium della Pieta herangekommen. Die Musiker machten sich also mit Amadeus auf den Weg dahin.

Das Conservatorium war ein altes düsteres Gebäude,

---

*) Die Voraussagung in Betreff Jomelli's erfüllte sich leider nur zu bald. Beauftragt für Johann V. König von Portugal, mehrere Opern zu schreiben, bemühte sich dieser verdienstvolle Mann einen besseren und einfacheren Styl in der Operncomposition einzuführen, wurde damit aber überall verhöhnt, angefeindet und zurückgestoßen. Diese Unbillen, zahllose Verfolgungen und die kalte Aufnahme seiner Opern brachen ihm das Herz, so daß er schon nach 4 Jahren — 1774 — starb. Unter seinen Kirchenstücken zeichnet sich besonders ein „Miserere" und „Requiem" aus.

das eher das Ansehen eines Klosters, als das einer theoretisch und praktischen Bildungsanstalt für Musiker und Sänger hatte. Das große dunkle Thor glich einem Löwenrachen und der Empfang-Saal sah — trotz der vielen Heiligenbilder an den Wänden — eine Reitschule gar nicht unähnlich. Die Eindrücke, welche es daher auf Wolfgang machte, waren durchaus keine angenehmen, und die Stimmung, in die sie ihn versetzten, wurde durch die große Gesellschaft von Herren und Damen, die er außer den Schülern des Conservatoriums hier fand, durchaus nicht gehoben.

„Da geht wieder mein Leiden an," — sagte er daher nach den ersten Begrüßungen in verdrießlichem Tone halblaut zu seinen Gefährten. — „Das wartet wieder Alles auf Hexereien und musikalische Seiltänzerkünste! Sehen wollen sie, wie meine Finger hüpfen und fliegen . . . . der Flug der Phantasie, das Hervorrufen musikalischer Ideen ist nicht die Sache der Menge."

Und er war zerstreut, sein Blick unstät, sein Geist bei dem vorhin geführten Gespräche. Endlich bat man ihn, sich an das Clavier zu setzen. So wie er aber diesen Platz eingenommen, war er auch ein ganz anderer Mensch. Die Gesellschaft existirte nicht mehr für ihn. Ernst und gesammelt blickt sein Auge vor sich; jeder Muskel drückte die Bewegung aus, die in ihm vorging und welcher er durch Töne Sprache gab.

So fing er, wie gewöhnlich, in langsamen Tempo an. Es war eine einfache Melodie, noch einfachere Harmonie,

die nur nach und nach interessanter wurden. Er that dies, theils um sich selbst erst zu erheben, theils um den Geist der Zuhörer zu sammeln und dann mit sich in kühnem Adlerfluge emporzutragen.

Aber Wolfgang bemerkte nicht dabei, daß die Leutchen ringsumher sich ansahen, und daß über manches Gesicht eine Miene flog, die halb spöttisch, halb verächtlich sagte: — „Sehr gewöhnlich!"

Da ward das Spiel Mozarts plötzlich feierlich, seine Harmonie frappant und groß; aber das Frappante und Große war für gewöhnliche Ohren zu schwer. Das deuchte den Meisten langweilig, und so fingen verschiedene Damen an, einander etwas zuzuflüstern, mehrere nahmen Theil, am Ende sprach beinahe die halbe Gesellschaft leise.

Jetzt erst bemerkte dies Amadeus, der bis dahin zu tief in seine Phantasien versunken war, um etwas anderes als die Klänge zu hören, die seinen Geist erfüllten und seine Hände wachriefen. Das Blut schoß ihm, dem leicht Gereizten, zu Kopf.

„Dummköpfe!" — brummte er ziemlich laut, aber in deutscher Sprache, vor sich hin. — „Sie schwätzen und basen, weil ich die Töne keine Purzelbäume auf ihrem Trommelfell schlagen lasse. Aber wartet, ich will euch Respekt einflößen!"

Und mit einemmale, den Hauptgedanken mit einer brillanten Wendung wiedergebend, behandelte er denselben mit einer Virtuosität, die sogleich Alles verstummen machte,

— und variirte dann die Melodie zehn bis zwölfmal mit solcher ungeheuren Fingergewandtheit, daß sich die ganze Gesellschaft staunend herbeidrängte. Aber je mehr Ausrufe des Entzückens und der Bewunderung Amadeus jetzt hörte, desto wilder vor Zorn und Verachtung ward er. Seine kleinen schönen Hände flogen in den, nun wie zum Hohn und Spott losgelassenen Fingerhexereien so schnell über die Tasten, daß sie effectiv fast nicht mehr zu sehen waren und nur der Brillant seines Ringes durch sein Blitzen ihre pfeilschnellen Bewegungen kundgab.

Jetzt war die Gesellschaft starr und stumm, vor Staunen. Namentlich erfaßte die Schüler des Conservatoriums ein unheimliches Grauen. Es war bei vielen — namentlich den älteren, die sich schon Jahre lang mit dem Clavier quälten, ohne es zu etwas Bedeutendem zu bringen — das Bewußtsein ihrer völligen Nichtigkeit gegen diesen vierzehnjährigen Knaben aus dem barbarischen Deutschland. Sie starben bald vor Neid, und als Amadeus geendet und ein lauter Applaus sein Spiel lohnte, zuckten mehrere die Achseln und flüsterten den Nächststehenden etwas in die Ohren. Da hörte man denn manches: „Ja so!" — „Jetzt begreife ich es!" — „Natürlich!" — „Das ist keine Kunst!" — und bald ging das Gezischel durch den ganzen Saal.

Wolfgang unterhielt sich gerade mit dem Director des Conservatoriums, und sah und hörte von diesem unanständigen Treiben daher nichts; in desto größere Verlegenheit brachte es Vater Mozart, Doll und Jomelli. Endlich sagte Letzterer: „Ich muß wissen, was das ist." Und auf

einen der Schüler zugehend, der ihm bekannt und verwandt war, frug er nach der Ursache dieses auffallenden Betragens.

„Je nun!“ — entgegnete dieser — „meine Freunde meinen, es sei so leicht als unrühmlich auf die Weise des jungen Herrn Mozart sich Ehre zu verdienen.“

Jomelli stutzte.

„Ich verstehe Sie nicht!“ — sagte er dann. — „Leicht? — wo ist denn einer von Ihnen allen, der sich mit ihm messen könnte? und was soll das „unrühmlich“ bedeuten?“

„Jeder kann sich mit ihm messen, der sich dazu hergibt, sich desselben Mittels zu bedienen.“

„Mittel? .... ich wüßte hier keines, als ein eminentes Talent und eine horribele Fingerfertigkeit, die einen unbeugsamen Fleiß voraussetzt!

„So?“ — rief der Schüler verächtlich lächelnd.

„Was soll Ihr „so“?“ — rief jetzt Jomelli, in ächt italienischem Zorn aufblitzend, so laut, daß auch der Director des Conservatoriums und Amadeus es hörten und näher traten.

„Sie sind des Herrn Freund!“ — entgegnete achselzuckend der Schüler.

„Ich bin ein fünfzigjähriger Mann von begründetem Ruf,“ — ertgegnete Jomelli stolz, — „und beuge mich in hoher Verehrung vor diesem jungen, aber ächten Künstler, den selbst Bologna zum Cavaliere filarmonico ernannt hat.“

„Was wohl nicht geschehen wäre, wenn man gewußt hätte . . . .“

„Was?“ — fielen hier Amadeus, Jomelli und Doll zugleich ein.

„Daß Sie einen „Zauberring“ am Finger tragen,“ — platzte jener heraus — „der Ihnen die Kunstfertigkeit, mit welcher Sie alle Welt hinreißen, durch magische Kraft gibt!“

„Ja! es ist ein Zauberring,*) den er am Finger trägt!“ — riefen jetzt eine Menge Stimmen.

Jomelli und Doll lachten laut auf; über die feinen Züge des jungen Mozart's aber lief nur ein leises Lächeln, in dem indessen der Ausdruck tiefsten Bedauerns lag. Ohne ein Wort zu sagen, streifte er den Ring vom Finger, legte ihn in die Hand des Directors, setzte sich abermals an das Clavier und spielte nun wo möglich noch wundervoller, eleganter, künstlicher und hinreißender wie zuvor.

‚Die Eleven standen verdutzt, bleich . . . . sprachlos da, den Ausdruck der Schaam in den bornirten Zügen; und jetzt kannte, als Amadeus geendet, die Bewunderung der bis dahin Ungläubigen keine Grenzen mehr.

Aber Wolfgang fühlte sich nicht behaglich, und drang auf baldiges Weggehen.

Der Vater willigte gern ein und Jomelli und Doll begleiteten sie. Als sie aber das Conservatorium kaum hinter sich hatten, machte Amadeus zum Schrecken Aller

---

*) Jahn: I. Theil, 2. Buch. Seite 203.

auf einmal und mitten auf der Straße einen Luftsprung, indem er — freudig, wie ein freigelassener Sclave — rief:

„Zum Teufel jetzt die Dummheit der Menschen! Gott sei Dank ich bin diese Gesichter los und will heute Abend so ausgelassen sein, als hätte ich die Nannerl oder meine „kleine wilde Katze“ bei mir!“

„So kommt zu mir!“ — rief Jomelli, — „Ihr seid heute Abend meine Gäste!“

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und nun hätte man Amadeus sehen sollen. Er parodirte mit köstlicher Persiflage die Eleven des Conservatoriums, von welchen auch einige diesen Abend gespielt und gesungen hatten, mit ihrer süßlich-bornirten Weise und ihrem verdorbenen und verdrehten Kunstgeschmack. Dann setzte er sich — während eine götterschöne Nacht durch die weit offen stehenden Fenster hereinblickte — vor Jomelli's Clavier, und — auf ihr heutiges Gespräch über die Verirrungen der damaligen Operncompositeure eingehend — führte er ganze Opernscenen aus dem Stegreife in jener überladenen Manier so wahrhaft komisch auf, daß die Uebrigen sich vor Lachen schütteln mußten.

Plötzlich war er verschwunden; zehn Minuten später aber trat er mit einem beschriebenen Notenblatt, dessen Noten noch nicht trocken waren, aus Jomelli's Arbeitszimmer.

„Nun!“ — rief Doll heiter, — „was für ein Werk haben wir jetzt wieder der Inspiration unseres jungen Maestro's zu danken!“

„Werk?!“ — frug Amadeus mit komischem Pathos, — „Herr, wenn der Cavaliere filarmonico mit dem „Zauberringe“ schreibt, so gibt das nicht so schlechthin nur „ein Werk,“ sondern ein Kunstwerk!“

„Nun!“ — versetzte jener lachend, — „also: mit was für einem „Kunstwerk“ will uns Signor Mozart überraschen?“

„Mit einem der erhabensten Kunstwerke im Sinn und im Geiste der Zeit!“

„Und das ist?“

„Eine der großartigsten Bravour-Arien für irgend eine großartige Prima-Donna.“

„Etwa für die Bernasconi, die in deiner Mailänder Oper singen soll, und die wir morgen besuchen müssen?“ — frug der Vater scherzend.

„Einerlei!“ — rief Amadeus lustig, ein volles Glas köstlichen im Eis gekühlten Capri-Wein hinunterschlürfend. — „Bernasconi, Gabrielli, Bastardella oder Spagnoletta .... jedenfalls muß sie eine Stimme wie eine Nachtigall und einen Athem wie ein Blasbalg haben.“

„Zeig her!“ — sagte der Vater. — „Ha, ha! ..... Spottvogel .... das sind Lieblingsideen der Alessandri, Gazzaniga u. s. w.“

„Und der Text!“

Aber ein neues homerisches Gelächter schallte jetzt durch die Räume. Amadeus hatte ihn aus einer Summe der hochtrabensten und wüthigsten italienischen Opernfloskeln und Exclamationen zusammengesetzt und diese

bunten Glasperlen auf das Possirlichste zusammengereiht.

„Gebt jetzt Acht!“ — rief er, an das Clavier tretend, — „die Prinzessin kommt!“ — und mit unnachahmlicher Schelmerei sang er, mit seiner schwachen aber schönen und schulgerecht gebildeten Stimme:

„Dove, ohi dove, son io? — — — Oh Dio! questa pena! o prince! ... o sorte! ... io tremo!... io manco!... io moro!... o dolce morte!“*)

Aber in demselben Moment fiel, wie eine Bombe ins Haus, der entlegenste Accord brausend drein, und Amadeus sang, an der Prinzessin Stelle zusammenfahrend: „Ah qual contrasto!.... barbare stelle! .... traditore!.... carnifice!“ ....**)

Und so ging es voll Schelmerei fort über die wankenden Brücken des Imponendo, colla parte, vibrando, rinforzando, smorzando u. s. w. und deren vielfältige Schnäbel und Wiederhaken.

Niemals hatte der Vater seinen Amadeus noch so liebenswürdig ausgelassen gesehen als heute; er ward selbst ganz jung und feurig, und alle vergaßen so sehr der Zeit,

*) Wo, ach wo bin ich? O Gott! welche Pein! O Prinz! O Schicksal!... Ich zittre ... ich sinke nieder ... ich sterbe ... o süßer Tod!

**) Ach welcher Contrast!... Grausames Schicksal! Verräther! Grausamer!

daß der Morgen schon am Himmel stand, als sie von einander schieden.

„Es lebe der Zauberring!“ — rief Amadeus noch, als sie schon auf der Straße waren, Jomelli zurück. — „Ohne ihn wären wir nicht so lustig gewesen!“

Signora Bernasconi.

Signora Bernasconi, Italiens damals berühmteste Sängerin, hatte zu Mittag gespeist. Die kostbarfeine ächt neapolitanische Suppe von Schnecken und Muscheln, die Frutti di Marė (Austern und kleine Schalthiere), die Maccaroni, Hummern, grüne Salate, Fische, Ziegen- und andere Braten waren hinausgetragen, und nur Apfelsinen, Feigen, Pfirsiche und Trauben, nebst einigen Flaschen Capri- und Falerner Weine, standen noch auf der Tafel. Die Tafel war dabei mit zehn Couverts besetzt: aber augenscheinlich war nur eines davon gebraucht; was daher kam, daß jeden Mittag, auf den strengen Befehl der Signora Bernasconi, ein Diner für zehn Personen bereitet und servirt werden mußte, einerlei ob zehn, vier, zwei Gäste erschienen oder die Signora die Laune hatte, allein zu speisen.

Letzteres war heute geschehen. Die Hitze war der

Sängerin zu unerträglich gewesen, um sich irgend den leisesten Zwang aufzulegen. Obgleich sich daher zu der stets offenen, vortrefflichen Tafel, der blendend schönen, geistreichen und gefeierten Künstlerin auch heute Gäste genug gemeldet hatten — Gäste unter denen sich sogar der Prinz Francavilla befunden — waren sie doch mit dem Bescheid abgewiesen worden: „Signora Bernasconi speise heute allein!"

Aber in Italien ist und war von jeher eine Primadonna von Ruf eine tyrannische Macht, von der nicht nur der Maestro, der für sie die Opern componirt, Alles zu hoffen hat, wenn er gehorcht, und Alles zu fürchten, wenn er sich als rebellischer Sclave zeigt; — sondern auch der Theaterunternehmer, sammt jedem Verehrer und Anbeter, mag er Künstler oder Fürst, Marchese oder Prinz sein. Die Macht einer italienischen Primadonna ist absolut!

Signora Bernasconi lag jetzt auf einem Divan, den wundervollen Körper nur von einem ganz leichten aber kostbaren weißen Neglige eingehüllt. Sie war schön und stolz wie eine Juno und auf ihrem Antlitz lag etwas, anzusehen, „nicht etwa wie ein Maientag, sondern eher wie ein Himmel voll Glut und Wetterleuchten!"

Ein unbändiger Stolz thronte dabei auf der hohen Stirne; die edel gebogene Nase, die kühn geschwungenen starken Augenbrauen, die blitzenden Augen, das feine Bärtchen auf der Oberlippe aber, kündeten Feuer, Kraft und Entschlossenheit. Wer dies Weib sah, fühlte, daß Muth dazu gehöre, mit ihr umzugehen.

Jetzt aber hatte sich diese hohe junoische Stirne auch noch in Falten gelegt, da Launen und Langeweile die Herrin plagten. Niemand freilich sah dies, als eine einzige Person, die Zofe der Signora, die in der fernsten Fensternische stand; — aber diese arme Person hielt auch vor Herzklopfen und Angst die Hand auf die beklommene Brust gedrückt, denn jeden Augenblick konnte sich ja ein Gewitter mit vernichtenden Blitzen und Donnern über ihrem Haupte entladen. Und wie schrack sie zusammen, als nun in der That plötzlich ein herrisches:

„Arabella!“ — ertönte.

„Signora!“ — entgegnete sie zitternd und trat einige Schritte vor.

„Näher!“ — gebot die Sängerin — „soll ich meine Stimme anstrengen, wenn ich mit Dir rede?“

Die Zofe folgte demüthig.

„Gib mir Eiswasser.“

Arabella reichte es ehrerbietig und Signora trank; dann dehnte sie sich, im höchsten Grade gelangweilt, und sagte:

„Ist Niemand im Vorzimmer?“

„Niemand, Signora!“

„Und warum hat man heute alle Besuche abgewiesen?“

„Vergebung, meine gnädige Gebieterin,“ — stammelte Arabella, — „Sie haben es selbst befohlen.“

„Dummheit!“ — entgegnete jene, — „ich wollte allerdings beim Speisen allein sein; keineswegs aber habe ich gesagt, daß auch nach dem Dîner Niemand kommen dürfe!“

„Madonna....!"

„Schweige!" — herrsche die Bernasconi, — „deine Albernheiten bringen mich noch um's Leben."

Jetzt entstand eine kleine Pause, in welcher Signora durch eine heftige und ungeduldige Bewegung ihrer schönen Schultern das Spitzengewand etwas weiter vom Nacken gleiten ließ.

„Oeffne die Jalousien und die Fenster!" — rief sie dann, — „es ist unausstehlich heiß im Zimmer!"

Arabella that es; kaum aber war es geschehen, als Signora plötzlich in die Höhe fuhr, ihr feines, gesticktes Taschentuch rasch über die Achseln warf und mit zorniger Stimme rief:

„Warum denn alle? das zieht ja furchtbar. Ich werde meine Stimme verlieren!"

„Aber Signora!" —

„O! sie bringt mich um!" — rief jene weiter und die Augen schossen Blitze des Zornes: — „Die Fenster auf! die Jalousien zu!"

Auch dies geschah und eine abermalige Pause trat ein. Nach einigen Minuten, in welchen sich die Aufwallung der schönen Italienerin etwas gelegt haben mochte, hub sie von neuem an:

„Ist mein Oheim, der alte Narr von Philosoph zu Hause?"

„Ohne Zweifel!" — entgegnete Arabella, — „er verläßt ja fast nie sein Zimmer."

„So gehe und sage ihm, ich wolle ihn sprechen."

Arabella ging; doch noch ehe sie die Thüre des Gemaches erreicht, rief ihre Gebieterin: — „Nein, gehe lieber nicht, Arabella! .... er ist ein solcher Weiberfeind, daß er dich gar nicht in seine Zimmer lassen wird. Beauftrage lieber Stephano, ihn zu rufen."

Die Zofe verneigte sich und ging.

„Ja, ja!" — flüsterte jetzt Signora Bernasconi vor sich hin, und ein spöttisches Lächeln spielte um ihren Mund — „er soll kommen und mir die Langeweile vertreiben. Für was füttere ich ihn denn sonst? — Könige und Kaiser hielten sich Zwerge als Hofnarren, warum soll die Bernasconi nicht einen Philosophen als Hofnarr halten? Es ist allerdings eine Sonderbarkeit von mir; aber ich liebe die Sonderbarkeiten!"

Sie schwieg. Nach einer kleinen Weile aber sagte sie:

„Und an welcher Seite werde ich ihn am besten packen? .... An welcher? o! — er ist ja ein fürchterlicher Weiberfeind und sicher auf diesem Gebiete am komischsten!"

Die Sängerin entwarf nun, auf dem Divan ausgestreckt, mit heiteren Mienen einen Feldzugsplan.

Aber welch' wundervolles Bild hätte diese königliche, jetzt so leicht hingegossene Gestalt einem Maler gegeben; zumal das dichte schwarze Haar sich losgewunden, und nun in vollen dunklen Locken auf Hals und Schultern herniederfloß.

Oder war es eine kleine Bosheit von Signora, dem „Weiberfeind" einen so entzückenden Anblick zu gönnen?

— oder dachte sie ihn vielleicht damit zu verwirren? — oder gar zu ärgern?

Er trat ein. Es war eine kleine unansehnliche Gestalt, mit häßlichen und mehr noch grämlichen Zügen. Struppiges weißes Haar deckte den Kopf, eine vernachlässigte Kleidung den Körper. Jeder, der nur einigermaßen Menschenkenner war, sah auf den ersten Blick, daß Menschenverachtung diese Seele zum Sonderlinge gemacht; und wer es nicht sah, der konnte es aus dem ewigen halblauten Selbstgespräche entziffern, das der alte Mann in polterndem, zürnendem Tone mit sich selbst führte.

„Wird wieder was Rechtes sein!“ — brummte er, finstere Falten auf der Stirne, schon beim Eintreten vor sich hin. — „Albernheiten, Kindereien! und damit stört man mich im Studium!“

Die Bernasconi that, als ob sie nichts gehört habe; denn sie wollte sich erst an des Oheims Selbstgespräch divertiren, und da sie auf dem Divan lag, sah sie der zerstreute Mann gar nicht.

„Nicht einmal da!“ — brummte er weiter, — „dummer Zeitverlust! .... hat freilich nichts zu thun, als Triller zu schlagen .... schöne Bestimmung! das Triller schlagen, — für sein ganzes Leben Triller, Rouladen .... o Weiber! Weiber!“

Jetzt blieb der alte Herr vor einem Tischchen stehen, welches die Signora erst vor wenigen Tagen als Geschenk des Prinzen Francavilla erhalten hatte. Es war

von außerordentlichem Werthe; nach den Auffindungen in Pompeji gearbeitet und mit antiker Mosaik eingelegt.

„Hm!“ — brummte der Alte jetzt, — „schön, ... wirklich schön... gehört aber nicht hieher .... wird hier zu Weibertand... verstehen nichts von Kunst und Wissenschaft! — — da! da! da!“ — rief er zugleich, einige Bänder und Spitzen, die auf dem Tischchen lagen, mit seinen Händen herunterstreifend und auf den Boden werfend. — „Herrlichste Mosaik von der Welt, das .... und die verdeckt man mit solchem Plunder! .... o! .... o!“

Aber jetzt gewahrte er die Signora, die ihn lachend begrüßte, und fuhr erschrocken zurück; — nicht über das, was er gethan und gesprochen, denn das wußte er schon nicht mehr, aber über die Pracht der Erscheinung, die ihn zugleich verwirrte und ärgerte. Die Bernasconi ergötzte sich an seiner Verwirrung, dann sagte sie spöttelnd:

„Also immer ein solcher Weiberfeind, Oheim?“

Der Alte wollte sich entschuldigen, aber die Sängerin rief:

„Kein Wort! ich habe alles gehört: schöne Bestimmung Triller zu schlagen .... verstehen nichts von Kunst und Wissenschaft .....“

„Lassen Sie das, lassen Sie das!“ — bat der alte grämliche Herr, — „ich streite nicht gern mit Ihnen über diesen Gegenstand .... ja, wenn Sie ein Mann wären! .. aber .... Sagen Sie mir lieber, warum Sie mich rufen ließen!“

„Das nachher!“ — versetzte die Signora — „jetzt

muß ich erst die Ehre meines Geschlechtes verfechten. Was würdet Ihr Männer denn ohne uns sein?"

„Was?" — rief der Philosoph, und seine Augen strahlten bei dem Gedanken freudig auf. — „Was wir sein würden? glücklich, unendlich glücklich würden wir sein!"

„So?" — sagte die Bernasconi, und der Ausdruck ihrer Stimme trug den Stempel des Spottes: — „Ich will es Ihnen besser sagen, Oheim. Ohne die Frauen, wäre der Anfang Eures Lebens der zärtlichsten Sorgfalt, der Verlauf desselben der schönsten Freuden und das Ende der süßen Tröstung beraubt."

„Mit nichten!" — rief der Alte. — „Gerade im Gegentheil; die Mütter verziehen und die Weiber verderben unser Geschlecht! Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen, noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab: durch die Wehen der Geburt...."

„Und die Unterwürfigkeit unter den Mann, nicht wahr?" — frug lachend die Sängerin.

„Auch!" — sagte der alte Herr eifrig, — „dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin sein soll, obwohl fast nie ist."

„Und die Erziehung?"

„Ja!... die Erziehung!" — versetzte der Oheim mit dem Kopfe nickend und im Zimmer hin und her trippelnd. — „Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen eignen sich die

Weiber allerdings gerade dadurch, daß sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit einem Worte, zeitlebens große Kinder sind."

„O ja!" — rief die Sängerin heiter — „bei vielen mögen Sie recht haben, Oheim. Aber haben Sie auch die Männer schon gezählt, die Zeitlebens Kinder bleiben?"

„Die zählen nicht!" — rief der Philosoph ernst — „sind Ausnahmen, und die Natur hat solche für alle Regeln."

„Und denken Sie von uns Mädchen auch so schlimm?"

Der Alte wollte nicht herausrücken.

„Nur offen!" — sagte die Signora.

Der Philosoph strich mit der Hand über den grauen Kopf, dann sagte er:

„Mit den Mädchen hat es die Natur auf Das, was man einen Knalleffect nennt, abgesehen!"

„Göttlich!" — rief die Bernasconi. — „Ich bin also auch ein Knalleffect! der Knalleffect Bernasconi!" — und sie lachte von Herzen; dann rief sie — „Aber himmlischer Oheim, erklären Sie mir doch, wie so wir Mädchen Knalleffecte der Natur sind?"

„Indem sie die Natur auf wenige Jahre mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattet ....."

„Ei, wie galant!" —

„Ausstattet .... ja — aber auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit; damit sie nämlich, während jener kurzen Jahre der Phantasie eines Mannes sich in dem Maaße bemächtigen können, daß er hingerissen wird, die Sorge

für sie auf Zeitlebens ehrlich zu übernehmen, zu welchem wahnsinnigen Schritte ihn die ruhige Vernunft schwerlich bringen würde."

„Meinen Sie? und was wäre alsdann die Ehe?"

„Hm!" — brummte der Gefragte. — „In unserem monogamischen Welttheile heißt heirathen: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!"

„Vortrefflich!" — rief die Bernasconi halb aufgerichtet. — „Oheim, für diesen Ausspruch verdienen Sie eine großartige Belohnung. Sie sind ein zweiter Platon. Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln. Sehen Sie deshalb heirathe ich auch nicht."

Der Alte schüttelte den Kopf, als wolle er anzeigen, daß er nicht recht verstanden worden sei; die reizende Nichte ließ ihm aber keine Zeit zum antworten, sondern fuhr eifrig fort:

„Und was Schönheit, Reiz und Anmuth betrifft, da haben Sie auch recht. Dadurch hat die Natur das Weib, wie jedes andere ihrer Geschöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf."

„Wohl, wohl!" — brummte der Grämliche. — „Wobei die Natur denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist. Wie nämlich die weibliche Ameise, nach der Begattung, die fortan überflüssigen, ja für das Brutverhältniß gefährlichen Flügel verliert; so das Weib nach kurzen Flitterjahren seine Schönheit. Zweifelsohne sogar

aus demselben Grunde. Es soll dann nicht mehr nach Außen gefallen, es soll im Hause erziehen!"

„Schrecklicher Gedanke!" — meinte die Sängerin.

„Nein!" — rief der Alte hier fast hitzig. — „Schrecklich ist nur, daß so Viele diesen Gedanken für schrecklich halten! Daher kommt es denn auch, daß die meisten jungen Mädchen die häuslichen und weiblichen Pflichten in ihrem Herzen als Nebensache betrachten, wohl gar für bloßen Spaß."

„Und was betrachten sie denn als ihren ernstlichen Beruf?"

„Was?" — wiederholte der Alte mit einem scharfen Blick auf die Fragende. — „Die Eroberungen .... und was damit in Verbindung steht, Toilette, Putz, Pracht, Luxus, Verschwendung!"

Der Eifer des Philosophen ward bei dieser Philippica so komisch, daß die Bernasconi ihr Taschentuch vor den Mund drückte, um nicht überlaut zu lachen. Endlich sagte sie:

„Also sind wir Weiber in Ihren Augen, Oheim, gar nichts werth!"

„Wenigstens nicht viel!" — rief dieser grämlich.

„Das ist doch offen!" — meinte die schöne Nichte. — „Aber so viel ich weiß, pflegen Philosophen nichts ohne Beweis zu behaupten. Wollen Sie den nicht zum Besten geben?"

„Unseliger Zeitverlust!" — rief der Alte, sich durch die schneeweißen Haare fahrend.

„Den Beweis, daß wir Weiber weniger werth sind, als ihr Männer!“

„Gut denn!“ — sagte der Alte. — „Je edler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife. Dies ist ausgemacht und Grundsatz der Natur. Nun .... was bedarf es weiteren Beweises? Der Mann erlangt die Reife seiner Vernunft und Geisteskräfte kaum vor dem achtundzwanzigsten Jahre; das Weib mit dem sechszehnten, achtzehnten.“

„Oheim, Oheim!“ — rief die Bernasconi mit dem Finger drohend — „da haben Sie schlecht docirt. Bis Euch Männern die Vernunft kommt, braucht es dreißig Jahre, — uns schenkt sie Gott, als der Spitze der Schöpfung, schon im vierzehnten Jahre!“

„Aber es ist auch eine Vernunft darnach!“ — sagte der Alte achselzuckend. — „Sie ist noch so unreif, so knapp zugemessen, daß man immer nur das Nächste sieht, an der Gegenwart klebt, den Schein für die Sache nimmt, die kleinsten Kleinigkeiten den wichtigsten Angelegenheiten vorzieht!“

„Und“ — rief die Bernasconi lebhaft — „statt wie die Männer über das Abwesende, Vergangene und Künftige, über Pläne und Hoffnungen, Ehrgeiz und Ruhmsucht die Gegenwart zu vergessen, bei dem Nächsten und Wichtigsten bleibt. Das Weib, Herr Philosoph, geht in der Gegenwart auf; darum aber genießt es auch dieselbe doppelt und gewinnt sich jene Lebensheiterkeit, die Euch Herren der Schöpfung zumeist fehlt.“

„Genießt! genießt!“ — seufzte der Philosoph, den Blick verzweiflungsvoll nach der Decke des Zimmers sendend und sein dünnes weißes Haar mit beiden Händen unbarmherzig bearbeitend. — „Das ist es eben ..... der Genuß ist das Einzige, nach was sie streben! .... und .... was meine schöne Nichte „Lebensheiterkeit“ zu nennen beliebt, das heißt in Wahrheit „Leichtsinn!“ Weil sie aber nicht die Thatkraft und den Verstand haben, sich einen soliden Lebensgenuß zu erwirken, zu erarbeiten, selbstständig zu schaffen, oder auch sich zu vertheidigen, so begab sie die Natur mit „List“ .... mit diesem Fluch für uns Männer! .... mit jener instinktartigen Verschlagenheit, die uns ehrliche Seelen unter die Erde bringen kann! .... mit jenem unvertilgbaren Hang zur Intrigue, die einem das Leben sauer macht.“

Die Bernasconi schüttelte sich vor Lachen, dann sagte sie:

„Ein Beweis, wie gerecht die Natur ist. Der Löwe hat seine Klauen und sein Gebiß, der Elephant seine Stoßzähne, die arme kleine Sepia des Meeres ihre wassertrübende Tinte um sich zu schützen und zu vertheidigen, und wir armen Weiber sollten euch Männern, euch wilden und oft rohen Barbaren, euch, als den gefährlichsten Raubthieren, ohne schützende Waffen preisgegeben sein? — Nein, Oheim, daran, daß uns der Himmel mit List bewaffnet hat, daran erkenne ich erst wieder Gottes Güte und Gerechtigkeit!“

„Ja!“ — rief der Alte eifrig — „und von diesen Waf-

fen .... von dieser Begabung mit „List“ und „Verstellung“ macht ihr den umfassendsten Gebrauch.“

„Und noch mehr!“ — sagte die Bernasconi mit feinem Lächeln. — „Vermöge dieser unschätzbaren Begabung durchschauen wir Weiber fremde Verstellung so leicht, daß es für euch Männer nie rathsam ist, uns gegenüber, es damit zu versuchen.“

„Weil wir zu gerade, zu offen, zu ehrlich sind!“ — polterte der Grämliche. — „Aber ....“ unterbrach er sich hier und blieb vor seiner Nichte stehen — „ich bitte Sie, Signora, endigen wir dies unnöthige Gespräch. Es fruchtet doch nichts. Warum ließen Sie mich rufen? Womit kann ich dienen?“

„Sogleich!“ — entgegnete die Angeredete. — „Wir haben indessen noch nicht vollkommen mit einander abgerechnet. Warum verstehen wir nichts von Kunst und Wissenschaft?“

„Signora!“

„Antwort, Oheim! Sie brummten dies Anathema über das zarte Geschlecht, als sie eintraten!“

„Ich meinte Sie nicht damit.“

„Das weiß ich, denn ich heiße Bernasconi, und ganz Italien liegt mir, als seiner ersten Künstlerin — hören Sie, Oheim .... als seiner ersten Künstlerin — zu Füßen!“

„Sie sind eine glorreiche Ausnahme!“ — stotterte der Philosoph verlegen. — „Ich sprach vorhin von dem weiblichen Geschlecht im Allgemeinen.“

„Nun! — und die Belege für Ihr Anathem?“

„Nun denn!“ — rief der Alte mißmuthig: — „Ich wiederhole es: weder für Musik, noch für Poesie, noch für die bildenden Künste hat das weibliche Geschlecht im Allgemeinen wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; — sondern bloße Aefferei, zum Behufe ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektiren und vorgeben!“

„Bei den meisten haben Sie recht, Oheim!“ — sagte die Sängerin.

„Dies wird Jeder“ — fuhr der Alte mit gesteigertem Eifer fort — „der über den Schein hinaus ist, schon bemerkt haben. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerksamkeit im Concert, in der Oper, und im Schauspiel, bei der Betrachtung der erhabenen Werke der Natur und der plastischen Künste in's Auge fassen. Wer wird nicht des Teufels, wenn sie unter der herrlichsten Musik ihr nichtssagendes Geplapper fortsetzen, als wären sie zu Hause. Die Griechen ließen die Weiber nie in's Schauspiel .... und daran thaten sie recht .... denn sie hörten alsdann auch etwas. Aber: „was kann von Nazareth Gutes kommen!“ .... Man kann von den Weibern nichts Anderes erwarten, wenn man erwägt, daß die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechtes es nie zu einer einzigen, wirklich großen, ächten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Werth haben in die Welt setzen können. Diesem entspricht es denn auch, daß die gewöhnlichen nicht

einmal eigentliche Empfänglichkeit dafür haben, denn: natura non facit saltus! —"

„So?" — sagte die Bernasconi — „und das sagen Sie mir, Oheim!"

„Ja!" — versetzte dieser — „aber ich habe schon bemerkt, daß ich Sie für eine Ausnahme ansehe; bleibe indessen dabei: Ausnahmen ändern die Sache nicht."

In diesem Augenblick trat Arabella ein und meldete „Maestro Caraffa!"

„Soll warten!" — entgegnete die Bernasconi hart und mit finsteren Mienen.

Das Kammermädchen entfernte sich.

„Nun!" — nahm der Philosoph wieder das Wort — „nun darf ich doch wohl bitten, mir Ihre Wünsche auszusprechen."

Die Sängerin lachte; dann sagte sie: — „Die hat mein Oheim schon erfüllt, ohne daß er es wußte."

„Wie?" — rief jener und seine Hände fuhren wieder durch die Haare. — „So hätten Sie mich zum Besten gehabt? Ich war nur eine Puppe, Ihnen die Langeweile zu vertreiben?"

„Nicht doch, Oheim!" — entgegnete die Sängerin mit spöttischem Lächeln. — „Wer wird so klein von dem starken Geschlechte denken. Hätte ich dies auch thun wollen, Sie würden die List des schwachen Weibes gewiß gleich durchschaut haben."

Der Philosoph machte eine Miene als ob er Essig getrunken.

„Ich war ein Esel!“ — brummte er dann vor sich hin — „ein Esel, der sich wieder täuschen ließ .... den Narren hab' ich gemacht ....“

„Nein, mein Bester!“ — versetzte die Signora freundlich, und jetzt war ihr Lächeln wahrhaft bezaubernd. — „Sie haben mir einen unschätzbaren Dienst geleistet, indem Sie mich zu der Wahrheit führten: „Heirathen heißt, seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln.“ Dieser Dienst aber, den Sie gar nicht in seiner ganzen Größe kennen, verdient Belohnung. Nun denn, Oheim, ich weiß Sie sind ein Liebhaber von alten Mosaiken: ich schenke Ihnen das Tischchen, das Ihnen vorhin so gut gefiel.“

„Signora!“ — rief der Alte — „es ist unmöglich, das Tischchen ist von enormen Werth!“

„Wenn es für Sie und Ihre Sammlungen Werth hat, dann freut es mich!“ — versetzte jene stolz, — „einen anderen Werth kennt eine Bernasconi nicht. Stephano soll es Ihnen bringen!“

Und sie nickte dem alten Herrn den Abschied zu, der sich mit leuchtenden Blicken dem Tischchen näherte, und — als er sah, das seine Nichte es nicht gewahre — es in eigener Person, wie eine Mutter ihr Kind, in die Arme nahm und forttrug.

Die Barnasconi hatte unterdessen ihr Haupt wie erschöpft in die Kissen des Divans sinken lassen. Das Gespräch mit dem Oheim war nicht nur erheiternd und zerstreuend für sie gewesen — nein! es hatte sonderbarer=

weise eine viel tiefere Bedeutung für sie gewonnen. Sie versank daher in Gedanken und blieb so regungslos über eine halbe Stunde liegen, während ihre Lippen von Zeit zu Zeit die Worte: „Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!" ernsthaft und bedeutsam flüsterten.

An Maestro Caraffa, der im Vorzimmer in stiller Verzweiflung harrte, dachte die Sängerin nicht mehr.

Und doch war der junge Componist, Maestro Caraffa aus einer der ersten neapolitanischen Familien, die selbst den großen Cardinal Anton Caraffa — unter Papst Gregor XIII. Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek — zu ihren Ahnen zählte. Der junge, schöne und sehr fein gebildete Mann hatte sich der Musik gewidmet und in der letzten Zeit eine Oper „Thisiphone," für das Theater zu Neapel geschrieben. Die Bernasconi sollte in ihr als Prima-Donna singen, und für ihre Person und ihre Stimme war — wie dies in jener Zeit üblich — die Hauptpartie eingerichtet und gesetzt, so daß die ganze Oper von ihr abhing und mit ihr siegen oder fallen mußte.

Unglücklicherweise aber hatte es der junge Caraffa nicht verstanden, die Gunst der stolzen Bernasconi zu gewinnen. Im heiligen Eifer für sein Erstlingswerk war ihm nämlich auf der Probe, die Bitte entschlüpft: die Signora möge doch bei einer gewissen Arie, sich mehr an seine Composition halten. Das war ein unerhörter Frevel gegen eine Primadonna von Ruf, den auch ein furchtbarer,

vernichtender Blick der Sängerin strafte, und sonderbarerweise war die Bernasconi von diesem Augenblicke an unausgesetzt heißer, wenn eine Probe der „Thisiphone“ stattfinden sollte, und wenn sie auch den Abend zuvor zum Entzücken ganz Neapels in Jomelli's „Caja Mario“ wie eine Nachtigall gesungen hatte.

Monate lang ging dies nun schon so fort, die „Thisiphone“ war völlig einstudirt, der König hatte ihre Aufführung an seinem Namensfeste, welches in drei Tagen stattfinden sollte, befohlen: Signora Bernasconie war durch Heißerkeit noch immer verhindert, die Zeit für eine Hauptprobe zu bestimmen. Der junge Caraffa hatte sie bereits schon mehr denn einmal fast fußfällig angefleht, seine ganze künstlerische Zukunft nicht zu vernichten . . . . . umsonst — die unselige und eigensinnige Heißerkeit wollte nicht weichen; — — er hatte der Signora die kostbarsten und herrlichsten Geschenke gesandt, ... die unbestechliche Primadonna sandte sie kalt zurück.

Jetzt waren noch drei Tage bis zum Namensfeste des Königs, und Caraffa — der unter der Zeit vor Aerger und Verzweiflung blaß und schmal geworden, so daß ihn seine Freunde fast nicht mehr kannten, — wartete nun bereits dreiviertel Stunden in dem Vorzimmer der Primadonna, um einen letzten Versuch zu wagen.

Da erklang die silberne Schelle der erlauchten Signora. Caraffa fuhr erfreut auf, und die Zofe, die längst Mitleiden für den armen hübschen jungen Mann empfunden und schon manches Goldstück für Anmeldungen und Ver-

tretung seiner Interessen — obgleich vergeblich — empfangen, eilte hinein.

„Signora befehlen?“ — sagte sie mit tiefer Verneigung.

„Gib mir jenes niedliche Blumenbouquet aus der kleinen chinesischen Vase!“

„Dasjenige, was Ihnen heute früh Prinz Bocatelli übersandte?“

„Dasselbe!“

Arabella gehorchte. Die Signora betrachtete es mit Wohlgefallen, denn es war aus den schönsten und seltensten Blumen mit unübertrefflicher Zierlichkeit gebunden, und bezeugte, als Geschenk des Prinzen, dessen hohe Verehrung und zarte Aufmerksamkeit.

„Und doch“ — sagte sie dann leise mit stolzem Lächeln — „wirst du dem Prinzen nicht das gewünschte Zeichen geben. Er mag mir immer den Tribut seiner Verehrung zollen, das kann ich als Künstlerin von ihm fordern; aber auf mehr, als ein freundliches Wort, rechne er nicht. Dagegen sollst du einem Anderen einen um so schlimmeren Streich spielen.“

Sie schwieg einen Augenblick, dann rief sie auf's neue: „Arabella! . . . Tinte, Papier und Feder!“

Aber Arabella gehorchte diesmal nicht sofort:

„Meine Gnädigste“ — sagte sie schüchtern — „darf ich Sie daran erinnern, daß Signor Caraffa schon über dreiviertel Stunden im Vorzimmer wartet?“

Aber welchen Sturm, welches Wetterleuchten kündete

jetzt die hohe Stirne, die zornflammenden Blicke der Bernasconi.

„Unverschämte!“ — rief sie dem armen zitternden Mädchen mit einer Stimme entgegen, die die Wände beben machte, — „wie kannst du es wagen, mir vorzuschreiben, was ich thun soll? — Wie kannst du mir diesen verhaßten Namen nennen? .... Ich weiß, daß dich der Elende bestochen und darum .....“

„Gnädigste ....“ — stammelte Arabella.

„Schweige!“ — herrschte ihr die Gebieterin entgegen, während ihre Hand im vollsten Zorne die silberne Schelle krampfhaft erfaßte und nach dem Kopf der Zofe schleuderte, die sich nur durch ein schnelles Beugen nach der Seite zu retten vermochte. — „Noch ein einziges Wort des Ungehorsams, und du bist entlassen! .... Mein Schreibzeug!“

Das arme Mädchen, dem solche Auftritte nicht fremd waren, ging schweigend hin, das Verlangte herbeizuholen.

„Setze dich, nimm einen schmalen Streifen Papier und schreibe!“ — herrschte die Signora weiter.

„Ich bin bereit.“

„Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!“ — dictirte die Bernasconi. — „Beides wiederstreitet meiner Seele. Ich bin daher fest entschlossen, die Gefühle meines Herzens meiner Freiheit zu opfern.“

„Zu opfern!“ — wiederholte Arabella.

„Gut!“ — sagte die Primadonna. — „Jetzt nimm

das Papier und verbirg es vorsichtig aber sicher in dem Bouquet des Prinzen Bocatelli; läßt sich dann Marchese Brignola melden, so sagst du ihm: deine Herrin sei ausgefahren, habe aber dies Bouquet für ihn mit den Worten hinterlassen: „Auch Blumen sprechen!"

Sie lachte bei diesen Worten laut auf, dann fuhr sie, mit sich selbst redend, fort:

„Der arme Marchese! Er wird in Verzweiflung sein. .... Es ist wahr, er ist schön, jung ..... sehr reich und angesehen .... aber meine Freiheit, mein Ruf, meine Herrschaft! .... und dann, „Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!" — Nein! nein! nein! ich heirathe nicht. O Oheim, welch einen Schatz der Weisheit hab' ich deiner Narrheit zu verdanken. Der Bernasconi gehört Italien, die Welt! .... Der Bernasconi liegen Könige und Fürsten zu Füßen, ihr huldigen Prinzen und Cardinäle, Künstler und Priester, ihr jauchzt das Volk entgegen und überdeckt sie mit Lorbeeren — — — die Marchese Brignola wäre ein gewöhnliches Weib!"

Und abermals versank sie in ein tiefes Nachdenken — und abermals verging eine halbe Stunde. Nach Ablauf dieser Zeit endlich ertönte die silberne Glocke aufs neue. Arabella erschien.

„Ist der Maestro noch im Vorzimmer?" — frug die Sängerin.

„Ja!" — entgegnete die Zofe schüchtern.

„Und was macht er?"

„Ach, Signora,“ — versetzte Arabella mit feuchten Augen — „ich fürchte . . . . .“

„Daß er den Verstand verliert?“

„In der That.“

„Da kannst du dein empfindsames Herz beruhigen: wer keinen Verstand hat, kann auch keinen verlieren. Uebrigens mag er jetzt eintreten, ich habe seine Arroganz geziemend bestraft.“

Arabella athmete freudig auf; sie hatte kein weiteres Interesse, als das der Menschlichkeit, an Caraffa, aber die Qualen, die der junge strebsame, in seiner ganzen künstlerischen Existenz bedrohte Mann seit Monaten durch den Künstlerstolz und die Launen ihrer Herrin erlitten, und die ihn augenscheinlich körperlich und geistig in so kurzer Zeit fast zerrüttet hatten, fielen auf ihr eigenes Herz zurück.

Und jetzt trat er ein, der junge bleiche Mann, mit den feinen Zügen, dem schwarzen Haare und den dunkeln, in sich verglühenden Augen. Schmerz, Scham, Zorn, Verzweiflung und Rache tobten und kochten in ihm, — ja sie machten ihn fast unfähig Worte der Begrüßung zu finden.

Signora Bernasconi dagegen lag noch immer nachlässig auf dem Divan hingegossen. Sie hatte es auch nicht Mühe der werth geachtet, den Spitzenbesatz ihres reichen und reizenden Neglige's wieder über die Schultern heraufzuziehen oder ihre dunkeln Locken zu ordnen, noch weniger aber: sich wegen des langen Zögerns zu entschuldigen.

„Maestro Caraffa!“ — sagte sie jetzt ganz gelassen, und als ob gar nichts vorgefallen sei — wobei sie indessen ihre Stimme, Heißerkeit affectirend, dämpfte, — „Maestro Caraffa, Sie hören es wohl, daß ich noch immer heißer bin; doch geht es etwas besser.“

Caraffa biß sich auf die Lippen, daß sie beinahe bluteten; dann sagte er, mit einem leisen Anflug von Zorn und Hohn:

„Ich bin glücklich, Signora, wenigstens etwas von Besserung zu hören; aber trösten kann mich dies nicht. In drei Tagen ist das Namensfest des Königs, der für diesen Abend — wie Sie wissen — die erste Aufführung der „Thisiphone“ befohlen hat, und Sie wollten noch immer nicht die Gewogenheit haben, eine vollständige große Probe anzusetzen.“

„Ich wollte nicht!“ — wiederholte die Primadonna mit einem finsteren Blick.

„Sie konnten nicht!“ — verbesserte der junge Componist mit vor Ingrimm zitternder Stimme.

„Das kommt daher!“ — sagte die Sängerin, — „weil Sie Ihre Arien für mich ungeschickt geschrieben haben.“

„Aber mein Gott!“ — rief Caraffa, — „sie gefielen Ihnen anfangs ja so ungemein?“

„Ich lernte erst später ihre Schwächen kennen. Sie greifen zu sehr an.“

„So will ich daran ändern.“

„Dann verlieren sie an Interesse.“

„Liegen sie Ihnen zu hoch?“

„Was glauben Sie? Es gibt keine Sängerin in Italien, die wie die Bernasconi eine ganze Octave über den gewöhnlichen Umfang des Soprans geht. Nicht die Bastardella erreicht mich!“

„Signora, das weiß die ganze Welt!“ — versetzte Caraffa begütigend, — „und ihre höchsten Töne klingen gleich einer Orgel weich und lieblich. Man nennt Sie nicht umsonst: Italiens Nachtigall!“

Die Bernasconi lächelte.

„Aber,“ — sagte sie dann,— „diese Nachtigall wird sich eben doch in keiner Probe der „Thisiphone“ hören lassen.“

„Was sagen Sie?“ — rief entsetzt der junge Mann und alles Blut war nach seinem Herzen zurückgewichen.

„Daß ich in keiner Probe der „Thisiphone“ singe.“

„Aber dann bin ich verloren!“

„Keineswegs! Ist die Oper vollkommen einstudirt?“

„Vollkommen.“

„So mag die Aufführung am Namenstage des Königs stattfinden.“

„Ohne Probe mit der Primadonna“

„Signore!“ — rief hier die Sängerin stolz und verächtlich, — „eine Bernasconi bedarf keiner Probe.“

„Aber der Director wird es nicht wagen?!“

„Dann mag er es lassen! — Es ist mein letztes Wort. Seiner Majestät gefällig zu sein, will ich Ihre holprigten Arien übermorgen singen, — nicht Ihnen zu gefallen. Aber auf eine Probe komme ich nicht.“

„Signora!“ — rief jetzt Caraffa schmerzlich; aber in demselben Augenblicke trat Arabella ein und meldete den Marchese Brignola.

„Das Bouquet!“ — rief die Sängerin, — „und dann Toilette machen!“

Und mit diesen Worten erhob sie sich, kehrte stolz dem in Verzweiflung dastehenden Maestro den Rücken und verschwand in der Thüre des anstoßenden Zimmers.

Caraffa ging. Aber Blitze der Rache folgten dem stolzen Weibe. — —

Nach anderthalb Stunden — das heißt nach einem ebensolangen Zeitraume unausgesetzter Folterqualen für Arabella — war die Toilette der Signora vollendet, und dieselbe erschien nun in dem prachtvoll möblirten Empfangssaale, in welchem sich bereits die Prinzen Francavilla und Bocatelli, der Marchese di Castello, Salvatore, der damals beliebteste Dichter Neapels, Jomelli und die beiden Mozarts befanden.

Aber wie ganz anders erschien Signora Bernasconi jetzt!

Das glücklichste und anmuthigste Lächeln verklärte ihr schönes Antlitz; der geschmackvolle, einer Fürstin würdige Anzug hob noch die schlanke imponirende Gestalt und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ihres Benehmens waren so hinreißend, daß es Amadeus — der doch gewöhnlich ziemlich kalt bei Vorstellungen blieb — wirklich Ernst war, als er sie „die charmanteste Dame“ nannte, die er je gesehen.

Die Primadonna war denn auch für dies Compliment nicht unempfänglich, wurde aber noch mehr für die beiden Mozarts eingenommen, als ihr der kluge Capellmeister versicherte, daß sich die Bastardella in der That so wenig als die Amicis mit ihr vergleichen könnten. Ueberhaupt schmeichelte ihr der kluge Mann, ohne sich etwas zu vergeben; hing doch von ihr der Erfolg der Oper ab, welche Wolfgang für Mailand schreiben sollte. Es war „Mithridate Re di Ponto.“ Jedermann aber kannte das Schicksal des unglücklichen Caraffa, der sich durch ein einziges unvorsichtiges Wort die vernichtende Ungnade der alles beherrschenden Primadonna zugezogen hatte.

Außerdem hatte übrigens die Bernasconi Amadeus schon bei der Gräfin Kaunitz gehört und aufrichtig bewundert, wie sie denn auch jetzt sein Lob auf das beredetste und freundlichste aussprach.

Sie war mit einem Wort ein Engel an Güte und Lieblichkeit, und die beiden Deutschen wunderte es gar nicht, als ihr der Prinz Francavilla mit den Ausdrücken der unbegränztesten Hochachtung ein Geschmeide von wahrhaft fürstlichem Werth überreichte. Auch Salvatore war nicht mit leeren Händen gekommen, denn er brachte ein — nach italienischer Art abgefaßtes pompöses Gedicht auf den „Stern des Tages,“ das heute im neuesten Blatte erschienen war und die Bernasconi in den Himmel erhob.

Nur der Prinz Bocatelli schien nicht ganz heiter; suchte er doch sein reizendes Bouquet vergebens. Es war

nicht zu finden, weder an dem Busen seiner angebeteten Dame, noch auf einem Tische ihres Zimmers, noch in einer der vielen kostbaren Vasen und Väschen, die rings im Empfangsaale und den anstoßenden Zimmern standen.

Aber die Herrin des Hauses ließ in ihrer Heiterkeit Niemanden Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und da Jomelli so klug gewesen, eine von Amadeus für sie componirte Bravour-Arie mitzubringen, so sang sie dieselbe jetzt mit solcher Fertigkeit und Pracht in Coloratur und Ausdruck, daß alle Anwesenden hingerissen und begeistert waren. Aber sie selbst fand auch die Composition des jungen Maestro vortrefflich und drückte unverholen ihre Freude darüber aus, gegen Ende October mit Amadeus in Mailand zusammenzutreffen, wo dann „Mithridate Re di Ponto" componirt und einstudirt werden sollte.

Heute aber ließ sie die beiden Mozart's gar nicht mehr von sich. Sie mußten sie, zum Aerger des Prinzen Bocatelli, in ihrem prächtigen Wagen bei der Corso-Fahrt durch die Riviera di Chiaja begleiten. Vier Diener — der eine an der Seite des Kutschers auf dem Bocke — drei hinten auf dem Wagen, hielten Flambeaux, der Prinz Francavilla ritt an der Seite.

Die Nacht war herrlich und die Fahrt pompöse. Vier Wagenreihen fuhren neben einander, zwei der Riviera di Chiaja hinauf und zwei hinab. Und welche Masse Bouquets regnete es in den Schooß der Donna. Und die Reiter, die heransprengten und um einen freundlichen Blick

der schönen Signora buhlten. Alles war Lust, Herrlichkeit und Freude — und so ging es fort bis Mitternacht.

Als Signora Bernasconi endlich an ihrem Hotel ausgestiegen, und der Wagen nun umdrehte, die beiden Mozarts ebenfalls nach Hause zu bringen und Amadeus noch einmal zurückblickte, ... verschwand die herrliche Gestalt der Italienerin am Arm des Prinzen Francavilla auf den blumenbestellten Treppen.

Leben und Tod.

Aber der schönen Nacht sollte eine noch schönere folgen. Signora Bernasconi hatte sich vorbehalten, ihren jungen Schützling Amadeus den kommenden Abend nach der berühmten, so unvergleichlich schönen Insel Ischia zu führen. Niemand sollte an dieser Partie Theil nehmen, als die Sängerin, die beiden Mozart's, Jomelli und der beständige Begleiter der Signora, der Prinz Francavilla, der dort eine herrliche Villa besaß.

Wolfgang freute sich königlich; denn wie die Bernasconi an ihm, so hatte er an ihr einen besonderen Wohlgefallen gefunden, und außerdem schon so viel von Ischia's Naturschönheiten gehört, daß er vor Ungeduld kaum die Zeit der Abfahrt erwarten konnte.

„Wenn die Sonne recht warm im Lenze auf die Erde

scheint — sagt eine geistreiche Frau*) in stillem Entzücken über die Perlen des Golfes von Neapel, die Inseln Ischia und Capri — dann schauen überall die Frühlingsblumen hervor und drängen sich ans Licht, nun auch ihren Theil an der behaglichen Wärme zu haben, um sich gleichfalls des Daseins zu erfreuen. So tauchen aus dem tiefen Azurblau des mittelländischen Meeres die einzelnen Inseln empor, wie riesige Wasserblüthen in Duft und Farben prangend, daß die Sinne kaum die Fülle üppiger Schönheit zu fassen vermögen.

Man muß Neapel verlassen und den Continent Italiens, man muß auf die Inseln gehen, um zu wissen, was der Süden ist; — um eine vollkommen fremde Existenz zu begreifen, in der man fröhlich, ja selig leben könnte, selbst ohne alle die Tausende von Bequemlichkeiten unserer Civilisation!

Da liegen sie neben einander: Nisida, das Cap Misene, Procida, die blaue Capri und das schöne Ischia, Kinder jenes Moments, in dem Erde und Meer sich im glühenden Feuer der Jugend begegneten und die Erde die Flammenströme ihres innersten Lebens in die bewegten Wellen des Meeres ergoß, das sie fest hielt und erkalten machte. Und dies Feuerleben ist noch in den Inseln wirksam: es glüht noch in den heißen Quellen, es taucht noch auf in dem rauchenden Erdreich; es reift die feurige Traube, es funkelt in den Augen des eingebornen

*) Fanny Lewald: in der Beschreibung ihrer Reise durch Italien.

Volkes und brennt in der Flammenblüthe des Caktus und Granatbaumes.

Ischia, die größte dieser Inseln, zeigt am meisten Spuren eines solchen vulkanischen Ursprungs; denn wenn man, von Neapel kommend, in dem zunächst gelegenen Städchen Ischia landet, so hat man einen bedeutenden Felsen von stumpfer Kegelgestalt vor sich, der vereinzelt im Meere ruht und nur aus Lava besteht. Er wird durch eine Brücke mit dem Lande verbunden, auf seinem Haupte aber trägt er stolz die Festung Ischia. Unten am Ufer liegt das Städtchen gleichen Namens, darüber der alte Krater, der vor fünfhundert Jahren die Insel so oft und so furchtbar verwüstete, daß sie ganz von ihren Bewohnern verlassen und später durch Spanier und Griechen wieder bevölkert werden mußte, welche der König von Neapel durch große Privilegien auf das kleine Flammeneiland lockte.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter erlangt diese Perle im Golfe von Neapel aber durch die Ruhe und den Frieden, der über ihren paradisischen Fluren liegt.

Wagen und Pferde kennt man hier nicht, ebenso wenig Heerden. Kein Brüllen, kein Pferdegewieher, kein Wagengerassel, kein Laufen und Rennen und Toben und Schreien wie in Neapel berührt hier das Ohr! In tiefem Schweigen liegen die Städtchen Ischia, Casamicciola, Lecco und Foria da, und zwischen ihnen zerstreut die einzelnen Villen, hinter deren dichtbelaubten Gärten dann und wann eine kleine weiße Kirche hervor sieht. Jede Villa

ist von ihren Weingärten umgeben, jeder Weingarten mit hohen Mauern eingeschlossen, ein für sich bestehendes Ganze.

Ernst und hoch sieht der einst flammende Epomeo, dessen zackiger Felsenrücken die Insel durchschneidet, herab auf das träumerische Stillleben zu seinen Füßen, und wahrlich! hier in dieser kleinen Welt könnte man den Wunsch begreifen, im einfachsten Naturgenuß, fern von allen Zerwürfnissen der großen Welt und der Gesellschaft, sich selbst zu leben in träumerischer Ruhe; — sich selbst und seinen Erinnerungen".

Schon die Ueberfahrt in einer prächtigen, dem Prinzen Francavilla gehörenden Barke mit luftigem Baldachin, geführt durch acht zierlich gekleidete Ruderer, war bezaubernd.

Die Signora selbst sah wie eine Königin aus: so schön, so reich, so stolz und imposant! Francavilla und Amadeus saßen an ihrer Seite und lachten und scherzten, — ja alle drei waren übermüthig ausgelassen; denn die Bernasconi liebte es nicht, sich irgend welche Schranken zu setzen, weder in ihrem Stolz, in ihrer Laune, in ihrem Ehrgeize, noch in ihrem Haß, in ihrer Liebe, in ihrer Heiterkeit. Ein von der Natur, dem Schicksal und den Menschen verwöhntes und verzogenes Kind, that sie unbedingt alles, was ihr in den Sinn kam, und alles was sie that mit wildschäumender Leidenschaftlichkeit und ächt italienischer Gluth.

So erreichte man, fast ohne es zu gewahren, die Insel;

aber auch diese schien den Besuch auf festliche Weise empfangen zu wollen.

Schon am Ufer standen geputzte Menschen mit heiteren Gesichtern. Es wurde ein Kirchenfest gefeiert. Prozessionen zogen an blumengeschmückten Altären vorüber, die provisorisch im Freien errichtet worden waren, und wo sie sich zeigten, da knallten Freudenschüsse durch die Luft. Aber wenn man seinen Segen empfangen hatte und die Prozession vorüber war, dann gedachte man nicht mehr des Betens und der Heiligen, da gab sich Alles ungetheilt der Lust hin.

„Und der schlanke Marinaro in weißem Hemde und weißer Hose, die vielfarbige Schärpe um die Hüfte geschlungen, den schwarzbebänderten Strohhut auf dem Ohre, wie stolz geht er umher mit Frau und Kind in der selbstgeschaffenen Herrlichkeit!

Da tanzen flinke Eseltreiber mit ihren rothen Hängemützen die kecke Tarantella nach dem Klange des Tamburin. Da schauen schöne Weiber, reizende Mädchen drein, fröhlich plaudernd, bis das Tamburin näher und näher ertönt und mit seinem wirbelnden, schwirrenden Schalle auch sie fortreißt, in den unwiderstehlichen Rhythmus der prächtigen Tarantella.

Wie fliegen die Blicke, wie keck naht sich der schöne Marinaro der schlanken und doch üppigen Frauengestalt!

Wie weiß sie ihm auszuweichen, obgleich sie ihn zu fesseln versucht; wie zucken Leben und Liebeslust in jeder Bewegung; wie stimmt die üppige Natur und das zauberische Abendlicht wundervoll zusammen mit dem feurigen

Tanze dieser schönen Menschen! Selbst die ältesten Frauen widerstehen ihm nicht, sie begleiten mit rhythmischem Gesange den einfachen Klang des Tamburins, bis Ermüdung dem Jubel ein Ende macht.

Und — — wie ist es schön, auf der Höhe zu stehen, die hinabschaut nach Foria, dem weißen Städtchen, das heute noch die viereckigen, zinnengekrönten Wartthürme der Sarazenenzeit beschützen. Hoch auf den Lavabergen sind sie erbaut, weit hinauszuschauen in das Meer. Um sie her die schauerliche Verheerung jener Zeit, in der die Flammenströme der Erde sich auf ihre Oberfläche ergossen und sich festsetzten in wunderlichen, abenteuerlichen Gestalten.

Kein Anbau gedeiht hier, keine Saat reift in dieser Verwüstung. Nur die stachlige indische Feige drängt sich zwischen den Spalten hervor und bringt ihre unzähligen, gelben Blüthen und Früchte dar.

Und ganz nahe dabei, wo der Boden milder ist, da ziehen sich vom Fuße des Epomeo bis zum Meere herab wieder die einzelnen Villen hin. Weinranken, wohin das Auge blickt; in üppigem Grün hängt die reifende Traube. Ueber dem hohen, schwankenden Schilfrohr der Canna sehen dunkelgrüne Johannisbrodbäume und Oelbäume mit ihren silberweißen Spitzen hervor. Flammende Granaten und schneeweiße Myrthen lehnen sich um das Haus; wie ein hoher Freiheitsbaum ragt aus den scharfen, starken Blättern der mächtige Stamm der Aloe empor, seine große Blüthe dem Lichte entgegentragend. Glänzender Ephen umschlingt die Mauern und Bäume; schwankend und zart

winkt die schöne, weiße Kapernblüthe mit ihrem Violett-geäder von den Wänden herab, und die Clematis schlingt ihre Ranken, mit der Rose von Pästum vermischt, hinunter zu den rothen und weißen Blumen der Oleandergebüsche!

Ach! diese Erde ist so unsäglich schön! Er muß ja alltäglich wiederkommen der Sonnengott, wenn er sie einmal gesehen hat. Er kann nicht von ihr lassen; und weil sie so schön ist, liebt er sie und belebt sie mit seinen erwärmenden Strahlen. Schon sehe ich ihn im Geiste emportauchen hinter dem Rücken des alten Wächters der Insel, des starren Epomeo, der selbst erglüht unter dem Scheine des jungen Tages. Und alle Blüthen bringen ihm ihre süßesten Düfte dar, und alle Vögel flattern ihm entgegen, Alles seh ich den Tag begrüßen. Nur der Mensch ruht noch und träumt in heiligem Schlummer!

Wie müßte es sich so süß träumen lassen in der Stille dieser kleinen Welt, wenn man das Ziel seines Strebens in derselben erreicht hätte, wenn nicht Wünsche und Gedanken hinausflatterten in die weite, weite Ferne.

Es soll Frieden sein in der Welt, so will es Gott; und der Frieden ist da.... aber wir verstehen ihn nicht zu finden und nicht zu fesseln und nicht zu genießen; denn der Friede ist die harmonische Einheit alles Erschaffenen, und wir Menschen sind uneins geworden in uns selbst; wie sollten wir in Einklang und in Frieden sein mit Anderen und mit der Natur?

Wie Zugvögel fliegen wir heimathlos über die Erde, erfreuen uns an dieser Blüthe und an jener Frucht, rasten

bald auf schattiger Matte, bald auf starrem Boden, finden manche Freude, manchen Genuß und suchen doch ewig das ewig unerreichbare Glück!

Wie kam man nur darauf, ein Wort zu erfinden für etwas, was doch Niemand kennt, Niemand wirklich erreicht und — weil man das Wort gefunden hat — doch nun ein Jeder erstrebt?

Das Glück besitzen wollen, das ist so gefährlich, als den Stein der Weisen suchen. Es hat uns Ruhe und Frieden genommen, es treibt uns rastlos durch's Leben und wir genießen das Leben nicht.

Jenseits der Wolken, sagen die Priester, da wohne das Glück; und lebensmüde, gebrochenen Herzens richtet das sterbende Auge dorthin den letzten Blick, die letzte irdische Hoffnung, und dort ...... *)

Die Bernasconi und ihre Gesellschaft hatten, bei wahrhaft fürstlicher Bewirthung auf der Villa des Prinzen Francavilla, den Abend hingebracht. Die Heiterkeit hatte sich von Minute zu Minute gesteigert; feurige Weine, feurige Augen, feurige Reden und Herzen,.... alles Gluth, Leben, Lust. Wundervoll hatte die Bernasconi ihre schönsten Arien gesungen, — herrlich hatte Amadeus auf dem Claviere und der Violine phantasirt, — göttlich schön blickte der Himmel des Südens auf die heitere, schwelgende Gesellschaft...... als plötzlich Jomelli, der,

---

*) Fanny Lewald: „Ischia," in ihrer italienischen Reise.

um Luft zu schöpfen, nach dem Meeresufer gegangen, bleich und zerstört zurückkam.

„Jomelli!“ — rief sogleich die Bernasconi, deren Falkenauge nichts entging — „was ist geschehen? Sie sind blaß wie der Tod?“

„Weil ich mit dem Tod nahe zusammengetroffen bin!“ — versetzte ernst der Capellmeister.

„Wie so?“ — frugen Alle.

Jomelli schwieg einen Augenblick, als ringe er nach Fassung, dann sagte er mit tief bewegter Stimme.

„Signora! — der Himmel hat uns heute ein wundervolles Fest bescheert; — Ihre Güte und die Güte des Prinzen haben Freude und Lust auf uns gehäuft, und Freude und Lust und Friede und Versöhnung hat Gott ringsum uns her über die schöne Erde gegossen. Ich weiß es, Ihr großes Herz fühlt dies, denn eine Bernasconi kann nur groß fühlen, denken und handeln. Signora! bekuhden sie dies jetzt.... rufen sie einen Unglücklichen, mit sich und der Welt Zerfallenen,.... rufen Sie einen Todten in's Leben zurück!“

Die Bernasconi lachte; dann sagte sie: „Jomelli, ich kenne Sie als einen geschickten Musiker und Componisten; aber das habe ich nicht gewußt, daß Sie auch ein so famoser Schauspieler sind!“

„Er will unserer Lust eine dunkle, tragisch-komische Folie geben!“ — scherzte der Prinz — „das ist klug. Ueber dem Tod und seinen Schrecken erhebt sich das Leben mit seiner Wonne um so lichter und herrlicher!“

„So lassen Sie es denn auch wieder licht und freundlich aus dem Dunkel des Todes aufblühen! — sagte Jomelli ernst und doch milde. — „Ich scherze nicht, Signora; — von Ihrer Güte, von der Seelengröße der großen Bernasconi hängt in diesem Momente Leben und Tod eines Menschen ab!“

„Ich verstehe Sie nicht!“ — sagte jetzt unangenehm berührt und doch von Jomelli's Worten geschmeichelt die Sängerin.

„So will ich einfach berichten, was ich eben erlebte, als ich — frische, kühle Luft zu schöpfen — nach dem Ufer des Meeres ging!“ — versetzte Jener.

„Nun?“ — riefen Alle.

„Ich hatte dasselbe noch nicht erreicht, als ich eine Menge Leute am Strande zusammenlaufen sah. In allen Häusern flammten Lichter auf, Lichter schaukelten sich auf den Barken — es mußte etwas Ungewöhnliches geschehen sein. Ich eilte daher, von Neugierde getrieben, dem Orte zu, und ich hatte mich nicht getäuscht. Fischer brachten auf einer Barke die Leiche eines jungen Mannes!“

Jomelli hielt inne; über das Antlitz der Bernasconi aber lief eine tiefe Blässe.

„Nun!“ — sagte der Prinz im gleichgültigsten Tone — „es wird ein Fischer oder Schiffer der Insel gewesen sein, der bei seinem Geschäfte verunglückte.“

„Nein!“ — rief die Bernasconi laut, aber mit dem Tone der Ueberzeugung — „es war Caraffa!“

Alle erbebten.

„Ja!“ — sagte Jomelli langsam und tief bewegt: — „Es war Caraffa!“

Eine tiefe Stille trat ein.

„Und er ist todt?!“ — frug endlich die Bernasconi.

„Nein!“ — fuhr Jomelli fort. — „Fischer hatten es bemerkt, wie er sich in das Meer stürzte und waren herbeigeeilt ihn zu retten. Er lebt noch.... aber, Signora, ich kenne den jungen Mann, er wird nur durch Ihre Großmuth zu retten sein. Sein Leben und seine Zukunft, liegen in Ihrer Hand!“

Abermals tiefe Stille.

„Sein Sie großmüthig“ — hob nach einer Pause Jomelli aufs Neue an — „lassen Sie mich ihm die Nachricht bringen, daß Sie morgen seinen Bitten willfahren und auf der Probe seiner Oper singen wollen; ohne dies wird sie nicht gegeben und seine Ehre, sein Ruf, seine Zukunft sind vernichtet.“

„Ich habe mein Wort gegeben, daß ich in keiner Probe der „Thisiphone“ singen würde!“ — entgegnete finster die Primadonna.

„Und werden Sie es halten..... wenn dadurch ein junges, hoffnungsvolles Leben dem Tode verfällt?“

Jetzt wollte es wieder wie Wetterleuchten in der Signora aufblitzen.... da ließen sich plötzlich wunderbare Töne hören, — Töne, so rein, so zart, so innig, so flehend, als schreie eine wunde Seele im Todeskampfe um Erbarmen auf zu Gott.

Es war Amadeus, der sich — bis in das Tiefste

erschüttert — weggeschlichen hatte, und nun, während Thränen in seinen Augen standen, ein wundervolles „Kyrie eleison“ auf der Violine hinhauchte. Und die Töne riefen flehend, mahnend: „Herr, erbarme dich unser! Christus, erbarme dich unser!“

Und tief, tief in der Seele der Bernasconi dämmerte es wie Jugenderinnerung — dämmerte es wie aus jenen Zeiten, da diese Worte noch Bedeutung für sie gehabt, — da sie, als ein kleines, unschuldiges Mädchen, sich tief ergriffen an die Brust geschlagen, wenn sie in feierlichem Chore in der Kirche erschallten. „Kyrie eleison!“ — flehte es abermals — „Christe eleison!“ — rief es, und mit so zauberhafter Gewalt und mit so wundervoll klaren, reinen, süßen Tönen, als ob die Engel des Himmels es seien!

„Jomelli!“ — sagte jetzt die Bernasconi — „gehen Sie hin, sagen sie Caraffa, daß ich seinen Wunsch erfüllen, daß ich morgen auf der Probe und mit dem ganzen Aufwand meiner Kunst bei der Aufführung singen werde.“

Jomelli dankte freudig, und wandte sich rasch zum gehen.

„Aber!“ — rief ihm die Signora schon wieder heftiger nach — „setzen Sie hinzu, daß ich dies nicht in Folge seines albernen Streiches thue, sondern aus freiem Willen!“

Jomelli eilte, sich verbeugend, davon.

Als Amadeus zurückkam, drückte sie ihm schweigend die Hand. Bald aber waren der Prinz und sie verschwunden und blieben es.

Um Mitternacht kehrte Jomelli zurück. Caraffa war noch nicht außer Gefahr, aber die Nachricht hatte ihn sichtbar gehoben, und da man ihn auf der Signora Befehl, nach der Villa des Prinzen gebracht und hier auf das sorgsamste verpflegte, durften sich die Freunde den besten Hoffnungen hingeben.

So graute der Morgen, als Jomelli und die beiden Mozart's die Rückfahrt antraten. Der leise, frische Morgenhauch berührte ihre glühenden Stirnen wohlthätig; und wie mit dem ersten Lichte in Osten die Fackeln der Fischerboote allmählig erloschen, war es ihnen, als erwachten sie aus einem schweren wunderbaren Traume.

Das Ordenskreuz.

„So ist also Ihre Abreise nach Rom unumstößlich auf morgen festgesetzt?“ — frug, mehrere Tage später, Jomelli, der mit Doll bei Mozarts eben eingetreten war.

„Ja!“ — entgegnete der fürstlich Salzburgische Capellmeister. — „Leider können wir nicht länger in dem unvergleichlichen Neapel bleiben.“

„Dies „leider“ hören wir sehr ungern und doch auch wieder gern!“ — sagte Jomelli freundlich. — „Gern, weil es uns beweist, daß es Ihnen hier gefiel, und ungern, sehr ungern, weil wir daraus ersehen, daß Ihr Entschluß, uns zu verlassen, fest steht!“

„Meine Freunde!“ — versetzte der Capellmeister — „vor allen Dingen habe ich, als höchste Richtschnur meines Handelns, die musikalische Carriere meines Sohnes im Auge zu behalten. In dieser Beziehung führt uns denn

unser Weg über Rom nach Mailand, denn es ist Zeit, daß Amadeus seine Oper zu componiren beginnt. Ferner bietet sich uns eine treffliche Reisegelegenheit, da uns der kaiserliche Gesandte, Graf Kauniz, der ebenfalls nach Rom geht, einen seiner Wagen angeboten hat; endlich hat unser Aufenthalt in Neapel, — nachdem wir nun auch den Vesuv, Pompeji, Herkulanum und alle anderen Merkwürdigkeiten gesehen haben, — keinen Zweck mehr, denn zu Hofe kommen wir doch nicht!"

„Es ist unbegreiflich!" — sagte Doll. — „Die Königin war doch immer so artig!"

„O ja!" — rief Amadeus lachend. — „Sie grüßte immer sehr freundlich; aber dabei blieb es auch."

„Und hat sie denn gar keinen Einfluß auf den König?" — frug der Vater.

Jomelli zuckte die Achseln, dann sagte er, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, mit gedämpfter Stimme: — „Hier regiert nur einer, und das ist glücklicherweise der Minister Tanucci; der König ist nach seiner angeborenen Natur und nach seiner Bildung der roheste unter den rohen Fischern, Jägern und Lazzaroni, mit denen er denn auch gern verkehrt und täglich umgeht; deren Sitten und Witze er sich angeeignet hat und deren Volksdialekt er redet!"

„Unglaublich!" — riefen Vater und Sohn.

„Er ist ein wilder, zügelloser, unermüdeter Jäger, — ein Fischer, der bei jedem Wetter, selbst bei furchtbar brennender Sonne im offenen Kahne aushält!"

„Und sein Vater?"

„That nie etwas für seine Erziehung. Bildung und Kunst blieben ihm vollkommen fremd."

„Aber als Regent, als König, mußte doch für seinen Unterricht gesorgt werden?"

„Es war genug, ihn zur Kirche und ihren Ceremonien anzuhalten, da war er der Seligkeit gewiß und brauchte weder menschliches Gefühl, das ihm überhaupt ganz fehlt, noch Tugend, noch Kenntnisse und Einsicht."

„Und die Königin?"

Jomelli sah sich wiederholt vorsichtig um, und erst, als er überzeugt war, daß Niemand ihr Gespräch hören konnte, versetzte er:

„Wenn Tanucii nicht wäre, würde Land und Volk diesem ausschweifenden und grausamen Weibe und ihren Liebhabern Preis gegeben sein." *)

„Schweigen wir also über diesen Gegenstand!" — sagte hier traurig Vater Mozart. — „Sie sehen, daß wir recht haben, nicht länger auf eine Einladung des Hofes zu warten. War doch der Violinist Lamotte, der in der Kaiserin Maria Theresia's Diensten steht und auf ihren Befehl und für ihre Unkosten Italien durchreist, und dem man geradezu versprochen hatte, ihn zu hören, Monate lang umsonst in Neapel. Nein, nein! die Zeit ist kostbar, wir gehen."

---

*) Geschichtlich. Näheres: „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten" v. F. C. Schlosser III. Bd. S. 60—72

„Sie haben recht!“ — versetzte Doll. — „Nur ist es recht schmerzlich für uns, Sie zu vermissen.“

„Um Gottes Willen!“ — rief jetzt Wolfgang — „nur keine Abschiedsscenen! Sagen Sie mir lieber, bester Jomelli, wie geht es Caraffa?“

„Um vieles besser.“

„Ist er außer Gefahr?“

„Vollkommen! — Sie wissen ja, Maestro, daß die Bernasconi Wort hielt, sowohl mit der Probe, als mit der Aufführung, in der sie die ganze Fülle und Pracht ihrer Stimme, den ganzen Glanz ihrer Schule entfaltete.“

„Ja! davon war ich ja selbst Zeuge und freute mich darüber!“ — sagte Amadeus.

„Dies Weib hat eben doch etwas Großes!“ — fuhr Jomelli fort — „auch in ihrer Denkungsart. Aber ....“

„Aber?“

„Sie ist eben Primadonna, und damit ist Alles gesagt.“

„Und Caraffa?“

„Er war überglücklich als er hörte, wie herrlich seine früher so erbitterte Feindin in der „Thisiphone“ gesungen und daß seine Oper gefallen. Ich denke es ist der Welt dadurch ein tüchtiger Musiker erhalten worden.“

„Und haben Sie von der Bernasconi schon Abschied genommen?“ — frug hier Doll.

„Wir sprachen sie seit jenem Abend auf Ischia nicht mehr!“ — entgegnete Vater Mozart. — „Wenn Sie uns aber auch nicht annahm, so war sie nicht minder liebevoll.“

Und mit diesen Worten holte der Capellmeister ein Etuis herbei, das bei seinem Oeffnen ein reizend gemaltes Bild von Ischia zeigte.

Auch der Rahmen war von wundervoller und kostbarer Arbeit; in der Mitte des oberen Theiles aber tauchten zwei kleine Engel aus den, das Ganze schmückenden, Arabesken — zwei kleine allerliebste Engel, die ein goldenes Schildchen hielten, auf welchem die Worte standen:

„Kyrie eleison!"

„Das ist ein sehr sinniges Andenken!" — sagte Jomelli — „auf das unser Amadeus noch dazu stolz sein kann."

„Es ist mir wenigstens unendlich theuer!" — versetzte dieser und seine Blicke hingen mit Entzücken an demselben.

Freunde traten jetzt ein, dann mußten noch einige Abschiedsbesuche gemacht werden und so ging die letzte Zeit in Neapel dahin.

Aber wie leid that beiden am anderen Morgen die Trennung von der herrlichen Stadt und Gegend! Für Wolfgang war es ein Glück, daß es nach Rom und zu Giuditta ging, die er in den letzten Wochen fast vergessen hatte. Ob in Giuditta's Herz und Geist sein Bild und Andenken wohl auch so schnell vergessen war?

Nun es mußte sich ja bald zeigen! Aber die Reise war diesmal ziemlich anstrengend, denn es ging, beinahe ohne Aufenthalt, siebenundzwanzig Stunden mit Postpferden. Herr Leopold Mozart galt dabei für den Haushofmeister des kaiserlich Oesterreichischen Gesandten, Grafen

Kaunitz, und bekam somit überall freundliche Gesichter und gute Pferde, so wie es ihm in Rom die lästige Mauth-Visitation ersparte.

So hatten sie, bei Ankunft in Rom, in siebenundzwanzig Stunden nur zwei Stunden geschlafen. Sobald sie daher ein wenig Reis und ein paar Eier gegessen hatten, die ihnen Frau Uslinghi servirte — Giuditta zeigte sich nicht — schlief Amadeus vor Müdigkeit und Abspannung auf dem Stuhle ein, und zwar so fest, daß ihn der Vater völlig ausziehen und schlafend ins Bett legen mußte. Aber auch hierbei gab er kein Lebenszeichen von sich, und als er den anderen Morgen um neun Uhr erwachte, wußte er nicht, wo er war und wie er ins Bett gekommen.*)

Aber wo war Giuditta? — Der Angabe der Mutter nach, hatte sie sich nur auf wenige Tage zu ihrer Tante nach Civita Vecchia begeben; aber diese wenigen Tage vergingen und sie kam nicht zurück. Frau Uslinghi selbst erschien Amadeus weniger freundlich und es lag auf ihr und Giuditta's Abwesenheit etwas Geheimnißvolles.

Amadeus peinigte die Sache um so mehr, als er sich seit dem letzten Zusammentreffen mit dem lieben Mädchen in der Grotte der heiligen Cecilie von Marino nicht ganz frei von Schuld fühlte; wenigstens in sofern, als er diese Zusammenkunft seinem Vater verheimlicht hatte, was ihm, bei seiner sonstigen Offenheit und Ehrlichkeit, ungemein drückte und peinigte.

---

*) Nissen: S. 213. Jahn: I. Thl., 2. Buch. S. 204.

Sollte — so dachte er jetzt oft im Stillen — dem wachsamen Auge des Vaters jener letzte Abschied doch nicht entgangen sein? Und war die jetzige Abwesenheit Giudittas und die leise Mißstimmung ihrer Mutter seine Schuld?

Wolfgang wagte nicht zu fragen; übrigens blieb ihm auch wenig Zeit dazu, so wie überhaupt sein Charakter nicht geschaffen war, derartigen Dingen lange nachzuhängen. Auch war die Stimmung des Vaters um so weniger eine erfreuliche, als er auf der letzten Station vor Rom durch einen Sturz des Wagens eine schmerzliche Verwundung am rechten Fuße davon getragen.

„Du weißt," — schrieb in dieser Beziehung der Alte unter dem 30. Juni an seine Gattin nach Salzburg, — „daß zwei Pferde und ein Postillon drei Bestien sind. Auf der letzten Post nach Rom schlug der Postillon das Pferd, welches zwischen den Stangen geht und folglich die Sedia so gut als auf dem Rücken trägt. Das Pferd stieg in die Höhe, verwickelte sich in dem mehr als spanntiefen Sand und Staube und fiel mit Gewalt nach der Seite zu Boden, riß folglich den vorderen Theil der Sedia mit sich; weil diese nur zwei Räder hat. Ich hielt den Wolfgang mit einer Hand zurück, damit er nicht hinausstürze, mich aber riß die Gewalt mit dem rechten Fuße an das mittlere Eisen des zurückfallenden Spritzleders, daß ich das halbe Schienbein des rechten Fußes fingerbreit aufriß."*)

---

*) Brief Nr. 86. Leopold Mozarts. Nissen.

Indessen heilte die Wunde rasch, was um so nöthiger war, als der Capellmeister überhaupt diesmal nur wenige Tage für Rom bestimmt hatte und schon wieder Einladungen zu dem Kardinal Pallavicini, dem toskanischen Gesandten Baron Saint Odile und anderen Notabilitäten vorlagen.

Die Soirée bei dem Kardinal war ungemein glänzend. Amadeus spielte wie immer zum Entzücken der Anwesenden, wurde aber auch von dem Kirchenfürsten auf die liebenswürdigste Weise behandelt und ausgezeichnet.

„Nun!“ — sagte dieser, nachdem er sich lange mit dem jungen Maestro über deutsche und italienische Kirchenmusik unterhalten und von diesem Thema endlich auf die bevorstehende Abreise desselben von Rom gekommen war, — „der heilige Vater bedauert, wie wir Alle, Sie so bald von hier scheiden zu sehen; aber er wünscht wenigstens bei dieser Gelegenheit Ihnen und der Welt beweisen zu können, wie hoch er wahres Verdienst schätzt. Seine Heiligkeit haben mich daher beauftragt, Ihnen, Signore Cavaliere, seinen Orden vom goldenen Sporn zu überreichen. Sie sind damit zum Ritter dieses Ordens erhoben, und wollen dies goldne Kreuz zum Zeichen dessen tragen.*) „Te creamus auratae militiae equitem!“

Amadeus und der Vater standen überrascht. Dem noch nicht fünfzehnjährigen Maestro war hier dieselbe Ehre

*) Jahn: I. Theil, 2. Buch. S. 204.

widerfahren, welcher sich der damals so berühmte Gluck zu erfreuen hatte. Neben Ritter von Gluck stand nun, der noch so kindliche — — Ritter von Mozart.

Amadeus und sein Vater statteten, wie sich von selbst versteht, dem Kardinal, und am andern Tage seiner Heiligkeit, ihren wärmsten Dank ab. Aber wie weit waren diese beiden edlen und einfachen Naturen von allem Stolze entfernt! Sie freuten sich über die Auszeichnung, legten aber keinen weiteren Werth hinein. Amadeus erwähnte dieses Vorfalles sogar nur in einem Briefe an die Schwester mit den leichthin scherzenden Schlußworten: „Mlle. j'ai l'honneur d'être Votre très humble serviteur et frère: Chevalier de Mozart!“*)

Dagegen gab etwas Anderes der ganzen Stimmung des jungen Künstlers eine solch entschiedene Richtung, daß er alles Uebrige: Rom, Orden, Giuditta und die Welt darüber vergaß .... es war das endliche Eintreffen des Textes seiner jetzt für Mailand zu componirenden Oper: „Mithridate Re di Ponto“**) von Vittorio Amadeo Cigna-Santi.

Amadeus war, wie durch einen Zauberschlag, ein Anderer. Jetzt gab es keinen Gedanken für ihn mehr, als das neue große Werk. Jetzt war selbst Italien unter

---

*) Nachschrift des väterlichen Briefes (Nr. 88.) vom 7. Juli 1770 von Rom aus.

**) Mithridates, König von Pontus.

seinen Füßen verschwunden, und kaum achtete er darauf, daß, als er zur Abreise in den Wagen stieg, eine unbekannte Hand ihm einen Zettel zwischen die Finger schob. In musikalische Gedanken verloren entrollte er ihn und las:

„Wir sehen uns wieder!“

Giuditta.

Intriquen.

Es war Abend geworden und das große Kaffeehaus am Corso orientale in Mailand füllte sich mehr und mehr. Ein Theil der Anwesenden beschäftigte sich mit dem Durchlesen der Zeitungen und Journale, Andere tranken Kaffee oder Chocolade, die Mehrzahl aber rauchte und schwatzte, und gab sich dabei dem süßen Nichtsthun, dem dolce far niente der Italiener, hin.

Unter letzteren befand sich auch ein Mann von hervorstechendem Aeußern. Er war groß, schön gewachsen und mit auffallender Sorgfalt gekleidet. Auch seine Gesichtszüge hatten etwas Auffallendes, das aber keineswegs angenehm genannt werden konnte, denn es lag ein finsterer, unbehaglicher Ausdruck in ihnen, ein gewisses Etwas, das ein Uebelwollen mit der ganzen Welt verkündete. Seine

Blicke waren dabei stechend und falsch, während seine Manieren von stolzer Selbstgenügsamkeit zeugten.

Jetzt saß er mit über einander geschlagenen Beinen, die Cigarre im Munde, in einem Winkel des Billardzimmers, wie es schien, den Spielenden zuschauend. Waren aber auch seine Augen auf diese gerichtet, seine Gedanken waren es gewiß nicht; denn einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß es unter dieser nach oben abgeflachten, unschön geformten Stirne leidenschaftlich arbeite. Von Zeit zu Zeit aber zuckte ein boshaftes Lächeln um seinen Mund, — ein Lächeln, welches dann regelmäßig giftige, in unheimlichem Glanze aufleuchtende Blicke begleiteten.

So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, ohne daß sich der Ebenerwähnte — mit Ausnahme der kleinen Handbewegungen, welche der Gebrauch der Cigarre erfordert — gerührt hatte, als ein kleines bewegliches Männchen eintrat, daß sich, sobald es jenen wahrgenommen, ihm mit vertraulicher Ehrerbietung nahte.

Diese zweite Figur war in ihrer äußeren Erscheinung von der ersteren sehr verschieden, indem schon die Kleidung eine gewisse geniale Nachlässigkeit beurkundete. Der Rock war fadenscheinig und auffallend befleckt, die Halsbinde nachlässig umgeschlungen und unrein, das rabenschwarze aber hier und da schon grau melirte, lockige Haar ungekämmt, der Bart schlecht rasirt. Verwitterte Züge, pfiffige Augen und eine hohe Stirne charakterisirten dabei das Gesicht des kleinen Mannes, und als er jetzt den in

Gedanken verlorenen, ernsten Freund anredete, geschah es mit einer heißeren, an das Krächzen eines Raben erinnernden Stimme.

„Ei, ei!" — sagte er dabei, indem er zugleich eine tiefe Verbeugung machte, — „so in Gedanken, Herr Capellmeister Fioroni?"

Der Angeredete schaute auf. Es war, als ob er aus einem Traume erwache, denn er fuhr mit der Hand über die Stirne, sah den sprechenden und dann seine Umgebung groß an, und rief endlich:

„Sieh da, Grimani!"

„Haben mich beinahe nicht erkannt."

„Ich war allerdings in Gedanken versunken."

„Doch nicht in unangenehme?"

„Der angenehmen Begebnisse gibt es jetzt wenige."

„Wie kann dies ein Mann von Ihrem Rufe sagen? — ein Mann, den ganz Mailand — o was rede ich da — den ganz Italien schätzt; — ein Mann, der als erster Capellmeister des Theatro ducale sich so viel Ruhm und Ehre erworben."

„Grimani!" — sagte der Angeredete hier, und seine Stirne legte sich in düstere Falten, während ein Zug von Bitterkeit und Hohn um seinen Mund spielte, — „es ist heutzutage eben so wenig mehr Ehre und Ruhm als Capellmeister zu verdienen, wie mit Compositionen. Wenn sich die Welt von Kindern, die noch in die Schule gehen sollten, an der Nase herumführen läßt, dann können sich die alten

verdienten und bewährten Männer pensioniren lassen oder auf das Ohr legen."

„Verstehe, verstehe!" — krächzte Grimani, der sich unterdessen an die Seite des Capellmeisters gesetzt und eine Tasse Chocolade bestellt hatte, — „verstehe! Sie meinen den vierzehnjährigen Mozart."

„Es ist eine Lächerlichkeit!" — fuhr Fioroni heftig fort und seine Blicke schossen umher wie giftige Pfeile, — „es ist eine Lächerlichkeit und eine Entwürdigung der Kunst, einem Knaben die Composition einer Oper anzuvertrauen, — und noch dazu für das Theater zu Mailand!"

Grimani zuckte die Achseln, als wolle er des Freundes Meinung in Zweifel ziehen; aber sein lauerndes Auge verrieth, daß es ihm nur darum zu thun sei, den Haß des Capellmeisters gegen diesen gemeinsamen Feind noch zu stacheln.

In der That schwoll Fioroni der Zorn. Er frug daher mit vor Aerger zitternder Stimme:

„Oder seid Ihr vielleicht auch ein Mozartianer?"

„Der Knabe," — versetzte der Kleine bedenklich — „ist Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft zu Bologna. Er ist Virtuose, Componist, Improvisator und Contrapunktist, das läßt sich nicht läugnen."

„Das heißt, er ist von allem dem soviel als ein Wunderkind sein kann."

„Und der Enthusiasmus, der ihn durch ganz Italien begleitet hat?"

„Ist Erguß des unserer Nation angeborenen Wohl-

wollens für ein Kind von solchen unbezweifelten Fähigkeiten. Aber zwischen Clavierspielen, ein Bischen phantasiren und componiren und der Aufgabe eine Oper zu schreiben — hört mich wohl: ein deutscher vierzehnjähriger Junge — eine Oper für italienische Ohren — — da liegt denn doch eine ungeheure Kluft dazwischen."

„Das ist wohl wahr; aber...."

„Wie kann man von einem Kinde die Kenntniß des chiaro ed oscuro*) erwarten, welche Werke für das Theater erfordern? Ist das nicht Unsinn, Abgeschmacktheit, Lächerlichkeit?! Und ich soll zusehen, wie dieser unbärtige deutsche Knabe an meiner Stelle dirigirt?!"

„Er hat aber schon Opern geschrieben."

„Die werden auch darnach sein.... deutsche Musik!"

„Aber Bologna!"

„Ach was Bologna! Ihr seid ein Narr, Grimani, mit Eurem Bologna! Ihr habt Euch doch wahrlich oft genug als einen tüchtigen Componisten bewährt, gebt mir einmal Antwort: Wie verhält es sich bei der Auffassung des objektiven, selbsteigenen Wesens der Idee, die jeder Leistung in den schönen Künsten zu Grunde liegen muß? Muß hier nicht Alles auf ein, durch viele, viele Jahre langes Studium gegründetes Wissen basirt sein?"

„Gewiß!" — krächzte Grimani, — „auf ein Studium, das oft ein ganzes Leben voll Mühen, Sorgen, Anstrengungen und Erfahrungen in Anspruch nimmt."

---

*) Licht und Schatten.

„So ist es!" — sagte in gehobenem Selbstbewußtsein der Capellmeister des Theatro ducale. —

„Denn nur im Zustande des reinen Erkennens, wo dem Menschen sein Wille und dessen Zwecke, mit ihm aber seine Individualität, ganz entrückt sind, kann diejenige reine objective Anschauung entstehen, in welcher die Idee eines großen Werkes aufgefaßt wird. Eine solche Auffassung muß es aber allemal sein, welche der Conception, d. i. der ersten intuitiven Erkenntniß vorsteht, die nachmals den eigentlichen Stoff und Kern, gleichsam die Seele eines ächten Kunstwerks, eines genialen Bildes, einer Dichtung, eines Meisterwerkes der Musik ausmacht!"

„Recht, recht! — sehr wahr, sehr wahr!" — rief hier der kleine bewegliche Grimani, — „aber" — setzte er dann mit einem feinen diabolischen Lächeln hinzu, das seine Absicht, den Capellmeister noch immer in heftigeren Zorn zu versetzen, nur zu deutlich verrieth — „aber, die Welt behauptet, dies Alles sei dem „Genie" nicht nöthig. Das Unvorsetzliche, Unabsichtliche, ja, zum Theil Unbewußte und Instinktive, welches in dem „Genie" liege, ersetze Studium, Anstrengung, Wissen und Erfahrung!"

„Verrücktheit!" — rief Fioroni und schoß so furchtbare Blitze aus seinen Augen, daß die Kellner, die das laute Gespräch herangezogen, entsetzt zurückwichen.

Grimani indessen ließ sich nicht irre machen:

„So soll es auch bei diesem vierzehnjährigen, unbärtigen „deutschen Genie" sein!" — krächzte er weiter, seine Chocolade halb schlürfend, halb auf die Kleider träufelnd.

— „Hier herrsche so recht — posaunen die Mozartianer in die Welt — die künstlerische Urerkenntniß; das quelle nur so aus dem kleinen Köpfchen heraus, in dessen Gehirn schon all das Wissen fertig daliege."

„Dann ist auch all sein Schaffen keine Kunst!" — rief stolz der Capellmeister und richtete seine große Gestalt höher auf. — „Dann ist und bleibt der berühmte Cavaliere filarmonico eine Maschine .... ein Wunder, und kann nie den Namen Künstler beanspruchen!"

„Nie, nie!" — wiederholte heißer der Componist.

„Außerdem" — fuhr der Capellmeister fort — „liegt auch noch ein großer Unterschied zwischen der Conception und der Ausführung. Bei der Ausführung des Werkes, wo die Mittheilung und Darstellung des Erkannten der Zweck ist, kann, ja muß, eben weil ein Zweck vorhanden ist, das Wissen, die Erfahrung wieder thätig sein. Die Kunstmittel müssen zu den Kunstzwecken gehörig angeordnet und angewendet werden .... wie kann das ein Kind!"

„Nun, nun!" — meinte Grimani — „mein verehrter Herr Capellmeister, man darf eben das Ding doch nicht so weit wegwerfen! Der kleine Teufelskerl von Mozart...."

„Der neugebackene Ritter vom goldenen Sporn!" — fiel Fioroni spöttisch dazwischen. — „Gebt doch den Leuten die Ehre, die ihnen gebührt."

„.... Der kleine Teufelskerl von Mozart" — fuhr Grimani ruhig fort — „ist mit einer so fameusen Productivität als leichter Gestaltungskraft begabt. Sein Mithridate soll eine Menge neuer Formen für den Ge-

sang und namentlich für die Begleitung haben, die im höchsten Grade ursprünglich, glänzend und verführerisch sein sollen."

„Albernheit!" — rief hier der Capellmeister, der immer unruhiger ward. — „Wer so etwas sagt, hat weder Verstand noch Gehör!"

Aber Grimani ließ sich nicht beirren. — „Die Art der Cantilena," — fuhr er fort — „der Modulationen, die Weise der Begleitung, die Mischung der Instrumente, Alles erscheine neu in dieser Oper. Dahin gehöre namentlich die Cabaletta, ein übermüthig schäumendes, aus lauter Staccatonoten gebildetes, mit brillanten Rouladen geschmücktes Motiv, das, plötzlich auf ein Adagio folgend, die Hörer wahrhaft hinreiße und bezaubere."

Die große Figur des Capellmeisters hatte sich erhoben. Sie stand fast wie eine Athletengestalt vor dem schmächtigen, kleinen Componisten, der erstaunt und krächzend frug:

„Nun? wollen Sie auf einmal gehen, Herr Capellmeister?"

Aber dieser warf dem Kellner sein Geld hin und sagte nur in kaltem Tone:

„Addio!"

„Aber Bester!" — rief jetzt Grimani — „ich wollte Ihnen ja gerade einen Plan mittheilen, wie wir — diesem deutschen Knaben gegenüber — unsere Ehre retten können!"

„Das ist etwas anderes!" — sagte Fioroni stolz. — „Ich glaubte in der That Sie seien Mozartianer — und mit diesen bornirten Menschen gehe ich nicht um."

Der Capellmeister setzte sich mit diesen Worten wieder nieder, befahl noch eine Cigarre, und sah dann den Componisten fragend an.

„Also meinen Plan!“ — fuhr Grimani schlau blinzelnd fort. — „Nun, ich denke er ist nicht so schlecht.“

„So redet, redet!“

„Aber die Ausführung wird Geld kosten.“

„Mir gleich. Ich werde da nicht sparen wo es meine Ehre, ja die Ehre Italiens gilt!“

„Vielleicht etwas viel Geld!“

„Ich zahle was es kostet, sobald der Plan gut ist!“

Ueber die verwitterten Züge des kleinen unsauberen Componisten lief es hier wie Sonnenschein im Spätherbst. Geld war etwas, was er sehr liebte, viel brauchte und doch nie hatte. Jetzt lag eine Aussicht vor ihm, wie in das gelobte Land. Ein beneideter und gehaßter Feind sollte vernichtet und dabei viel Geld verdient werden. Dieser entzückende Gedanke ließ ihn einen Augenblick schweigen, so daß der Capellmeister ungeduldig mit den Fingern auf dem Tische trommelte und endlich rief:

„Nun, Grimani, den Plan .... den Plan!“

„Ja so!“ — versetzte dieser, sich sammelnd. — „Nun, er zerfällt vor allen Dingen in zwei Theile.“

„Und die sind?“

„Einmal muß die öffentliche Meinung unterminirt und für uns gewonnen werden.“

„Und wie das?“

„Durch Bestechung.“

„Aber wen wollt Ihr bestechen? Siebenachtel von Mailand schwärmen für den Cavaliere filarmonico.“

„Aber die Hälfte davon nur .... weil es Mode ist. Ich habe zehn Freunde, die mit mir einig sind, lauter Musiker und Componisten, alles gute Italiener, die — wenn man ihnen die Zeit vergütet, welche sie dabei verlieren — innerhalb acht Tagen die ganze Stadt überzeugen werden: daß die Musik der neuen Oper etwas Junges, Elendes und Unreifes sei; — ja, daß sich ganz Italien und namentlich Mailand schämen müsse, von einem Knaben, und noch dazu von einem Ausländer, die kindischen Erstlingsversuche aufgebunden zu haben.“

„Gut, gut!“ — meinte der Capellmeister. — „Aber werden sie's auch glauben?“

„Warum nicht?“ — rief der Kleine, eine Priese nehmend und zugleich einen Regen von Schnupftabak auf Kleider und Boden streuend. — „Das Schlechte glauben die Menschen immer lieber von Anderen, als das Gute. Dann werden ich und meine Freunde als Sachkenner, Lehrer und musikalische Orakel sprechen, und endlich wird der aufgestachelte Patriotismus auch etwas zur Sache thun.“

„Und der zweite Theil Eures Planes?“

„Der ist diplomatischer Natur und muß durch Sie, Herr Capellmeister, ausgeführt werden.“

„Durch mich?“

„Ja!“

„Und wie?“

„Ich habe mir — versteht sich gegen viel Geld — die scrittura*) der Oper, welche der junge Mozart componirt, zu verschaffen gewußt. Sind Sie nun mit mir einverstanden, so componire ich im Geheimen mehrere der Hauptarien für die Primadonna und den Primouomo. Sie, mein Verehrter, der Sie ja mit der Bernasconi und mit Santorini bekannt sind, gehen dann zu beiden, stellen sich, als ob sie in Verzweiflung über das Schicksal seien, das diese beiden Koriphäen des Gesanges erwarte, wenn sie die Arien dieses unreifen Kindes sängen; ..... bringen dann gleich meine Compositionen mit — natürlich ohne zu sagen von wem sie herrühren — und beschwören Beide, um Gottes und ihrer selbst willen, diese, statt der Mozart'schen, einzulegen."

„Und dann?"

„Nun .... dann ist die Oper verloren und der Cavaliere filarmonico mit, — trotz dem Orden vom goldenen Sporn."

„Aber wie so?"

„Weil man, kurz vor der ersten Aufführung, aussprengt, die von dem Knaben geschriebenen Arien seien so erbärmlich, so ganz unsingbar ausgefallen, daß Primadonna und Primouomo sich genöthigt gesehen hätten, heimlich andere, von einem inländischen Componisten gefertigte, einzulegen."

„Grimani!" — rief hier der Capellmeister und seine giftigen Blicke leuchteten triumphirend auf, wie die eines

*) Den Text.

Basilisken, — „Grimani! Ihr seid ein verflucht gescheider Satan. Der Plan ist herrlich ausgedacht und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir den vorwitzigen kleinen Maestro nicht aus dem Sattel höben und die Oper zum förmlichen Durchfallen brächten."

„Ja!" — meinte Grimani — „nur dürfen der Herr Capellmeister mit dem Gelde nicht knausern."

„Nein!" — sagte dieser stolz — „das werde ich auch nicht. Ich bin, Gott sei Dank, reich, und so kann ich etwas zur Rettung unserer und der Ehre Italiens daranhängen. Kommen Sie morgen früh zu mir, Grimani, und sagen Sie mir, welche Summe . . . ."

Aber das Wort starb dem Capellmeister des Theatro ducale auf der Zunge, denn eben waren Vater Mozart und sein Sohn eingetreten.

Der gewürfelte Lebemann faßte sich indessen rasch; ein leiser Fußtritt machte Grimani auf die Eingetretenen aufmerksam, dann eilte Fioroni mit ausgebreiteten Armen auf Vater Mozart zu, und hieß diesen, wie Amadeus willkommen.

„Das ist schön," — sagte er dabei, indem er dem einen wie dem anderen mit verstellter Herzlichkeit die Hände drückte und schüttelte — „das ist herrlich, daß meine lieben, hochgeehrten Herren Collegen einmal hieherkommen. Hätte mir doch in der That nichts Angenehmeres begegnen können."

„Auch uns freut dies zufällige Zusammentreffen sehr!" — entgegnete der Vater, der — ebensowenig wie Amadeus — auch nur die leiseste Ahnung von der wirklichen

Gesinnung Fioroni's hatte. Im Gegentheile, die beiden ehrlichen, offenen Deutschen glaubten in dem Capellmeister des Theatro ducale einen der aufrichtigsten Freunde gefunden zu haben.

Jetzt kam auch Grimani herbei, den Fioroni dem jungen Maestro als einen seiner enthusiastischsten Verehrer vorstellte. Wolfgang, der auf solche Dinge nichts gab, war nichtsdestoweniger hier, wie immer, ungezwungen freundlich, und nahm — mit Lüge und Verstellung völlig unbekannt — was er hörte und sah für Wahrheit. So kam es, daß die beiden schlauen Italiener — Fioroni hatte es sich nicht nehmen lassen, Vater und Sohn mit einer Flasche feurigen Weines zu bewirthen — bald von der Oper alles erfuhren, was ihnen zu wissen nöthig war, ja die Unbefangenheit des jungen Maestro hätte ihnen noch tiefere Blicke in die Composition gestattet, wären jetzt nicht auch noch andere Freunde eingetreten.

Es waren ebenfalls Männer der Kunst: Sammartino, Lampugnani und Piazza Colombo — eben Diejenigen, die die beiden Mozarts auf diesen Abend hieher bestellt. Alle drei gehörten übrigens zu den aufrichtigsten und glühendsten Verehrern des jungen Deutschen. Im Feuer der Begeisterung ließen sie es daher auch nicht für Amadeus an Lob und Huldigungen fehlen, welchen sich natürlich Fioroni in pomphaften Worten anschloß, während es für einen unbefangenen Zuschauer in der That komisch gewesen wäre, zu sehen, wie der große und starke Mann mitten im Gespräche oft vor Neid die Farbe wech-

selte und — vorzüglich an der Nasenspitze — bald blaß bald roth wurde. Sein ohnehin ziemlich gelber Teint nahm dabei nach und nach eine lederartige Färbung an, während die Lippen in's Bläuliche spielten.

Aber das ist ja gerade der Fluch des Neides: daß er sich selbst verzehrt, wie der Rost das Eisen.

Die Gesellschaft, die sehr lustig wurde, verließ erst spät in der Nacht das große Caféhaus am Corso orientale. Fioroni und Grimani nahmen unter den wärmsten Freundschaftsversicherungen Abschied. Als sie sich aber allein wußten, lachten sie laut auf und der Capellmeister rief, halb im Ingrimm, halb voll Hohn:

„Die dummen Deutschen! Sie stecken selbst die Köpfe in die Falle, und, bei Gott und allen Heiligen, sie sollen sie auch nicht mehr herausziehen. Grimani, Sie componiren mir morgen — außer den besprochenen — noch einige andere Piecen aus der scrittura des Mithridate und zwar diese recht schlecht, ... verstehen Sie was ich meine? .... linkisch .... unsingbar .... stümperhaft! Ich werde Ihnen die Mühe reich belohnen. Ist das geschehen, muß sie der Abschreiber des jungen Spornritters copiren, damit sie mit den übrigen Abschriften von gleicher Hand sind. Dann aber werde ich dafür sorgen, daß sie für Mozart'sche Machwerke in die Hände sachverständiger Leute kommen, und sich so, schon im voraus, ein ungüngstiges Urtheil über die zu erwartende Oper bildet. Bei der Aufführung der ersten Oper bleibt das Haus ja außerdem immer leer; senden wir dann unsere Leute in das

Theater und haben dabei die Bernasconi und den Santorini auf unserer Seite, so muß sie glanzvoll durchfallen; — ist sie aber einmal a terra *) gegangen, so ist es in Italien aus mit dem Ruhme des Cavaliere filarmonico!"

Und Fioroni rieb sich triumphirend die Hände; Grimani aber rief krächzend:

„Auf Morgen also!" — und Beide verschwanden in der Dunkelheit.

---

*) Alle stella (zu den Sternen) geht — wie die Italiener sagen — eine Oper, wenn sie vollständig siegt; a terra, wenn sie durchfällt.

Das Ungewitter.

Fioroni's und Grimani's Chikanen und Intriguen blieben indessen nicht ohne Erfolg. Zwar spielte Fioroni — der stolze, angesehene, und durch seinen Einfluß mächtige Capellmeister des Theatro ducale — verdecktes Spiel, so daß ihn Leopold und Wolfgang Mozart für ihren aufrichtigsten Freund hielten; aber gerade durch sein heimliches Wirken wirkte er doppelt gefährlich.

Vater Mozart kam tagtäglich verstimmter nach Hause. Während man früher nur die kühnsten Erwartungen von dem ersten großen dramatischen Werke des Cavaliere filarmonico gehegt, griff jetzt — nach und nach — nicht nur bei Vielen ein sonderbarer Zweifel an der nöthigen Befähigung des jungen Maestro um sich; — nein, man zuckte auch über den „Deutschen" die Achsel, der den „Italienern" lehren sollte, was Musik sei; — ja, in den

letzten Tagen war es sogar Vater Mozart zu Ohren gekommen, daß man von „unreifem Machwerk" spreche.

Man kann sich denken, wie peinlich solche Beobachtungen für den Vater waren und welche Bergeslast von Sorgen sie auf seine Schultern wälzten.

Amadeus dagegen merkte von dem Allen nichts. Er arbeitete mit eben soviel Ernst als Fleiß, und entfaltete dabei eine solche freudige Ruhe und heitere Gewißheit, daß nur diese beiden Dinge es waren, die den Vater noch aufrecht erhielten. Dennoch bemächtigte sich seiner eine gewisse Ängstlichkeit, die er früher nicht gekannt. Er fühlte den Druck der, mit giftigen Verleumdungen geschwängerten moralischen Atmosphäre, wie man den Druck der physischen Atmosphäre bei Herannahen eines Gewitters spürt. Sein ahnungsvoller Geist sagte ihm, daß geheime Intriguen gegen Amadeus im Werke seien;.... aber..... er wußte die im Finstern Schleichenden nicht zu fassen.

Mit einem Wort: die Lage war ihm so peinlich, als unerträglich. Und doch!.... wie viel „Unerträgliches" müssen wir Menschen ertragen lernen!

So ging es hier auch, und dabei waren ja immer die Freundlichkeit der Primadonna und des Primouomo, der Signora Bernasconi und des Signor Santorini, zwei mächtige Stützen. Wer aber konnte wissen, ob diese Stützen nicht auch zum Wanken gebracht würden?

Die letzte Frage zitterte namentlich heute in Vater Mozart nach; denn eben war Santorini in leidenschaftlicher Erregung zu ihm und dem Sohne gekommen

und hatte, eine Rolle Notenblätter auf den Tisch werfend, ausgerufen:

„Cospetto di Bacco! hier muß ich doch die Wahrheit erfahren können. — Von wem ist diese Composition? — Ist es in der That eine Arie des Sifare aus der neuen Oper, für mich geschrieben?"

Amadeus, überrascht durch das brusque Verfahren des sonst gegen ihn so freundlichen Mannes, nahm die Blätter auf und blickte hinein. Aber es dauerte keine zwei Minuten, so warf er sie laut lachend von sich.

„Warum lachen Sie?" — frug Santorini.

„Weil das ein köstlicher Witz ist!" — entgegnete Amadeus.

„Witz?" — wiederholte der Sänger.

„Nun ja!" — fuhr der junge Mozart heiter fort. — „Es wird sich ein Freund den Scherz gemacht haben, mich zu parodiren."

„Sie sind gewaltig im Irrthum!" — sagte Santorini — „nicht im Scherz, sondern im bitteren Ernst ist mir...... doch noch einmal: auf Ihr Ehrenwort, junger Mann, ist diese Arie von Ihnen componirt oder nicht."

„Ich könnte Ihnen, dem großen meisterhaften Sänger, über diese Frage bei Gott bös werden!" — versetzte jetzt Amadeus.

„Also ist sie nicht von Ihnen!" — wiederholte mit scharfer Betonung der Primouomo.

„Nein!" — sagte Amadeus verdrossen — „Ehe ich

ein solch' elendes, ganz unsingbares Machwerk schriebe, biß ich mir doch lieber alle zehn Fingern ab."

„Aber der Text ist aus Ihrer scrittura." — Wolfgang sah nach und bejahte es erstaunt.

„Und die Abschrift ist von der Hand Ihres Copisten." Auch dies mußte Vater und Sohn zugestehen.

„Nun denn!" — rief Santorini — „so wird eine niederträchtige Intrigue gegen Sie gespielt. Ich bekam heute Morgen diesen Wisch mit folgendem Schreiben zugeschickt.

„Schändlich!" — rief der Vater; Amadeus aber zuckte nur lächelnd die Achseln, während Santorini das unterdessen hervorgezogene Schreiben entfaltete und las:

„Signore!

Ein Freund und Verehrer warnt Sie vor einer Ihnen bevorstehenden großen Unannehmlichkeit. Sie sollen die erste Parthie in Mithridate, Re di Ponto, singen, jener von einem Knaben componirten Oper. Ohne Zweifel kennen Sie aber diese schülerhafte Arbeit nicht. Ihr Freund sendet Ihnen also hiermit die für Sie bestimmte Hauptarie, die ihm der junge Ritter vom goldenen Sporn, im Gefühle seliger Selbstüberschätzung, als ein non plus ultra großartiger Composition verehrt hat. Werfen Sie nun selbst einen Blick in diese „sogenannte" Composition und Sie werden mit Entsetzen vor dem Abgrunde zurückbeben, der sich vor Ihnen aufthut. Am Besten dürfte es sein, gleich von Anfang an Ihre Mitwirkung zu verweigern, ohne auf

Weiteres einzugehen. Ein Santorini singt eines deutschen Knaben Schularbeiten nicht."

Santorini schwieg. Vater Mozart war außer sich, Amadeus aber frug:

„Und die Unterschrift?"

„Ist keine vorhanden."

„Also ein anonymes Bubenstück!" — Er lächelte, setzte sich an das Clavier und spielte eine so überraschend schöne und neue Weise, daß selbst Santorini und der Vater auf Augenblicke ihren Zorn und Unwillen vergaßen.

„Herrlich!" — rief jetzt der Sänger. — „Aber junger Mann, Sie nehmen die Sache mit dem Briefe zu leicht. Solche Spitzbüberei....."

„Muß man verachten und niederschlagen!" — rief der junge Maestro mit dem unbefangensten Lächeln der Welt. Und dem Primouomo einige Notenblätter hinreichend, setzte er hinzu:

„Hier, mein Verehrtester, dies ist die von mir wirklich für Ihre herrliche Stimme componirte Bravour-Arie. Singen Sie dieselbe einmal."

Und, die eben begonne Weise wieder aufnehmend, begleitete er die für jene Zeit und den damals herrschenden Geschmack meisterhafte Composition mit seiner gewöhnlichen Gewandheit.

Santorini war vor Entzücken außer sich. — „Wie das für meine Stimme paßt!" — rief er ein über das andere Mal.

„Hab's auch angepaßt" — entgegnete Wolfgang freundlich — „wie ein guter Schneider einen Rock."

„Und die Schönheit der Passagen, und die Neuheit der Gedanken!“

Und Santorini sang die Arie dreimal hinter einander — etwas Unerhörtes bei einem italienischen Primouomo. Dann umarmte er Amadeus und rief:

„So ist es recht, Maestro! Wird alles in der Oper so vortrefflich, wie diese Piece, so geht sie bei Gott und allen Heiligen alle stella!“

„Aber die infamen Intriguen!“ — meinte der Vater.

„Schlagen wir durch die Oper selbst todt!“ — versetzte Amadeus mit solch' freudiger Siegesgewißheit, daß die Freunde schwiegen.

Aber die Feinde thaten dies nicht. Fast zu derselben Zeit ließ sich der Herr Capellmeister Fioroni bei der Bernasconi melden.

Die „erste Primadonna Italiens“ — wie sie sich selbst nannte und gern nennen hörte — war jetzt in Mailand nicht minder prachtvoll eingerichtet als kurz zuvor in Neapel; auch hatte sich sofort hier, wie dort, ein kleiner Hof um sie gebildet, während es der schönen Italienerin an Verehrern und Anbetern auch unter diesem Himmelsstrich nicht fehlte. Das Reich einer solchen Königin der Töne ist ja die weite musikalische Welt, die definitiv eroberte Hauptprovinz der Bernasconi aber war weder Neapel, noch der Kirchenstaat allein,..... sondern ganz Italien. Aber auch in ihrem Charakter, in ihren Eigenheiten und despotischen Launen war die Bernasconi noch dieselbe. Und wie wäre denn überhaupt eine Primadonna ohne die

tollsten Eigenheiten und die despotischsten Launen zu denken?

Die Oper an und für sich ist „ein schönes, reizendes Ungeheuer.“ Fast jede Primadonna ist dies auch.

Die Oper ist das „Land des Wunderbaren.“ Gar mancher Sängerin gebührt eine gleiche Bezeichnung.

In der Oper vereinigen sich zumeist Fabel, Mythologie und der Zauber aller Künste, Phantasie und Magie. Ist bei Primadonnen nicht auch gar vieles fabelhaft? Sind sie nicht auch Göttinnen und Dämonen? Muß ihnen nicht auch der Zauber aller Künste dienstbar sein? Spannen sie nicht die Phantasie vor ihren Triumphwagen und herrschen mit magischer Gewalt über die Herzen der Männer. Feen- und Zaubermährchen, Schlachten und Triumphzüge, Donnerwetter und Schiffbrüche, Geister und wilde Bestien, Götter und seltene Ungeheuer, die keine Naturgeschichte kennt, umfaßt oft der Rahmen einer einzigen Oper.' Umfaßt nicht das Gleiche das Herz einer Künstlerin?

Bei der Bernasconi wenigstens war dies gewiß der Fall, und Fioroni wußte es; denn er hatte sie geliebt und war kurze Zeit von ihr wiedergeliebt worden, zum Theil freilich nur aus Dankbarkeit, da er ihr — als Capellmeister — die ersten Wege des Ruhmes angebahnt. Sein Eigendünkel und Stolz traf indessen nur zu bald hart auf den Stolz und die Eitelkeit der schönen Freundin und so prallten die Herzen, Funken sprühend, von einander ab und verloren sich mit der Zeit in den unendlichen Räumen der Gleichgültigkeit.

Auch bei ihrer diesmaligen Zurückkunft nach Mailand erfreute sich daher Signora Bernasconi nur eines ceremoniellen Besuches von Seiten des Capellmeisters. Seine jetzige Aufwartung war ihr daher um so auffallender. Aber es gab doch etwas in ihrem Innern, das noch einigermaßen für den Mann sprach, der ihre Gunst einst besessen, und so ließ sie ihn vor.

Fioroni trat ein. Er hatte augenscheinlich heute eine noch größere Sorgfalt wie gewöhnlich auf seinen Anzug verwendet, der in der That reich und sehr elegant war, und seine schöne und stattliche Figur in das beste Licht setzte. Dem Auge freilich und den Zügen konnte er nicht gebieten. Sie sprachen nur zu deutlich die Mißgunst und Falschheit seines Herzens aus; ja die Mühe, die sich der Capellmeister gab, den Ausdruck dieser Untugenden unter einem freundlichen und wohlwollenden Lächeln zu verbergen, verzerrte sein Antlitz wahrhaft widerwärtig.

Der erste Eindruck, den er auf die Sängerin machte, war daher auch kein günstiger. Eine Purpurröthe überflog momentan ihr schönes Gesicht; aber es war nicht der Purpur freudiger Ueberraschung, sondern die Röthe der Schaam, die der Gedanke auf ihre Wangen trieb: daß sie — die große, berühmte, jetzt selbst von Prinzen angebetete Bernasconi — einem solchen Manne einst Zeichen der Gunst gegeben. Sich eines früheren Geliebten schämen, heißt aber bei einer so leidenschaftlichen Seele, ihn jetzt hassen. Denn man haßt Alles, mit dem man sich einmal Blößen gegeben, und wäre es auch nur vor sich selbst. Die

Erscheinung Fioroni's schnürte deshalb der Bernasconi die Seele zu, und war sie eben noch milde gegen den älteren Freund gestimmt, so warf sie jetzt, in beleidigtem Selbstgefühl, den schönen Kopf mit ihrem ganzen Stolze zurück, indem sie die in zierliche Worte gefaßte Begrüßung kalt erwiderte.

Fioroni ließ sich indessen nicht stören. Als langjähriger Capellmeister und Lebemann kannte er die Art und Weise berühmter Sängerinnen genau genug, um mit diplomatischer Feinheit, ihnen gegenüber, auftreten zu können. Mit der italienischen — schon von Frau Uslinghi so charakteristisch hervorgehobenen — Uebertreibung verbreitete sich daher der gewandte Mann vor allen Dingen über den welthistorischen Ruf seiner einstigen Schülerin; — über die Ehre, die sie der Mailänder Oper durch ihre Zusage erzeugt, und die Ungeduld mit der man ihren göttlichen Leistungen entgegensehe. Natürlich durfte dabei ein poetischer Gruß des Willkomms, in Form eines Sonnettes, nicht fehlen; denn durch Italien fliegt keine Schwalbe, der nicht ein Sonnett zugehaucht wird.

Aber — du mein Himmel! — Götter sind an Weihrauch gewöhnt und Sängerinnen sind es vielleicht oft noch mehr. Alle diese brennenden Pfeile ließen die Bernasconi daher unberührt. Da kam der Capellmeister in dem Uebermaß seiner Eitelkeit und seines Selbstgefühles auf den für ihn unseligen Gedanken: durch eine entfernte Anspielung auf sein früheres Verhältniß mit der Primadonna, diese günstig für sich zu stimmen. Der Schlag entschied.

Ein Blick des Hasses traf den Unklugen, und würde seine sämmtlichen Hoffnungen zu Boden geschmettert haben, wäre ihm derselbe nicht entgangen. Indessen konnte ihm der harte, schneidende und kalte Klang der Stimme, mit welcher die Bernasconi ihn jetzt anredete, schon verkünden, woran er war.

„Aber, mein Gott!" — sagte sie jetzt eisig und mit Ungeduld in allen Geberden — „was erzählen Sie mir da für alltägliche Dinge. Derr Herr Capellmeister hat sicher bei seinem Besuche ein anderes Anliegen auf dem Herzen. Ich bitte daher, kommen Sie zur Sache!"

Fioroni traf hier Ton und Aufforderung fast beleidigend; aber er nahm sich zusammen und nur einer seiner falschen Blicke verkündete den inneren Unmuth, als er sagte:

„Nicht doch, Signora! — Wie ich für die Lorbeern meiner dereinstigen Schülerin schwärme, so ist es gerade die Sorge für deren unverwelklichen Ruf, die mich hierher führt."

„Ei!" — meinte die Bernasconi spitz — „ich glaube, die dürfen Sie mir überlassen."

„Sicher!" — versetzte Fioroni — „und doch verdient vielleicht die Theilnahme eines älteren Lehrers, mit der er Signora auf eine Gefahr aufmerksam zu machen bemüht ist, eine etwas mildere Beurtheilung."

„Eine Gefahr?"

„Ja!"

„Und worin besteht diese?"

„Erst, meine bezaubernde Königin der Töne, das Versprechen, daß Sie von dem, was ich Ihnen jetzt mittheile, Niemanden — — hören Sie — Niemanden — — etwas wiedersagen."

„Sie sind wahrlich langweilig, Fioroni!"

„Bitte, das Versprechen."

„Wenn ich Sie damit loswerden kann, will ich es Ihnen geben."

„Gut." —

„Aber dann rasch."

„Signora, Sie sind in der Gefahr, Ihren ganzen Ruf zu erschüttern."

„Und Sie" — entgegnete die Bernasconi hier zornglühend — „ein Narr zu werden."

„Ja!" — antwortete der Capellmeister — „das kann allerdings geschehen, wenn ich erleben muß, was Ihnen droht."

„Und was droht denn so Furchtbares? — Nun so reden Sie doch, Sie, Weisester der Weisen!"

„Sie haben die Aspasia in Mithridat übernommen?"

„Das weiß die ganze Welt."

„Und Sie wollen diese Rolle wirklich singen?"

„Tanzen gewiß nicht, Herr Capellmeister!"

„Und kennen Sie die Musik?"

„O ja!"

„Dieses armselige, unreife Geschreibe eines bartlosen Knaben?"

„Sie irren; — die für mich bis jetzt von dem jungen Maestro componirten Arien sind vortrefflich.“

„Signora!“

„Ich habe nie schönere und brillantere gesungen.“

„Sie haben sich einnehmen lassen. Die Güte Ihres Herzens, das Neue der musikalischen Erscheinung . . . .“

„Halten Sie mich für ein Kind?“

„An Herzensgüte, ja.“

„Machen Sie sich nicht lächerlich.“

Aber Fioroni kam hier völlig in Extase, und ehe es die Bernasconi verhindern konnte, warf er sich auf ein Knie vor sie, faltete die Hände und rief:

„Signora! ich beschwöre Sie bei Gott und allen Heiligen, bei Ihrer Ehre und Ihrem Ruhme, hören Sie diesmal auf die Stimme Ihres früheren Lehrers, — auf die Stimme eines Mannes, der es wahrhaft gut mit Ihnen meint — — — singen Sie die Compositionen dieses Kindes nicht! Ich habe Ihnen hier dieselben Arien, nach der scrittura, mitgebracht, componirt von einem tüchtigen italienischen Meister, der aber nicht genannt sein will. Legen Sie diese ein, — und Sie sind gerettet!“

Die Bernasconi war von diesem excentrischen Benehmen und dem wunderbaren Vorschlage im ersten Augenblicke so überrascht, daß sie kaum wußte, wie ihr geschah. Aber ein Geist, wie der ihrige, war so leicht nicht zu verblenden. Einen Augenblick später und sie hatte Fioroni mit dem Tacte ächter Weiblichkeit durchschaut. Ein höhnisches, verächtliches Lächeln umspielte jetzt ihren Mund.

Ihre Gestalt hob sich, wie die einer Königin, ihre Augen aber funkelten und ihre Stirne leuchtete. So stand sie einen Moment schweigend da — groß, herrlich anzuschauen, wie eine zürnende Juno; dann aber rief sie, und ihre Stimme bebte vor Zorn und Verachtung:

„Sie sind ein Elender, den der Neid um das Verdienst dieses genialen jungen Maestro zu einem Tropf herabgewürdigt hat. Gehen Sie — — und lassen Sie sich nie mehr vor meinen Augen sehen.“

Und mit diesen Worten kehrte sie ihm stolz den Rücken und verschwand in einer Seitenthüre.

Fioroni war aufgesprungen. Er war bleich, wie der Tod; in seinem Inneren aber kochte es wie doppelte Rache. Wären seine Blicke Dolche gewesen — die Bernasconi hätte in jener Stunde aufgehört zu sein.

Aber — es war ja auch noch nicht aller Tage Abend!

Evviva il maestro! evviva il maestrino!

Endlich war der Tag erschienen, an welchem Wolfgang Amadeus Mozart's erstes großes dramatisches Werk: „Mithridates, König von Pontus" auf dem Theatro ducale zu Mailand gegeben werden sollte.

Ganz Mailand war in Bewegung — ganz Mailand war in zwei Partheien getheilt: in die erwartungsvollen Freunde des jungen Maestro und in dessen Gegner, die indessen fortwährend, doch nur unter der Decke, intriguirt hatten.

Wohl war die Geschichte mit der Bernasconi ruchbar geworden, doch erfuhr man den Namen dessen nicht, der der Primadonna die sonderbare Zumuthung gemacht, in Mozart's Oper, Arien einzulegen, die ein Unbekannter componirt. Für den fürstlich Salzburgischen Capellmeister

war aber die Nachricht hiervon peinlich und beängstigend genug; denn hatte sich auch die Bernasconi, als die wichtigste Person, für Amadeus erklärt, und war, mit dem Zurückweisen des zudringlichen Gegners, auch dies Gewitter glücklich vorübergezogen, so ging doch unumstößlich aus der ganzen Sache — so gut wie bei dem Versuche mit Santorini — hervor, daß eine mächtige Parthei unablässig gegen Wolfgang arbeite. Und was konnte diese Partei nicht alles noch bei der ersten Aufführung bewirken?!

Wie viel unruhiger wäre aber Vater Mozart noch gewesen, hätte er den Haß gekannt, der seit jenem Vorfall mit der Primadonna in dem Herzen Fioroni's gegen diese und seinen Sohn tobte. Haß ist der Gegensatz der Liebe; Liebe, die abnimmt oder zurückgestoßen wird, verliert sich nach und nach in ihn, wie die abnehmende Tugend in das Laster. Aber der Haß ist auch wieder der Vater der Rache, zumal in Herzen, in welchen italienisches Blut pulsirt. Und was sind Haß und Rache nicht alles fähig? Nicht das eigene Verderben achten sie ja, wenn nur das Verderben des Gehaßten erzielt wird; — wie die Wespen stechen, wenn sie auch darüber Stachel und Leben verlieren.

Das Schlimmste dabei aber war, daß weder der Vater noch der Sohn ahnte, welchen Feind sie in Fioroni hatten; denn dieser geberdete sich vor wie nach als ihr bester Freund, ja er ward mit jedem Tage zutraulicher und zuvorkommender gegen Amadeus. Der größte Haß ist stille, so

stille, wie die tiefen Wasser; so stille, wie beglückte Liebe, die größten Tugenden und — die schlimmsten Hunde!

Indessen nahm der Vater die Begebenheit mit der Bernasconi doch als eine gute Vorbedeutung. Noch andere glückliche Vorbedeutungen trugen dazu bei, ihn etwas zu beruhigen.

Das Gesicht des Copisten strahlte nämlich vor Vergnügen, und dies war in der That ein gutes Zeichen; indem der Capellmeister wohl wußte, welch' eine bewunderungswürdige Gabe diesen Leuten eigen, die Accidenzien vorher zu schätzen, welche ihnen eine neue Oper versprach. War die Musik gut, machten einzelne Piecen furore, so verdiente damals der Copist mehr mit Abschreiben, als das Honorar für den Componisten betrug.

Somit war das heitere, leuchtende Antlitz dieses Menschen ein prächtiges Omen. Ferner hatte sich schon bei der ersten Orchesterprobe der nahe Sieg des Sohnes auf den langen Gesichtern Derjenigen abgemalt, welche Vater Mozart bis dahin mit ihren böswilligen Prophezeihungen so sehr beunruhigt. Endlich waren die Bernasconi, Santorini, Colombo, Sammartino und Fioroni — alles sachverständige Leute — von der Musik ganz entzückt.

Amadeus war dabei göttlich. Ihn kümmerte gar nichts als seine Musik! Mit welchem Ernst und unerschütterlichen Fleiß er auch bis dahin an die Arbeit gegangen, eine olympische Ruhe und Heiterkeit thronte, wenn er die Feder niedergelegt, in seiner Seele und auf seiner

Stirne. Es war dies aber keineswegs Hochmuth, Eitelkeit oder Selbstüberschätzung, sondern ein ganz eigenthümliches Bewußtsein, des wirklichen Werthes seiner Schöpfung. War doch diese ganze Erscheinung Fleisch gewordenes musikalisches Bewußtsein — Musik in Menschengestalt — animalisch-lebende Musik. Was er für gut, neu, trefflich erkannte, war es auch unfehlbar. Die Composition seines Mithridat's, erkannte er auf seiner damaligen Bildungsstufe dafür, er wußte die Oper war voll Geist und Lieblichkeit und erhob sich weit über die Menge der übrigen tragischen Opern, wie man sie damals in Italien machte.

So kam es denn das Amadeus auch nicht das Fieber kannte, welches in Componisten sonst den Tag vor einer ersten Vorstellung zu wüthen pflegt. Seine Augen waren klar, die Blicke ruhig und seelenvoll wie immer und auf der Stirne thronte die Freude einer großen schönen Erwartung.

So kam die Zeit der Aufführung immer näher, als es mit einemmale in einem hinteren Saale des großen Kaffehauses des Corso orientale ungemein lebendig wurde. Wie verabredet kamen fast zur gleichen Zeit Menschen aller Stände herein — theils sich kennend und als bekannt sich begrüßend, gruppirend, lebhaft besprechend — theils fremd an einander vorübergehend. Die Zahl der Anwesenden aber wuchs von Minute zu Minute; auch Frauen und Mädchen waren darunter; doch sah man es diesen meistens an, daß sie nicht den höheren Ständen angehörten. Es flogen sogar hier so feurige und vielsagende Blicke, es

zeigten sich mitunter so auffallende Toiletten, die Bewegungen waren bei Einzelnen so sehr ungenirt, daß dem Urtheil über diese Schönen jedenfalls ein sehr weiter Raum gegönnt werden mußte.

Zwischen allen diesen Menschen durch bewegte sich aber, geschmeidig und glatt wie eine Schlange, eine kleine Figur, die fast mit jedem Anwesenden einige Worte wechselte. Hier flüsternd, dort laut — hier unversehends etwas in die Hand drückend, dort nur mit den pfiffigen Augen einen verstohlenen Wink gebend.

So viel war gewiß, alle diese Menschen handelten in Uebereinstimmung, oder waren doch im Begriff es zu thun; — jedenfalls regierte alle ein Wille, ein Gedanke. Einem lauschenden Ohre wäre es dabei nicht entgangen, daß fast nirgends im weiten Saale von etwas anderem gesprochen wurde, als von der heute zu gebenden neuen Oper — von der Erbärmlichkeit ihrer Musik — von der Schmach, dem Machwerke eines Knaben lauschen zu müssen — und — von dem sicheren Durchfallen des „Mithridates!“

In diesem Sinne sprachen denn auch zwei sehr schöne Mädchen, die in der einen Ecke des Locales fast vereinzelt standen.

Die eine davon gehörte dem Chorpersonale des Theatro della Scala an, die andere schien noch sehr fremd im Leben und noch fremder in dieser Umgebung zu sein. Jene war schön, aber mit Bewußtsein, diese war reizend ohne es zu wissen. In den Blicken der kleinen Sängerin der Scala lag der verführerische Reiz eines gefallenen Engels; in jenen

ihrer Gefährtin spiegelte sich bei kindlicher Unbefangenheit eine große Energie. Es war dies überhaupt ein prächtiges Kind — als Römerin auf den ersten Blick zu erkennen — erstrahlend in Frische, leuchtend vor Jugend und Lebensfülle.

Sicher war dieser Mund auch für ein muthwilliges Lächeln geschaffen; aber dies schalkhafte Lächeln umspielte ihn heute nicht; im Gegentheile es lag eine gewisse Unruhe, eine ernste Besorgniß in diesen Zügen.

„Und was soll denn nun eigentlich heute Abend bei der Aüfführung der neuen Oper geschehen?“ — frug jetzt mit gespannter Erwartung die hübsche Tochter Rom's.

„Hat Dir dies Maestro Grimani, Dein Gesanglehrer, nicht schon gesagt?“ — versetzte die Andere.

„Nein! — Bis jetzt hab' ich ihn nur über die Musik des jungen Maestro Mozart schimpfen und ihn sagen hören, daß er die Oper zum Falle bringen würde. Gerade deshalb hasse ich ihn aber; denn ich bin überzeugt, daß es eine Lüge ist, was er sagt: Signor Amadeus componirt so göttlich schön . . . .“

„So kennst du ihn?“

„Ja, von Rom aus!“ — sagte die Angeredete und kehrte sich um, um die Röthe nicht sehen zu lassen, die mit der Gluth der Leidenschaft ihr Gesicht bedeckte. Zu ihrem Glück trat in diesem Augenblick der kleine, bewegliche Mann, der bis jetzt wie eine Schlange durch die ganze Gesellschaft hingeglitten war, auch zu den beiden Mädchen. Es war Niemand anders, als Grimani selbst.

Aber seine verwitterten Züge belebten sich und seine pfiffigen Augen funkelten in sinnlichem Behagen, als er vor den beiden schönen Gestalten stand. Dann schlüpfte seine rechte Hand rasch in die Rocktasche und aus der Tasche an die Seite der Choristin, an welcher diese ihren Arm herunter hängen ließ. Die Hände berührten sich und die kleine Römerin glaubte etwas wie Gold funkeln zu sehen.

„Aber auch dafür geschafft!" — krächzte er dabei leise. Dann wandte er sich rasch der Anderen zu, kniff sie in die Wangen und sagte:

„Und Sie — meine liebe, kleine, neue Schülerin Sie werden heute Gelegenheit haben, Ihrem Lehrer einen großen Dienst zu erweisen. Ein Mädchen aber, das sich dem Theater widmet und einst als Sängerin glänzen will, muß klug sein und alles für die Gunst des Lehrers thun, von dem oft ihre ganze Zukunft abhängt. Passen Sie also auf, was Sie heute Abend zu thun haben: Sie gehen mit Ihrer Freundin hier auf die Bühne. Für Zulassung ist gesorgt. Dort finden Sie dann eine Menge anderer Damen, die ebenfalls von mir instruirt sind; auch der Herr Capellmeister Fioroni wird dort sein, um hinter den Coulissen der Aufführung beizuwohnen. Geben Sie dann acht, ... gleich bei dem ersten Auftreten der Bernasconi wird unter den Zuschauern ein Zischen, Räuspern, vielleicht sogar ein Pfeifen laut werden. Signor Fioroni wird dann, gedeckt von den Decorationen, laut auflachen. Dies ist Ihr Zeichen. Auch Sie und alle Damen um Sie — lachen laut mit, zischen und räuspern sich. Bringt nun

der ganz ungewöhnliche, und bei der Bernasconi ganz unerhörte Auftritt die stolze Primadonna außer Fassung, so wird sie entweder, wüthend vor Zorn, gleich zurücktreten, und dann haben wir gewonnen —; oder aber sie singt bei ihrem kühnen energischen Wesen ihre Arie doch; dann bricht mitten in dem Gesang — auf des Capellmeister Fioroni's geheimes Zeichen — ein neues Lachen und Lärmen unter Ihnen aus, daß sofort sein Echo im Parterre und den Logen findet. Weiter brauchen wir nichts: die übermüthige Bernasconi ist alsdann gedemüthigt, die Ehre der italienischen Musik gerettet, und die Oper a terra! — Also aufgepaßt und gut gemacht und ich verspreche meiner kleinen Schülerin, daß ich und Signora Fioroni ihr in kurzer Zeit die schönste Laufbahn eröffnen werden."

„Halt!" — rief hier die kleine Römerin und ihre Augen funkelten wie die einer gereizten Löwin — — aber es war zu spät, Grimani hatte sich schon wieder unter die Masse verloren, und diese entströmte eben jetzt, da es Zeit zur Oper war, den verschiedenen Ausgängen des Saales.

Unterdessen hatte sich auch Amadeus mit dem Vater nach dem Theater begeben. Aber in welch' verschiedener Stimmung befanden sich beide!

Wenn Vater Mozart die Oper selbst componirt — wenn seine eigene ganze Zukunft auf ihrem Erfolge gestanden, er hätte nicht erregter sein können. Wohl war er von der Trefflichkeit des Werkes überzeugt; — wohl hob ihn die Zuversicht seines genialen Sohnes, die Zusprache der Freunde .... aber der gute Capellmeister wußte auch, daß

eine Oper niemals vor der ersten Aufführung zu beurtheilen sei; daß sich ein solches Werk bei der Aufführung oft ganz anders mache, als man gedacht; — er kannte ferner die Capricen des Publikums und war überzeugt, daß eine feindlich gesinnte mächtige Partei heimlich gegen Amadeus wirke.

Das waren denn doch Ursachen genug, sein treues, für des Kindes Wohl so besorgtes Vaterherz höher schlagen zu machen. Indessen verbarg er seine Beunruhigung so gut er konnte, um sie nicht auf den Sohn zu übertragen. Aber Amadeus .... o! er wußte nicht das geringste von Furcht. Aufgeregt — ungeheuer aufgeregt war er heute zwar auch .... aber nur freudig. Seine Stimmung war eine unendlich gehobene, man könnte sagen selige! Es war ihm genau zu Muthe, wie einem kühnen Feldherrn vor einer entscheidenden Schlacht, den die bewährte Tüchtigkeit seiner Truppen siegesgewiß macht.

Indessen waren doch Vater und Sohn so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß keiner von ihnen ein Wort sprach.

Das Theater füllte sich ungemein; — der Moment des Anfanges war ganz nahe und eben wollte der Vater nach seiner Loge, der Sohn nach seinem Dirigentenstuhle im Orchester gehen, als sie in einem dunklen, unter der Bühne nach dem Orchester führenden Gange von einer verhüllten Gestalt angehalten wurden.

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau!“ — rief ihnen diese entgegen — „nur einen Augenblick!“

Vater und Sohn hielten erstaunt an; die Stimme war eine weibliche und ihnen bekannt.

„Was soll das?“ — rief der Capellmeister, der daran dachte, daß sie in Italien, dem Lande der Rache und der Dolche, waren.

„Maestro Mozart ist verloren!“ — fuhr die Verhüllte rasch fort, indem sie sich bemühte ihre Stimme zu dämpfen und zu verstellen.

„Warum?“ — frugen beide.

„Weil sich Grimani und Fioroni mit einer Masse von Menschen verschworen haben, die Oper gleich beim Auftreten der Primadonna durch Lärm, Zischen und Lachen zu unterbrechen. Fioroni wird das Zeichen geben....“

„Wer?!“ — riefen jetzt Leopold und Wolfgang Mozart wie aus einer Kehle.

„Fioroni!“

„Das ist unmöglich; er ist unser bester Freund!“

„Er wird auf der Bühne, verborgen von den Coulissen und Decorationen die Zeichen geben, wenn der Lärm dort beginnen soll. Sei er Ihr Freund oder Feind, es gibt nur ein Mittel der Rettung.“

„Und das wäre?“

„Wenn der Vater hinaufeilt, sich neben Fioroni stellt und ihn nicht einen Moment außer Augen läßt.“

„Der Vater?“ — wiederholte Amadeus murmelnd.

„Auch die Bernasconi muß wissen, daß man sie einschüchtern und ihre erste Arie unterbrechen will.“

„Recht! recht!“ — rief jetzt der Capellmeister. —

„Vortrefflicher Gedanke!.... Gott lohne dir, Unbekannte, diese Warnung!“ — und damit verschwand er, die Sängerin von dem eben gehörten in Kenntniß zu setzen und seinen „Freund“ Fioroni aufzusuchen.

Aber Amadeus stand noch wie angewurzelt. Eine sonderbare Idee durchzuckte sein Gehirn. Die Stimme erinnerte ihn.... nein es war nicht möglich. Das Wort „Vater“.....

„Aber wer bist Du?“ — rief er jetzt zitternd vor Bewegung. — „Ich kenne Deine Stimme!“

„Und ich die Deine.“

„So nenne Dich und nimm die Verhüllung ab.“

„Erst eine Belohnung für meine Warnung.“

Wolfgang griff nach der Tasche.

„Nicht so!“ — rief fast beleidigt die Verhüllte. — „Ich will nur eine Antwort auf eine Frage.“

„Und diese Frage wäre?“

„Trägst Du ein Amulett?“

„Ja!“ — rief Amadeus und seine Hand zitterte als er Hemd und Weste aufriß und das kleine goldene Kreuz zeigte, daß er hier an einer Schnur trug.

„Gelobt sei Gott!“ — rief die Gestalt. — „So darf ich nicht verzagen!“

„Giuditta!“— ertönte es aus Amadeus Munde... aber die Gestalt war verschwunden und aus dem Orchester rief man nach dem Maestro; die Oper mußte beginnen.

Wie Wolfgang nach seinem Platze gekommen, wußte er nicht. Giuditta in Mailand — — sie der Schutz-

geist, der ihn umschwebte, obgleich er sie fast schon vergessen! sie, die ihn liebte und ihm vielleicht aus Liebe gefolgt war; ...und dann wieder Fioroni das Haupt seiner Feinde;... Fioroni, der bis dahin so warme, begeisterte Freundschaft geheuchelt! .... und Feinde auf der Bühne und Feinde unter den Zuhörern!.... und die Bernasconi?... wird sie, die Stolze, die Kraft und den Willen haben einem malicieuse angelegten Sturme zu widerstehen? Alles das wirbelte in dem Geiste des jungen Maestro's chaotisch durcheinander, daß ihm der Kopf brannte;... doch... die Schlacht war angeboten, sie mußte geschlagen werden.

Amadeus ergriff hastig den Tactirstab, der heute sein Feldherrnstab sein sollte.... ein lautes Pochen auf seinen Pult, und das überfüllte Haus war todtenstill. Ein Zeichen und die Ouvertüre begann.

Das aus sechszig Personen bestehende Orchester spielte vortrefflich, denn es spielte mit Lust. Die Ouvertüre gefiel und die Oper fing an. Jetzt aber begann das Herz des kleinen Componisten doch höher zu pochen, denn der Augenblick war gekommen, in welchem die Bernasconi als Aspasia auftreten mußte. Da erschien sie..... aber ... welche großartige imponirende Erscheinung war dies!

Ein allgemeines „Ah!" des Erstaunens durchflog das Haus. Ein schöneres Weib hatte die Mailänder Bühne nie gesehen;.... gebietendere Blicke konnte eine Königin nicht auf ihre Sklaven schleudern;.... vernichtender und doch auch unwiderstehlicher konnte kein Auge flammen. Man sah, daß diese Blicke die Feinde suchten und wie sie

über Parterre und Logen flogen, da schlugen hunderte ihre Augen beschämt nieder und Niemand wagte auch nur einen Laut. Und jetzt, nach einem prächtigen Recitativ, begann die Stimme dieser Zauberin ihre große Arie. Ha! das war nicht das altmodische, schon hundertmal dagewesene Gegirre, mit seinen unvermeidlichen stabilen Trillern und Rouladen,.... das war Leidenschaft, — Leidenschaft in der Musik und Leidenschaft in Spiel und Vortrag;.... das war eine Musik, der Natur abgelauscht;... das packte mit der Allgewalt des Großen, Schönen, Erhabenen.

Mit der tiefsten Stille lauschte die Menge — den Athem anhaltend — den herrlichen Tönen. Jetzt schwieg die Bernasconi; aber in demselben Momente erhob sich ein rasender Beifallsturm, der nicht endete, bis die Primadonna — jetzt vom doppelten Siege, der Musik und ihrer Erscheinung, verklärt — die Arie wiederholte.

Fioroni stand unterdessen bleich wie der Tod neben Vater Mozart, der seinen Arm in den des Capellmeisters des Theatro ducale gelegt hatte. Innere Wuth verzehrte ihn, denn nicht ein einziges Räuspern, Scharren oder Murren hatte sich hören lassen und der verfluchte Salzburger hielt ihn so fest und beobachtete ihn so genau, daß er auch nicht einmal ein Zeichen für seine hinter der Bühne aufgestellten weiblichen Truppen geben konnte. Er war geschlagen, trotz der großen Summen Geldes, die er geopfert, und der Sieg seiner Feinde war gewiß.

Noch hielt er es eine kleine Weile aus; als aber der Beifall immer lauter wurde, riß er sich endlich von Vater

Mozart los und stürzte aus dem Theater. Unglücklicherweise traf er aber hier auch noch mit Grimani zusammen, den der Aerger gleichfalls herausgetrieben, und nun entstand ein furchtbarer Streit, da Fioroni behauptete: Grimani müsse das Geld, das er ihm zur Bestechung in so reichem Maaße gegeben, unterschlagen haben. Worte des Zornes, der Wuth und des Hasses kreuzten sich, und es war in der That gut, daß keiner der Beiden ein Stilet bei sich hatte, sonst würde unfehlbar Blut der Sache ein Ende gemacht haben.

Als Fioroni endlich nach Hause kam, fühlte er sich krank und noch dieselbe Nacht stellten sich Symtone einer starken Gelbsucht ein. — —

Aber.... welch' ein ungeheurer Lärm erfüllt jetzt die Räume des Theatro ducale?

Die Oper ist aus, — es ist der rasende Beifallssturm der Menge, der aber jetzt nicht mehr der Bernasconi gilt'— die ihre Lorbeeren schon geerntet hat -- sondern Wolfgang Amadeus Mozart; denn unter nicht endendem Händeklatschen rufen Tausende von Stimmen: „Evviva il Maestro!“ — „Evviva il Maestrino!“*)

Amadeus ist selig. Er dankt und dankt wieder und wie er das Haus verläßt, ertönt es von der Straße auf's Neue:

---

*) „Es lebe der Meister!“ — „Es lebe das Meisterchen!“ Historisch. Nissen S. 288. Oulibicheff I. Thl. S. 66. Jahn: I. Thl., 2. Buch. S. 215.

„Evviva il Maestro!“ — „Evviva il Maestrino!“

Kaum kann er in den Wagen steigen. Jetzt hat er den Sitz gewonnen, da noch einmal neigt sich eine Gestalt herein,.... ein Arm umschlingt ihn, ein Kuß brennt auf seinen Lippen.... er ruft „Giuditta!“.... aber die Holde ist verschwunden und nur ein Blumenstrauß ruht in seinem Schooße, und auf dem Zettel, der an den Blumen befestigt ist, stehen die Worte: „Treu in Liebe bis auf Wiedersehen!“ — — — —

Das warst du, herrlicher italienischer Traum des großen Mozart. — Mithridate, Re di Ponto ging alle stelle! und als der Cavaliere filarmonico aus Italien schied, ehrte ihn Mailand mit dem Auftrage: die erste Opera seria für den Carnaval 1773 zu schreiben. Zugleich traf durch den Grafen Firmian in Mailand der Wunsch der Kaiserin Maria Theresia ein, daß Amadeus zur Feier der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit der Erbprinzessin von Modena eine große theatralische Serenade*) componiren möge.

O wunderschöner Traum der Jugend, wie bald bist du verrauscht! Lächle ihm nach, himmlisches Italien, dem Meister der Töne — — — er wird noch manchmal Deiner gedenken, und selig schwärmen in der Erinnerung der Tage, die er in Dir verlebt.

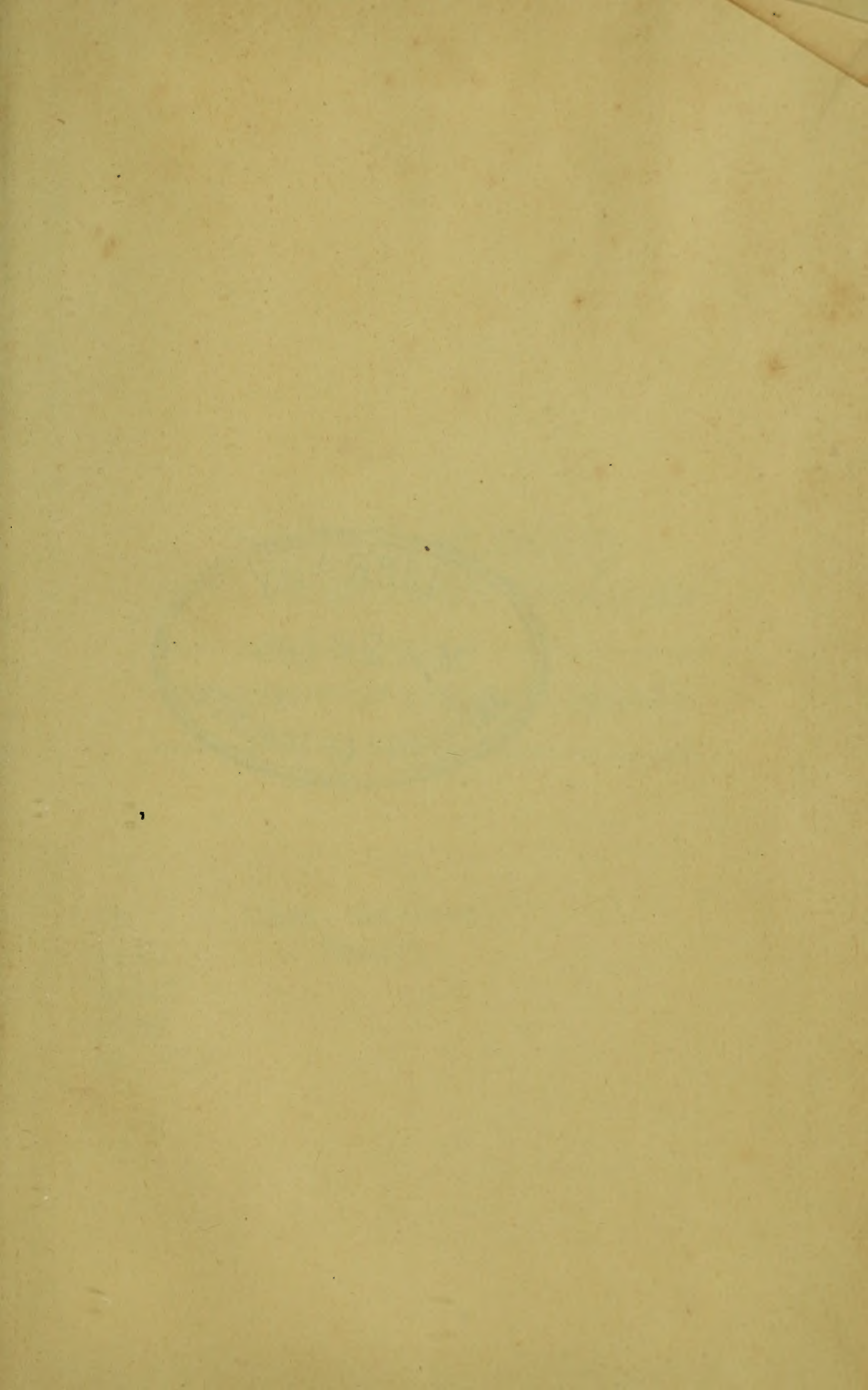
---

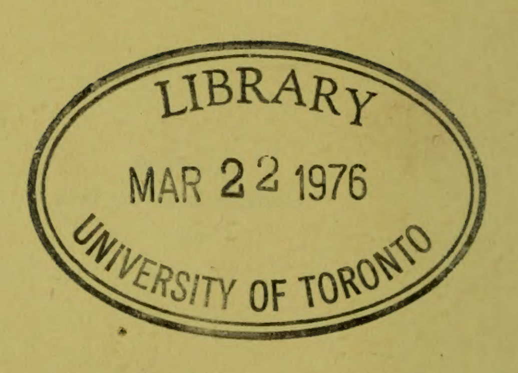
*) Unter einer Serenade verstand man damals eine Cantate, der ein dramatisches Spiel zu Grunde lag.

Und Du, holder Schutzgeist? wirst Du ihn wiederfinden auf kaltem nordischem Boden? — Wer wagt den Schleier zu lüften?.... Jetzt, jetzt — zieht nur Dein Bild mit ihm und das kleine goldene Kreuz, daß er auf seinem Herzen trägt.

Ende des zweiten Bandes.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 04 01 006 7